10 348 [1]

Tapper, John:

Geschichte des
britischen Indien.
1. Teil.

Hamburg 1858.

Geschichte des britischen Indien.

Erster Theil.

Erwerbs-Buch Nr. 6757 (1)

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind ferner erschienen:

	Thlr.	Sgr.
Bösche, Ed. Theodor, Wechselbilder von Land- und Seereisen, Abenteuern, Begebenheiten, Staatsereignissen, Volks- und Sittenschilderungen während einer Fahrt nach Brasilien und eines zehnjährigen Aufenthalts daselbst . .	1	15
Bolivar's Denkwürdigkeiten Herausgegeben von seinem General-Adjutanten Ducoudray-Holstein; die Charakterschilderung der Thaten des Süd-Amerikanischen Helden, die geheime Geschichte der Revolution in Columbia und ein Sittengemälde des Columbischen Volks enthaltend. 2 Theile	2	20
Castlereagh's, Lord, Denkschriften, Depeschen, Schriftenwechsel und sonstige amtlich-diplomatische oder vertrauliche Mittheilungen. Deutsch von *Dr.* S. Frankenberg. 1. bis 5. Theil	5	—
Crusenstolpe, M. J von, der Russische Hof von Peter dem Ersten bis auf Nicolaus den Ersten, und einer Einleitung: Rußland vor Peter dem Ersten. 1. bis 6. Band	7	15
— Der Versailler Hof vom Anfange des achtzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. 1. bis 6 Band .	7	15
Daschkoff, Fürstin, Memoiren. Zur Geschichte der Kaiserin Katharina der Zweiten. Nebst Einleitung von Alexander Herzen. 2 Theile	3	—
Depping, G. B., die Heerfahrten der Normannen bis zu ihrer festen Niederlassung in Frankreich. 2 Theile . . .	3	—
Eschwege, W. L von, Portugal. Ein Staats- und Sittengemälde nach dreißigjährigen Beobachtungen und Erfahrungen. 1 Theil	1	20
Everett, Alex. H., Amerika, oder allgemeiner Ueberblick der politischen Lage der verschiedenen Staaten des westlichen Festlandes, nebst Vermuthungen über deren künftiges Schicksal. 2 Theile	2	15
Geschichte, medicinische, des russisch-türkischen Feldzugs in den Jahren 1828 und 1829	1	15
Herzen, Alexander, Aus den Memoiren eines Russen. Im Staatsgefängniß und in Sibirien	1	—
— — — Neue Folge. Petersburg und Nowgorod . . .	—	20
— — — Dritte Folge. Jugenderinnerungen	1	—
— Briefe aus Italien und Frankreich	1	—
— Rußlands sociale Zustände	1	—
— Vom anderen Ufer	1	15
Kobbe, P. von, Geschichte der neuesten Zeit. 2 Theile .	3	—

E. 1. 1.
Bücherei Rgts. v. Winterfeldt № D 211 1

Geschichte des britischen Indien

von seinen frühesten Urkunden bis zur Gegenwart.

Beschreibung

seiner Natur, Regierung, Religion, Sitten u. s. w.

Von

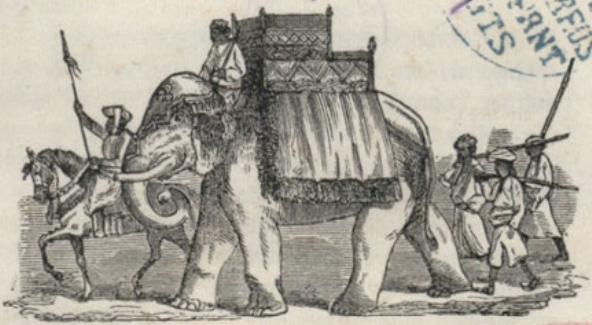
John Capper,

Mitglied der königl. asiatischen Gesellschaft, vormals Redacteur des Ceylon Examiner.

Ins Deutsche übertragen

von

J. S. Lowe.



Erster Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1858.

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773
Wa5166780

Pol. Tow. Geograficzne w W-wie
BIBLIOTEKA CENTRALNA
10348[1]

Vorrede des Verfassers.

Das große Interesse, welches die indischen Angelegenheiten überall, wo die öffentliche Meinung sich äußern konnte, in den Spalten der Zeitungen, in kritischen Blättern, in Flugschriften u. s. w. erregt haben, ließ den Verfasser vermuthen, daß er keiner Entschuldigung für die Herausgabe dieses Werkes bedürfe.

Viel ist bereits über diesen Gegenstand geschrieben worden, und zwar sind es gerade die geschicktesten Federn gewesen, die dieses Thema, welches in der Volkssprache „die indische Frage" heißt, abgehandelt haben.

Demungeachtet wurde der Mangel eines Werks empfunden, welches das Publikum nicht nur mit solchen Thatsachen bekannt machte, die auf die politische Phase des Gegenstandes abzwecken, sondern auch ein treues Bild der socialen und industriellen Zustände der vielen Raçen, aus welchen die Bevölkerung des britischen Indiens besteht, liefern sollte.

Ein vieljähriger Aufenthalt im Oriente, eine lange Verbindung mit der indischen Presse und Bekanntschaften mit Beamten der indischen Compagnie

der drei Präſidentſchaften, Kaufleuten und Pflanzern, gaben dem Verfaſſer den Muth, die indiſchen Zuſtände bei ihrem rechten Namen zu nennen. Die damit verbundenen außerordentlich großen Intereſſen ließen keine ſchonendere Behandlung zu.

Die neulich beliebten Geſetze, mit welchen Indien regiert werden ſoll, ſind nur die Vorläufer großer, beträchtlicher Veränderungen, die nicht lange ausbleiben können; die da kommen müſſen — friedlich und geſetzlich, wenn wir wollen — aber kommen müſſen ſie, ſo gewiß wie das helle Tageslicht der Intelligenz in die Herzen und Seelen der hundert Millionen unſerer Mitmenſchen eindringt.

Nicht durch ſolche Mittel, wie die feierliche Poſſe, die im Committée-Zimmer des Unterhauſes aufgeführt wird, kann das Werk gefördert werden; der dümmſte und ärmſte indiſche Ryot muß den Schleier der nachäffenden Juſtiz durchſchauen, welche dem Kläger Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen behauptet, indem ſie nur die Zeugen der Klienten des Vertheidigers vernimmt. In Indien, und nur in Indien muß die Arbeit gethan werden. Dort allein darf ein Unterſuchungs-Committée die Wahrheit, und die ganze Wahrheit zu erfahren hoffen, in Betreff derjenigen Dinge, die in das künftige Schickſal des britiſchen Indiens ſo tief eingreifen — Dinge, welche in dieſem Werke nur oberflächlich berührt werden können. Petitionen, Zeit- und Flugſchriften haben den Boden ſtark gedüngt. Viel

guter Saamen iſt ausgeſtreut, die Zeit der Erndte iſt aber noch nicht gekommen.

Glücklicher Weiſe liegen die Tage hinter uns, an welchen eine indiſche Rede im Unterhauſe als die zur Abendmahlzeit rufende Glocke — ein Artikel über Indien in den Zeitungen als ein Schlaftrunk für die Leſer betrachtet wurde. Solchen veralteten Glauben, als ſeien ſie bei der Wohlfahrt der drei Präſidentſchaften unbetheiligt, haben die Engländer bereits abgeſchüttelt. Der Philoſoph, der gelehrte Volkswirth, der Fabrikant, der Kaufmann, der Schiffsrheder und mehr als Alle der Chriſt, finden ein weites Feld für ihre Sympathie und Energie in jenem wunderbaren, von der Natur ſo reich begabten und doch in Aberglauben und Elend verſunkenen Lande, einem Lande, von welchem der größere Theil ſeit drei Viertheilen eines Jahrhunderts in unſerem Beſitze iſt, deſſen Handel während der letzten acht oder neun Jahre keine Fortſchritte gemacht, deſſen Einwohner an Steuern halb ſo viel bezahlen als in Großbritannien und Irland eingeht, und die dennoch von britiſchen Waaren jährlich im Durchſchnitt nicht mehr als den Werth eines Schillings Sterling pro Kopf conſumiren, was nur ein Vierzehntel des Bedarfs der Einwohner Chilis und der La Plata-Staaten beträgt. Auf den Bau der Landſtraßen in Indien wird nur ſo viel verwendet, als eine unſerer großen Städte für ihren Straßen- oder Wegebau ausgiebt. Die jährlich für Schulunterricht aufgewendete Summe läßt, nach

Familien berechnet, nur drei Farthing (3/4 d.) auf jede kommen. Eiſenbahnen ſind während funfzehn Jahren im Ganzen jährlich funfzehn Meilen gebaut worden! In den durch eine chriſtliche Regierung unterhaltenen Hochſchulen iſt die heilige Schrift verbotene Waare, der Name des Erlöſers ein verpönter Schall, der nur in leiſem Flüſtern gehört wird. Ein ſolches Land kann im neunzehnten Jahrhundert kein gleichgültiger Gegenſtand für Engländer ſein. Es iſt ihnen auch nicht gleichgültig. Indien braucht nur ſeine Stimme zu erheben und ſie wird von einem Volke gehört werden, an welches der Ruf nach Gerechtigkeit noch nie vergebens gerichtet wurde.

Earls Court Brompton, Auguſt 1853.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Einleitende Skizze der Naturgeſchichte Britiſch-Indiens 1

Erſter Theil. Hiſtoriſch.

Hinduiſche Periode.

Kapitel I. Die Zeit der Fabel und der erſten hinduiſchen Dynaſtien 65

Kapitel II. Die arabiſchen und tartariſchen Einfälle und die endliche Anſiedlung der Muhammedaner in Indien 83

Muhammedaniſche Periode.

Kapitel I. Sultan Mahmoud und ſeine Nachfolger aus den ghaznividiſchen und ghorianiſchen Dynaſtien 96

Kapitel II. Von der Errichtung des Königreichs Delhi bis zu ſeiner Eroberung durch die Tartaren . . . 109

Kapitel III. Von der Regierung Babers bis zur Abſetzung Schach Dſchehans 121

Kapitel IV. Von der Proclamation Aureng-Zeybs bis zum Falle der tartariſchen Dynaſtie 145

Europäiſche Periode.

Kapitel I. Frühe Verbindung zwiſchen der öſtlichen und weſtlichen Welt, mit dem darauf folgenden europäiſchen Fortſchritte bis zur Behauptung der britiſchen Oberherrſchaft in Indien 176

Kapitel II. Von der Zeit der dauernden Niederlaſſung der Briten in Indien bis zum Tode Hyder Ali's . 221

Seite

Kapitel III. Von der Thronbeſteigung Tippo Saibs als Sultan von Myſore bis zu ſeinem Sturze und Tode bei der Belagerung von Seringapatam . . . 260

Kapitel IV. Von der Zerſtückelung des myſoriſchen Reichs bis zur Beendigung des erſten Feldzugs gegen die Mahratten 286

Kapitel V. Von Erneuerung der Feindſeligkeiten an bis zum zweiten Mahrattenkriege 311

Kapitel VI. Der erſte Birmanenkrieg und die Abtretung Aſſams ſowie der Teneraſſims-Provinzen an die britiſche Regierung 359

Kapitel VII. Von der Verwaltung Lord William Bentincks bis zum Anſchluſſe Scinds und der Beruhigung Gwaliors 394

Kapitel VIII. Die Kriege im Pundſchab (oder Pendſchab) und die Einverleibung des Landes der fünf Flüſſe in das britiſch-oſtindiſche Reich 424

Kapitel IX. Der zweite burmeſiſche Krieg und die Einverleibung Pegus 447

Die

drei Präsidentschaften Indiens.

Einleitende Skizze der Naturgeschichte des britischen Indiens.

Die verschiedenen Länder, welche jetzt die drei Präsidentschaften Indiens bilden, zusammen mit denen von Eingebornen regierten Staaten, welche unabhängig von der ostindischen Compagnie, obschon mit ihr eng verbunden, sind zu verschiedenen Zeiten unter verschiedenen Namen bekannt gewesen. Zusammengeworfen und ohne Unterschied nannte man sie: Hindostan, Ostindien und die indische Halbinsel; jetzt werden sie richtiger mit „Britisch-Indien" bezeichnet, eine Benennung, welche selbstverständlich die angedeuteten unabhängigen Staaten ausschließt.

Vom Vorgebirge Comorin im Süden erstreckt sich Britisch-Indien bis zum Himalaya-Gebirge im Norden und vom Berremputra-Delta im Osten bis zum Indus im Westen, mit Ausnahme der neulich einverleibten Provinz Pegu. Dieser Ländercomplex dürfte innerhalb seiner Grenzen 1,200,000 Quadratmeilen

umfassen*), von welchen auf die Präsidentschaft Bengalen 306,012 Quadratmeilen, auf Madras 141,920, auf Bombay 64,908, und auf Sceind und den Pendschab ungefähr 160,000 Quadratmeilen kommen; das Uebrige begreift die verbündeten Staaten in sich.

Der Küstenstrich des britischen Indiens beträgt etwa 3200 Meilen, von welchen der indische Ocean 1800, der bengalische Merbusen 1400 Meilen bespühlt.

Die äußerste Länge Indiens von Norden nach Süden kann zu 1800, die größte Breite, des 25. nördlichen Breitegrades entlang, zu etwa 1500 Meilen angenommen werden.

Von unermeßlichen Gebirgsketten durchzogen, bietet die indische Halbinsel eine merkwürdig abwechselnde Oberfläche von Hochebene, Delta und Thal dar, und da sie sich von 8° 4′ nördl. Breite bis zu 34° nördl. Breite mit Länderstrecken, die zuweilen 2500 Fuß über den Meeresspiegel erhaben sind, ausdehnt, so umfaßt sie natürlich viele Verschiedenheiten der Climate und eine große Temperaturabwechselung.

Wenn man die Halbinsel von Osten nach Westen zwischen den dreiundzwanzigsten und fünfundzwanzigsten nördlichen Parallelen durchstreift, findet man die Vindya-Gebirge, eine theilende Kette eines bezeichnenden Charakters, und die Grundlage derjenigen

*) 69 englische Meilen gehen auf einen Grad des Aequators, mithin ist das Verhältniß zu den deutschen Meilen, wie 69 zu 15, d. h. eine deutsche Meile = $4^{9}/_{15}$ englische.
Anm. des Uebersetzers.

verschiedenen Districte, in welche Hindostan getheilt wird.

Dieser Abtheilungen giebt es vier: der Dekhan südlich von den Vindya-Gebirgen; und nördlich von denselben das Ganges-Delta, Mittelindien, und das Indus-Delta. Einige Schriftsteller nehmen eine fünfte Abtheilung an, indem sie jenem Theil des Dekhans, welcher südlich vom Flusse Kischna belegen ist, den Namen Südindien beilegen.

Die auszeichnende Physiognomie des Dekhans besteht in hohen Gebirgsreihen, die ihn auf jeder Seite umschließen, man nennt sie die nördlichen, südlichen, östlichen und westlichen Ghauts.*) Die letzteren fassen die Ufer des indischen Oceans und des bengalischen Meerbusens auf Entfernungen ein, die von hundert bis auf zehn Meilen abwechseln. Von der Ostküste stehen sie am entferntesten. Ihre Höhe wechselt von 8000 Fuß abwärts. An der südlichsten Extremität der westlichen Ghauts strecken sich die Neilgerry-Gebirge in östlicher Richtung aus, sie sind in ganz Indien wegen ihres schönen Climas und ihrer fruchtbaren hochebenen Landstriche berühmt. Auf diesen Gebirgsrücken sind die Gesundheitsstationen von Utácámund und Dimhutty errichtet. Dort genießen Europäer die stärkenden Alpenlüfte innerhalb weniger Tagereisen von Madras.

*) Ghaut oder Ghât, wird von den Eingebornen als Benennung der vielen Schluchten oder Gebirgspässe gebraucht. Das Wort ist vom Sanscrit gati, Weg oder Steg, entlehnt, von den Europäern aber werden die Berge selbst damit bezeichnet.

Auf der nördlichen Extremität der westlichen Kette, Bombay gerade gegenüber, sind die Mähäbalipura-Gebirge, welche sich zu einer Höhe von 5036 Fuß erheben, auf diesen ist die Gesundheitsanstalt von Mähäbeleschwur zu Gunsten jener Präsidentschaft errichtet. Die Aligerry-Gebirge sind ein Ausläufer jener südlichen Ghauts.

In demjenigen Theile des Dekhans, der als Südindien bekannt ist, befinden sich verschiedene unabhängige Staaten. Der König von Träväcore und der Radschah von Cochin sind Alliirte der ehrbaren ostindischen Compagnie, und bieten dem Betriebe von Handelsunternehmungen in ihren Ländern alle mögliche Erleichterung dar.

Der eigentliche Dekhan umfaßt den ganzen Theil der Halbinsel, der zwischen dem Nerbudda-Thal im Norden liegt und den tiefen Paß, der als Coimbatore-Schlucht bekannt ist und von Osten nach Westen etwa beim 11° nördl. Breite läuft. Der bei Weitem größte Theil dieser Strecke besteht in erhabenen Tafelländern von bedeutender Fruchtbarkeit, eingeschlossen von langen Gebirgsrücken oder Ghauts, die sich in östlicher Richtung erstrecken, bis sie in den Ebenen endigen. Das Tafelland oder Hochebene wird von den Eingebornen Bala-Ghaut, oder das Land oberhalb der Ghauts genannt, und wechselt in Breiten von 150 bis 400 Meilen ab. Ihre Höhe steigt von 900 auf 3000 Fuß. Ein bedeutender Theil des eigentlichen Dekhans wird noch von eingebornen, mit der Compagnie alliirten Fürsten regiert. Das Königreich Mey-

sore im Süden enthält einen Flächenraum von etwa 30,000 Quadratmeilen. Es wird von einem Hindu-Fürsten beherrscht, seine Hauptstadt heißt Seringpatam.

Das Gebiet des Radschahs von Heydrabad umfaßt ungefähr 110,000 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 10,000 Seelen. Es liegt im Norden der Bala-Ghauts und ist hauptsächlich seiner Diamanten-Minen von Golkonda wegen berühmt.

Der Radschah von Berar herrscht über 3,000,000 Unterthanen auf einem Gebiete von etwa 65,000 Quadratmeilen im Umfang, welches östlich von Golkonda belegen ist. Der Staat Sätärä umfaßt ungefähr 9000 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 500,000 Seelen. Er wird von einem Hindu-Prinzen beherrscht und liegt auf den westlichen Ghauts. Südlich von diesem Fürstenthum sind die Ländereien des Radschah von Cäläpore, ein kleiner Staat, 3000 Meilen im Umfange, unter der Botmäßigkeit eines Hindu-Fürsten.

Die britischen Gebiete im Dekhan übersteigen keine 40,000 Quadratmeilen und sind theils der Bombay-, theils der Madras-Präsidentschaft unterworfen.

Ein großer Theil dieser Hochebene ist überaus fruchtbar und reich an Naturerzeugnissen; die Ghauts sind jedoch größtentheils öde und nur wo ihre Vorsprünge unterbrochene Thäler bilden, findet man ausgedehnte Wälder, deren hohe Bäume sich bis hinunter nach den Niederebenen erstrecken.

Der Gürtel des Flachlandes, welcher sich um die indische Halbinsel herum zwischen den Ghauts und der Seeküste zieht, ist fast gänzlich im britischen Besitze.

Seine Breite wechſelt nicht weniger ab als ſeine Fruchtbarkeit und Bevölkerung.

Auf der weſtlichen Seite findet man nach Norden den „Concan", der ſich von der Nerbudda bis zum 15° Norderbreite erſtreckt, von da ab ſüdlich bis 12° 3′ iſt der Staat Cänärä, und von dieſem Punkte bis zum Vorgebirge Comorin iſt das Land Malabar, obſchon die ganze Ausdehnung dieſes weſtlichen Seeufers öfters irrthümlich die malabariſche Küſte genannt wird. Dieſer lange Ländercomplex iſt unregelmäßig auf ſeiner Oberfläche; indem die erſten wenigen Meilen vom Meere ſehr flach und ſandig ſind und keine andere Vegetation als kleine Palmen hervorbringen. Weiter landwärts wird der Boden mit kleinen Hügeln unterbrochen, die mehr oder minder mit Gewächſen bedeckt ſind, und ſich allmählig erheben, bis ſie ſich endlich in den Vorſprüngen der Ghauts verlieren und mit dichtem Gebüſch und Wäldern von Teak und Atlasholz gekrönt werden.

Den Küſtenſtrich entlang findet man außer Bombay noch folgende Städte: Mängälore, Cänänore, Tellichery, Cälicut, Cochin, Aleppi und Trevandrum, alle Handelshäfen und die während des Nordoſt-Paſſatwindes einen bedeutenden Verkehr mit Bombay, Ceylon, dem perſiſchen Meerbuſen, und ſeit Kurzem mit Europa treiben. Goa iſt eine portugieſiſche Niederlaſſung in 15° 30″ nördl. Breite, aber ohne nennenswerthen Handel.

An der äußerſten Südſpitze der Halbinſel iſt das Vorgebirge Comorin und öſtlich davon der Mänäär-

lies-Meerbusen, die kleine Insel Remisseram, berühmt wegen ihres großartigen Hindu-Tempels, nach welchem jährlich Pilger in großer Anzahl wallfahrten.

Auf dem östlichen Küstenstrich finden wir Madras, die Hauptstadt der Präsidentschaft dieses Namens, Negapatam, Veizegäpätäm, Pondicherry und Tranquebar, die ersteren französische, das letztere eine dänische Niederlassung.*) Diese Küste ist der Wuth der südwestlichen Passatwinde stark ausgesetzt, während ihrer Herrschaft darf sich kein Fahrzeug der Eingebornen hinauswagen. Der einzige Hafen an dieser Küste, in welchem Schiffe von einiger Größe sichere Zuflucht finden können, ist der von Coringa.

Der Dekhan ist von Mittelindien nach einigen Schriftstellern, durch die Thäler der Nerbudda und Tapty getrennt; andere machen mit größerer Genauigkeit die Vindya-Gebirge zur natürlichen Grenze beider Landestheile. Diese Gebirgskette erstreckt sich vom 74° zum 84° östlicher Länge, nahezu in gerader östlicher Richtung, indem ihr das Nerbudda Thal in der Entfernung einiger Meilen folgt. In keinem Theile erreichen diese Gebirge eine größere Höhe als 2200 Fuß über dem Meeresspiegel, öfters nicht mehr als 700 Fuß. Sie werden auf verschiedenen Orten von Landstraßen von schlechter Beschaffenheit durchzogen.

Mittelindien nimmt fast genau die Gestalt eines Dreiecks ein, dessen Grundlage von den Vindya-Ge-

*) Seitdem an die englisch-ostindische Compagnie verkauft. Anmerkung des Uebersetzers.

birgen gebildet wird und deſſen Spitze im Süden nach Delhi hin gerichtet iſt. Es beſteht meiſtens aus Hochebenen, häufig mit Gebirgsrücken und ausgedehnten Niederebenen durchſchoſſen, welche letztere außerordentlich fruchtbar ſind. Dem Gebirgszuge entlang, der auf der öſtlichen Seite dieſe Staaten vom Ganges-Delta ſcheidet, ſind die Kohlenflötze, welche jetzt nach Calcutta große Vorräthe liefern.

Faſt ganz Mittelindien wird von eingebornen Fürſten beherrſcht, unter anderen von Guicowar- und Radſchput-Chefs. Ein beträchtlicher Theil des Staats Malwa ſteht unter der Botmäßigkeit des Maharadſchah Sceindiä, während andere Strecken von vielen kleinen Radſchahs regiert werden, unter welchen die Mahradſcha-Fürſten von Holkar und Nagpore genannt werden müſſen.

Auf der weſtlichen Seite dieſes Theils Indiens beſitzen die Briten einen bedeutenden Strich der Ebene von Gudſcherat, welche der Präſidentſchaft Bombay einverleibt iſt. Auf der öſtlichen Seite findet man die Territorien der Radſchput-Fürſten, zwiſchen den Flüſſen Sone und Ganges liegend, eine Region, die der Reſidenz von Allahabad einverleibt ward.

Die nächſte natürliche Abtheilung iſt die des Ganges-Delta, welche ſich von der Mündung des Fluſſes bis zum Fuße der Himalaya-Gebirge erſtreckt, eine Entfernung, die in gerader Linie 150 bis 180 Meilen beträgt. Auf der öſtlichen Seite liegt der Diſtrict Tſchittagong, ſo wie die Aſſam- und Silhet-Thäler; auf der weſtlichen Seite erſtreckt es ſich von

Bäläſore im Meerbuſen von Bengalen, durch Midnäpore und Nägore, nach Radſchmähäl, und von dort bei dem Fluſſe Cuſie nach den Himalaya-Gebirgen.

Ein ſehr bedeutender Theil dieſer Abtheilung iſt zur Cultur unfähig; auf der ſüdlichen Seite, zwiſchen den Mündungen des Ganges und der Berramputra, iſt eine Niederung, die Sunderabunden genannt, welche ſich etwa ſiebenzig Meilen weit ins Land hinein erſtreckt und funfzig Meilen breit, mit Sümpfen und dicken Gebüſchen bedeckt, der Aufenthalt aller verſchiedenartiger Reptilien und wilder Thiere iſt. Die Wirkung der vom Meere hereinſtrömenden Fluthen iſt der Art, daß an die Bebauung des Bodens, mit Ausnahme der allergeringſten Benutzung, nicht gedacht werden kann, obſchon neuliche Verſuche, einen Theil des unfruchtbaren Bodens der See abzugewinnen, theilweiſe gelungen ſind. Nördlich von dieſer Strecke, ſo weit als 25° Norderbreite, und hauptſächlich zwiſchen den Armen der Flüſſe Ganges und Berramputra, wird das Land jährlich während des Anfangs der ſüdweſtlichen Paſſatwinde überſchwemmt, es iſt alsdann mit Waſſer von großer Tiefe bedeckt, indem einige Flüſſe an fünfunddreißig Fuß über ihren gewöhnlichen Stand ſteigen. Obſchon dieſes den Bewohnern viel Ungemach und Verluſt verurſacht, ſo gereicht es ihnen doch zum Heil, indem der Boden dadurch ſehr befruchtet wird und, mit Ausnahme der unmittelbaren Nachbarſchaft der ausgetretenen Flüſſe, die ganze Oberfläche dieſer Flußthäler beim Zuſammentreten der Gewäſſer, welches im October ſtattfindet, ſehr ergiebige Kornerndten liefert.

Außer dem Einfluß der Ueberſchwemmungen, findet man noch auf großen Flächen reichen und fruchtbaren Boden, theils durch viele Ströme bewäſſert, theils künſtlich berieſelt; nördlich von hier ſind wieder, ſoweit die Sümpfe am Fuße der Himalaya-Kette gehen, viele Strecken unbebauten Landes zu finden, die mit Unterholz, Schilf und hohem Graſe bedeckt ſind.

Der niedrigern Kette der Himalaya-Gebirge entlang erſtreckt ſich der Tarai, oder der Sumpf, ein etwas ausgebreiteter Theil Torfbodens, aus welchem unzählige Quellen entſpringen, die oben im Gebirgslande entſtehen. Die ungeheuer großen Maſſen vegetabiliſchen Stoffs, vom Hochlande herabgeſchwemmt, welche Jahr aus Jahr ein auf dieſen Sümpfen verfaulen, machen die Gegend zur menſchlichen Wohnung untauglich, und die zerſtreute Bevölkerung leidet bei ihren Verſuchen, einen dürftigen Lebensunterhalt durch Baumfällen für das Unterland zu erwerben, ſtark von Fiebern.

Die Ebene des Ganges begreift die Diſtricte Bengalen, Behar, Tirhut, Audh, Rohilkund und Allahabad in ſich. Sie iſt der volkreichſte und fruchtbarſte Theil Britiſch-Indiens, indem ſie etwa ſechszig Millionen Einwohner enthält, und mit Ausnahme des Königreichs Audh gänzlich unter der Herrſchaft der oſtindiſchen Compagnie ſteht. *)

Calcutta iſt bei Weitem die größte und reichſte Stadt dieſes oder irgend eines andern Theils Indiens, indem es gegenwärtig etwa 600,000 Einwohner zählt.

*) Auch dieſes ging im J. 1856 in die unmittelbare Oberherrſchaft dieſer Geſellſchaft über. Anm. d. Ueberſ.

Die anderen vorzüglichsten Handels- oder politisch-wichtigen Städte sind: Dakha, Benares, Allahabad, Mirzapore, Gerruckpore, Kahnpore, Furruckabad, Agra, Delhi, Mierut und viele andere, welche Bevölkerungen enthalten, die von dreißig- bis hundertundzwanzigtausend Seelen wechseln.

Zwischen den nördlichen Außenseiten der Ebenen des Ganges und des Indus ist ein flaches unfruchtbares Land, der Doab genannt, welches von einigen Seikh-Häuptlingen, die mit den Briten alliirt sind, beherrscht wird.

Die Indus-Ebene ist auf der östlichen Flanke dieses Flusses belegen, fängt von der Nachbarschaft Attocks an, und erstreckt sich in südlicher und westlicher Richtung bis zur Ausmündung des Indus in die See. Sie begreift den Pundschab, Sceind und andere kleinere Staaten in sich; ein großer Theil dieser Ebene, südlich vom Pundschab belegen, besteht aus wüsten dürren Flächen, und selbst in den günstigern Lagen, wo das Land durch Austritt des Indus und dessen Arme überschwemmt wird, kann der Boden kaum fruchtbar genannt werden, indem er nur geringe Erndten von Gras und Korn hervorbringt.

Der Pundschab, oder das Land der fünf Flüsse, bildet den nördlichen Theil der Indus-Ebene. Er erstreckt sich vom Fuße der Himalaya-Gebirge bis zum Zusammenflusse des Tschenab mit dem Indus. Dies ist der volkreichste Theil der Abtheilung Indiens, von welcher wir jetzt sprechen. Er enthält verschiedene sehr große und dichtbevölkerte Städte. Seine Gesammtbe-

völkerung wird auf drei Millionen geschätzt. Seine alte Hauptstadt Umritsur enthält 100,000 Einwohner, und ist seit langer Zeit im Besitze eines werthvollen Handels mit verschiedenen Theilen Indiens. Sie liegt zwischen den Flüssen Bias und Ravi. Lahore, die neue Hauptstadt, hat eine Bevölkerung von 80,000, Multan am Tschenab enthält 60,000 Einwohner und besitzt einige werthvolle Seiden- und Baumwollen-Manufacturen.

Dieses Land enthält einige sehr fruchtbare Strecken in seinem nördlichen Theile, wo Wasser in Ueberfluß vorhanden ist. Gegen Süden hin ist das Land im Allgemeinen weniger begünstigt, obschon es auch dort einige reiche Thäler, zwischen den Flüssen Ravi und Bias giebt, so wie auch in unmittelbarer Nachbarschaft aller fünf Flüsse. Die neuere Benennung dieser Ströme ist: Sudledsch, Bias, Raves, Tschenab und Eihelam von Osten nach Westen genommen; früheren Schriftstellern des Westens waren sie unter den Namen: Zaradus, Hyphasis, Hydraftes, Aceſines und Hydaspes bekannt. Diese Flüsse laufen von den Himalaya-Gebirgen in südwestlicher Richtung ungefähr 600 Meilen, alsdann, nachdem sie sich in den Tschenab ergossen, vereinigen sie ihre Gewässer endlich an der nördlichen Spitze der Wüste Sceind mit denen des Indus.

Die Siekhs bilden den vorzüglichsten Theil der Einwohner dieses Landes, und ihre Häuptlinge zeigten sich als furchtbare Feinde der Briten während eines der am strengsten bestrittenen Kämpfe, die mit den östlichen Mächten geführt wurden. Der Pundschab ist jetzt

eine Provinz des britiſchen Reichs in Indien, unter einem Reſidenten, deſſen Sitz in Lahore iſt.

Südlich vom Pundſchab iſt Sceind, bis vor Kurzem ein mächtiger, von Amiers regierter Staat, die von den Häuptlingen Belutſchiſtans abſtammen, der jetzt aber der Präſidentſchaft Bombay einverleibt iſt. Er wird im Norden durch Affghaniſtan und Multan, im Oſten vom Staate Radſchputna, im Weſten von Belutſchiſtan und im Süden von Kutſch und dem Meere begrenzt. Bei Weitem der größte Theil von Sceind beſteht in Sandwüſten, als „der Thurr" bekannt, welche ſich faſt über das ganze Land öſtlich vom Indus erſtrecken. Die Wüſte iſt mit langen Reihen niedriger wellenförmiger Sandhügel bedeckt, auf deren Spitzen ſich zuweilen etwas Buſchwerk und hohes Gras befindet. Es ſind jedoch überall auf dieſem Thurr Oaſen von bedeutender Fruchtbarkeit zerſtreut, welche Getreide und Gemüſe hervorbringen. Innerhalb zwanzig und dreißig Meilen vom Indus werden die befruchtenden Wirkungen ſeiner zeitweiligen Ueberfluthungen gefühlt, und dort ſowohl als weithin auf der weſtlichen Außenſeite dieſer Provinz zeigt ſich der Boden von ergiebiger Beſchaffenheit. Die Geſammtbevölkerung des Landes überſteigt kaum eine Million Seelen. Seine vorzüglichſten Städte ſind: Schikarpore, Sikkur, Heydrabad, Tetta und Kurrachie. Keine dieſer Städte enthält mehr als 20,000 Einwohner, die zuletzt genannte liegt an der weſtlichen Seite des Indus, hat einen guten Hafen und treibt einen beträchtlichen Handel, der ſeit der britiſchen Beſitznahme ſehr zugenommen hat.

Der Thurr oder die Wüſte wird noch von kleinen Häuptlingen regiert, Radſchput-Fürſten, im Bunde mit der oſtindiſchen Compagnie. Es ſind die Radſchahs von Jeſſulmier, Marwar, Bikanir u. ſ. w. In dieſem Theile Sceinds findet man verſchiedene Städte mit Bevölkerungen von 20,000 bis 60,000 Seelen. Einige derſelben treiben ſtarken Verkehr mit den angrenzenden Staaten.

Wir müſſen noch einer Abtheilung der Continental-Territorien der oſtindiſchen Compagnie, innerhalb der Grenzen der Präſidentſchaft Bengalen belegen, erwähnen. Das erſte von dieſen iſt der Arracan-Diſtrict, der ſich von der nordöſtlichen Extremität des bengaliſchen Meerbuſens bis zu den Grenzen der ehemaligen birmaniſchen Provinz Pegu erſtreckt. Die Phyſiognomie des Landes, die Sitten der Völker und die Naturerzeugniſſe ſind denen der übrigen Abtheilungen der birmaniſchen Länder ſo ähnlich, daß eine allgemeine Beſchreibung ſehr gut für den ganzen Complex dienen kann.

Die Provinzen Tenaſſerim und Pegu, vormals Theile des birmaniſchen Kaiſerreichs, wurden dem britiſchen Reiche, die erſtere im Jahre 1826, die andere im Jahre 1853 einverleibt und werden jetzt von einem Commiſſarius mit gewöhnlichem Stabe, aus Europäern und eingebornen Beamten beſtehend, regiert.

Die Provinzen des Tenaſſerim, wie ſie der oſtindiſchen Compagnie abgetreten wurden, umfaſſen ein Land, das fünfhundert Meilen Länge und vierzig bis achtzig Meilen Breite hat. Es reicht von der Vereini-

gung der Flüsse Salvien und Thungien im Norden bis zum Flusse Pak-Chan im Süden; im Westen bildet die See die Grenze und im Osten scheidet eine hohe Gebirgskette diese Landstrecke vom Königreiche Siam. Der hiesige Regierungssitz ist in Mulmein, welches am Zusammenflusse dieser Flüsse belegen, und ebensosehr zum Zwecke des Handels geeignet ist, wie es durch gesunde Lage für die Truppen Bewunderung verdient.

Das Land ist in drei Provinzen eingetheilt, sie heißen Mergni, Tavoy und Amherst, in der letzteren liegt die Hauptstadt. Die Bevölkerung, obschon im Verhältnisse zu der Ausdehnung des Landes noch gering, hat sich durch Einwanderung aus den birmanischen und peguanischen Ländern, seitdem wir zum Besitz dieser Provinzen gelangten, sehr vermehrt und beläuft sich gegenwärtig auf etwa 160,000 Seelen. Diese Zahl umfaßt ohne Unterschied: Birmanen (oder Burmesen nach der englischen Schreibart), Arracanesen, Peguaner, Talamier, Karener und Toungthusen, mit einer Vermischung siamesischen Bluts, während in den Städten Mulmein und Tavoy sich einige Chinesen, Juden, Mohren, Bengalesen u. s. w., alle mehr oder weniger mit Handel beschäftigt, niedergelassen haben.

So sehr verschieden die geologischen Verhältnisse Indiens ohne Zweifel sind, so sind doch die Auskünfte, welche wir darüber besitzen, nicht so ausführlich und befriedigend, wie man wünschen möchte; und viele Jahre dürften noch vergehen, ehe unsere geologischen Kenntnisse dieses weitläufigen und wunderbaren

Landes auf einer Grundlage ruhen, welche zugleich zuverläſſig und in genauer Uebereinſtimmung mit den Regeln einer Wiſſenſchaft iſt, die jetzt noch in ihrer Kindheit ſich befindet.

Die höheren Schichten Südindiens werden hauptſächlich durch hypogenen Schiefer gebildet, durchdrungen und gebrochen durch ungeheure Riſſe plutoniſcher und trappeaniſcher Felſen, aus welchen die große Maſſe der weſtlichen Ghauts vom ſechzehnten Längengrade bis zum Vorgebirge Comorin beſteht, und die Grundlage der öſtlichen Ghauts von der Parallele der vindyaniſchen Höhen bis zu ihrer Neigung bei Näggery in 13° 20″ öſtl. Länge. Sie ſind in den weſtlichen Ghauts öfters durch Laterit, und in den öſtlichen durch Sandſtein, Kalk und Laterit gekrönt. Von Näggery bis Cap Comorin bilden ſie mit wenigen Ausnahmen die Grundlagen der Ebenen des Carnatic, Arcot, Siringpatam, Salem, Travancore, Madras und aller dazwiſchen gelegenen Diſtricte. Mit Granit innigſt verbunden, wechſeln ſie mit Hügelreihen auf den Niederungen Salems, das Thal des Cävery, und nördlich davon die Hochebenen von Meyſore, der Baramhall, Bellary-Diſtrict, ein Theil von Heydrabad und das ſüdliche Mahratta-Land. Gegen Nordweſten von Nagpore bei Beidſchapore bis zur weſtlichen Küſte verſchwinden die hypogenen und plutoniſchen Felſen, nur zuweilen treten ſie noch unter einer der größten fortlaufenden Trap-Platten, die es in der Welt giebt, hervor und dehnen ſich weit in die Hochebene Mittelindiens aus.

Gneiß wird gewöhnlich in der niedrigſten Reihe

der Schichten gefunden, zunächſt daran Mica und Hornblende, Schiefer, Actinolite, Chlorite, Thonſchiefer und cryſtalliner Kalkſtein. Die Lagen folgen hier indeß keineswegs in regelrechter Weiſe; denn jeder der obigen Felſen, mit alleiniger Ausnahme von cryſtallinem Kalkſtein, wurde unmittelbar auf Granit ruhend befunden. Die Schichten ſind öfters gewaltſam verrenkt, obſchon die Störung geringer iſt, als man von der Kraft der darauf verwendeten plutoniſchen Wirkung hätte erwarten ſollen. Die Abdachung, obſchon ſehr unregelmäßig, iſt in den weſtlichen Ghauts gewöhnlich gegen Oſten, in den öſtlichen hingegen nach Weſten zu, der Betrag der Neigung wechſelt von zehn bis neunzig Graden. Die am meiſten vorkommenden Felſen ſind Gneiß und Hornblende-Schiefer; aber dem Gneiß darf man die anderen Felſen als unterworfen betrachten. Die Zuſammenſetzung des Gneiß und der andern Schiefer-Felſen weicht in ihren Beſtandtheilen, in den verſchiedenen Localitäten, bedeutend von einander ab, ſie ſind aber alle ſtark eiſenhaltig. Bildhauer-Marmor iſt ſehr ſelten, ja ſo rar, daß er faſt der Beobachtung entging; Thonſchiefer wird ſelten angetroffen, und blauer Dachſchiefer nicht oft bemerkt, aber jede andere Art hypogenen Felſens findet man fortwährend. Ueberall ſind bei den ſich früh ausgebildeten Felſen nur ſelten grubeneiſenhaltige und ſiluriſche Ueberbleibſel entdeckt worden; aber es giebt viele andere in den verſchiedenen Schichten, für welche die Geologen bis jetzt außer Stande ſind, einen Namen

zu finden, oder ihnen einen bestimmten Platz auf der Leiter der abgelagerten Schichten anzuweisen.

Die Sand- und Kalkstein-Betten sind südlich vom Salem-Bruche nicht gesehen worden, aber nördlich von dieser Grenze bedecken sie eine beträchtliche Fläche, jedoch sind sie hauptsächlich auf die erhabenen Hochebenen beschränkt. Diese weit ausgebreitete Entwickelung sieht man in den „Cudappah-Betten", wo sie einen Flächenraum von ungefähr 9000 Meilen bedecken. Sie erscheinen auch zwischen den Flüssen Kistna und Godavery im südlichen Mahratten-Lande, auf den Besitzungen des Nizam, und anderswo, indem sie überall dieselbe relative Lage bewahren und dieselbe Einhüllung von Kieselsteinen und die allgemeine steintheoretische Erscheinung zeigen. Der Einschnitt stimmt meistens mit demjenigen der darüberliegenden Felsen überein.

Geologen haben bei Kotäh, welches an einem der Arme des Godavery liegt, Kohlenadern mit Schalen verbunden gefunden, und bei Nanur haben andere Naturforscher in Kalksteinadern Myriaden von anscheinend microscopischen Foraminiferen entdeckt.

Die Sandsteine führen auch auf Spuren von Kohlen, sowohl harzigen als anthracitischen Gehalts, und geben zu der Vermuthung Anlaß, daß sie mit denen identisch sind, welche die Kohlenpfeiler bei Chirra-Pungi unterstützen, die mit gewissen organischen Ueberbleibseln überhäuft sind und einige Stengel und Blätter von Pflanzen in sich aufgenommen haben. Sie besitzen einen gewissen Grad von Aehnlichkeit mit

der Gruppe in Devonshire; aber sie scheinen besser mit der alten (vorsündfluthlichen) secondären Bildung oder mit den metamorphosischen Felsen classificirt zu sein. Indeß kann man zu keinem positiven Schluß hinsichtlich ihrer gelangen, ehe hier nicht Fossilien entdeckt sind. Mit den andern Felsen Indiens verglichen, bilden sie wahrscheinlich die ältesten der grubeneisenhaltigen Betten. Ein eigenthümliches Interesse heftet sich an den Sandstein in Folge seiner Erzeugung des Diamants, und eine allgemeine Thatsache ist besonders bemerkenswerth, daß granitische oder basaltische Dämme ohne Abwechselung sich in Diamanten-Flächen eindrängend gefunden werden.*)

Betten von Muschelkalkstein, welche in der Nachbarschaft Pondischerry's entdeckt wurden, haben erst seit Kurzem die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen; obschon sogar die Thürstufen vor den Häusern der Stadt seit langer Zeit aus diesem interessanten Felsen gehauen wurden. Diese Kalksteinbetten, in welchen die Muscheln besonders vollkommen sind, steigen in leichten Anschwellungen etwa neun Meilen vom Meere, landeinwärts von Pondischerry, und laufen in ostsüdöstlicher Richtung bis zu einer noch nicht genau ermittelten Entfernung. Der Kalkstein

*) Lavoisier hatte die Entdeckung gemacht, daß Diamanten aus Carbon bestehen, die Schreckensmänner der Revolution wollten ihm keine Frist gestatten seine Experimente fortzusetzen, die Guillotine machte seinen wissenschaftlichen Forschungen ein Ende. Anmerk. des Uebersetzers.

im ſüdlichen Arkôt gehört ungefähr derſelben Epoche an, ebenſo die Lagen, welche in der Gegend von Trichinopoly vorkommen und die anſcheinend unmittelbar auf plutoniſchen und hypogenen Felſen ruhen. Dieſe Betten werden mit ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit betrachtet, ſeit die Herren Kaye und Cunliffe ihre aus dieſen Orten gemachte ſchöne Sammlung nach England geſchickt haben; die Betten bei Pondiſcherry lieferten hierzu bei Weitem den größten Beitrag. Die foſſilen Fiſche darunter wurden von Sir Grey Egerton und Profeſſor Forbes gefunden, ſie gehören, bis auf einen Cycloid und einen Ganoid, der Squaloid-Familie der Placoiden an. Dieſe Foſſilien ſind im Allgemeinen ſchlecht erhalten, ausgenommen die Invertebrata, unter welchen die Cephalopoden mit Ausſchluß von 28 Ammoniten in ſchönſter Beſchaffenheit ſind. Profeſſor Forbes weiſt die Foſſilien aus Pondiſcherry den niederen grünen Sand- oder neocomianiſchen Betten, und jene von Verachellum und Trichonopolis, unter welchen ſich verſchiedene Species befinden, die in Pondiſcherry nicht angetroffen wurden, dem oberen grünen Sande zu, aber Sir Grey Egerton, nach einer Unterſuchung der Ichthioliten, ſtellt die Betten bei Pondiſcherry etwas höher, indem ſie Arten von Borax und Enchodus enthalten, welche bis jetzt nirgends ſo niedrig, als die Berge von Neocomia gefunden worden ſind.

Die tertiären Lagen wurden zuerſt auf dem Wege von Heydrabad nach Nagore entdeckt, am nördlichen Ufer des Godavery, zwiſchen den Hügeln Nirmuls,

und nachher quer durch die Warda nach dem Hingar-Ghaut, wo Herr Malcolmſon Quarz (Chert) und Kalkſtein bemerkte, welcher Schalen enthielt, die Herr Lonsdale für Süßwaſſerbildung hielt.

Die Foſſilien wurden zuerſt bei Munoor gefunden, ſo wie zwiſchen dieſem Dorfe und Hurtnoor, welches nahe bei der Spitze des Muckelgundi-Ghaut iſt, auch in verſchiedenen Theilen des Paſſes, der nach dem Thale von Berar führt. Herr Malcolmſon beſchreibt die Lage, in welcher ſie zuerſt bemerkt wurden, wie die Streifen eines ſonderbaren Quarz-Felſen, der etwa vier Fuß von der Oberfläche hervorragt, auf halbem Wege nach der ſcharfen Ecke des Hauptgebirges hinauf, indem man den ſteilen Paß, der nach der Südſeite der Nirmul-Hügel führt, erklimmt. Er beſteht aus nocularem Baſalt, der in einer grünlichen Wacke eingepfercht iſt. Die Foſſilien gehören alle der Süßwaſſer-Erzeugung und zwar Specialitäten an, welche neuern Urſprungs zu ſein ſcheinen, der noch nicht entdeckt worden iſt. Sie ſind hauptſächlich Species der Phyſa, Cypris, Unio, Limnos, Melania, Paladina und Chara, welche ſeitdem von Sowerby beſtimmt wurden; die Charea kommen in ſolcher Menge vor, daß ſie ganze Felſenmaſſen bilden.

Andere Bodenſätze von Süßwaſſer-Muſcheln kommen zwiſchen Bador und Heydrabad, und ungefähr fünf Meilen ſüdlich von Puddpungalli, bei Radſchahmundry am Godavery vor, die letzteren in Kalkſtein, beide auf Trapp ruhend und damit bedeckt. Hier fand Dr. Benza jedoch Auſtern unter den Limanen und Melaniae, ſo

daß der Bodenſatz urſprünglich in einem See oder Flüßchen, das mit dem Meere in Verbindung ſtand, gebildet worden ſein muß.

Eine der außerordentlichſten Formationen in Indien iſt die des Laterit-Felſens, welche nach Francis Buchann eine Eigenthümlichkeit iſt, die nur in Oſtindien gefunden wird. Er variirt ſehr, ſowohl im Bau als in der Zuſammenſetzung, indeß zeigt er im Allgemeinen einen röthlichbraunen länglichen und zellenförmigen Lehm, der mehr oder weniger verhärtet iſt, indem er eines Theils in einen harten compacten, jaspisartigen Felſen, andern Theils in loſe zuſammengefügten Sandſteinen oder Grit, wie ſolches bei Cälicut und Pondiſcherry der Fall iſt, auf anderen Stellen wieder in rothen geſchiedenen Lehm und andere weiche Stoffe übergeht. Zuweilen ſtellt ſeine Erſcheinung eine Zuſammenſetzung vor, die Bruchtheile von Quarz, plutoniſchen und hypogeniſchen Subſtanzen und Sandſteinfelſen enthält, auch Klumpen Eiſenerz, die aus ihnen allen hervorgegangen, in eiſenhaltigen Lehm gebettet ſind. Die geographiſche Ausdehnung dieſes Felſens legt ihm eine große Wichtigkeit bei; denn er bedeckt die weſtliche Küſte faſt ohne Unterbrechung, und beinahe bis zur Grundlage des Ghauts hinauf, und vom Süden Bombay's bis zum Vorgebirge Comorin. Er wird auch in abgeſonderten Lagen, der Coromandel-Küſte bei Madras, Nellore, Radſchahmundery und Samulcotta gefunden, von wo er ſich nach Cuttack ausbreitet. Er krönt die höchſten Zinnen der öſtlichen und weſtlichen Ghauts und einige der iſolirten Hörner auf

den Hochebenen im Innern. Ja man findet ihn sogar in fast jedem Theile des Dekhans, immer in einer überliegenden Stellung, und allgemein in breiten fortlaufenden Lagern, und aus den Zeichen der Entkleidung läßt sich mit Grund schließen, daß er früher noch viel größere Flächen bedeckte, als jetzt.

Von Sandsteinen, welche zu der sehr späten tertiären Bildung, oder sogar zu den neusten Perioden gehören, sind Betten an der östlichen Küste, der südlichen Extremität der Halbinsel, die pelagische Muscheln enthalten, welche, soweit sie untersucht worden, einer Thierart angehören, die in der benachbarten See heimisch ist. Dieser Felsen erstreckt sich quer durch die Meerenge nach Ceylon, indem er die merkwürdige Barre darstellt, welche unter dem Namen der Adam's-Brücke bekannt ist, und welche in der Meinung des Capitains Newbold gleichzeitig mit dem Laterit emporstieg. Aehnliche Schichten werden in Tinnevelly, Ramnad, beim Vorgebirge Comorin und auf der entgegengesetzten Küste von Ceylon angetroffen.

Wirkliches Diluvium, sagt man, sei nicht in den indischen Längengraden anzutreffen; aber diese Bemerkung ist eher auf die erratische Blockbildung anwendbar, da es im nördlichen Europa, Sibirien, Nord- und Südamerika vorkommt. Es ist, wie Herr Darwin sagt, nicht in den äquatorischen Regionen Südamerika's zu finden, obschon es über den südlichen Theil jenes Continents zerstreut ist. Von diesen und anderen Umständen zu schließen, ist nichts vom wahren Triebe in Südindien anzutreffen, Nordindien zeigt jedoch trans-

portirte Blöcke im hinlänglichen Ueberfluſſe, aber es iſt leicht, ſie nach einer vergleichsweiſe localen Quelle zu verfolgen, von ihrer Nachbarſchaft bis zur Nähe der Himalaya-Gebirge, und es giebt hier keine jener ausgedehnten Verbreitungen der gereiſten Maſſen, welche in Europa durch das beſtändige Phänomen der Eisberge erklärt werden. Es giebt jedoch einige Kies- und Sandlagen, welche in Gegenden vorkommen, wo man ſich ihre Gegenwart durch die Wirkung der jetzt vorhandenen Transportkräfte nicht erklären kann, bei Condapette z. B., im Kuddepah-Diſtrict, iſt eine Kieslage, welche einen Flächenraum von mehreren Meilen bedeckt, die hauptſächlich aus abgerundeten Fragmenten von Trapp, Granit und Schieferfelſen beſteht, welche aus einer Entfernung von zwanzig bis vierzig Meilen hierher transportirt ſein müſſen, ſie ſind mit Kieſeln von Quarz, Jaspis und Quarz vermiſcht, und andere mit den in der Nähe befindlichen Sand- und Kalkſteinen. Noch andere ähnliche Betten ſchließen Foſſilien in ſich und in einem Falle ſind die Knochen des Maſtodon bei Partial Wäkory und auf anderen Plätzen (?) anzutreffen. Betten von dunkelblauem Meerlehm werden unter dem Alluvium liegend auf vielen Stellen längſt der Küſte von Coromandel, zuweilen in der Ausdehnung von zwei bis drei Meilen landeinwärts gefunden.

Der einzige bleibende jetzt bekannte bodenſätzige Felſen iſt die ſeltſame Erde Segur oder ſchwarzer baumwollner Lehm genannt, welche wenigſtens den dritten Theil der Oberfläche Südindiens bedeckt. Sie iſt von dunkelbläulicher, oder grünlicher oder dun-

kelgrau-schwärzlicher Farbe, und ist ihrer einsaugenden Kräfte und außerordentlichen Fruchtbarkeit wegen bemerkenswerth, da sie seit mehr als 2000 Jahren jedes Jahr unaufhörlich Erndten geliefert hat, ohne Dünger oder sonstige Hülfe von Menschenhand empfangen zu haben. Sie bekleidet hauptsächlich die Hochebenen der abgetretenen Districte Heydrabad, Nagpore und das südliche Mahratta-Land, so daß sie das ganze Plateau des Dekhans einschließt. Sie ist nicht so gewöhnlich in Meysore, aber wird in fortlaufenden Lagen von sechs bis zwanzig Fuß Dicke unter den Salem-Brüchen angetroffen, indem sie den niedern Plan von Coimbatore, Madras, Salem und Trichinopoly bis zur Nachbarschaft des Cap Comorin bedeckt.

Noch ein anderer Felsen ist da, der Kunker heißt und ein merkwürdiges Beispiel des entschädigenden Naturprozesses liefert, wodurch das Anpassen der Erdkugel zu den Bedürfnissen der Menschen überall erhalten wird. Indien ist nur spärlich mit solchem bodensätzigen Kalkstein versehen, der sich zum Brennen im Ofen eignet, und dieser Mangel wird durch die eben bezeichnete Substanz ersetzt, welche, wie nunmehr beim Analysiren gefunden, zwei und siebenzig Theile Kalkkohlenstoff in ihrer Zusammensetzung enthält. Der ältere Kunker ist gewöhnlich von einer hellbraunen, schmutzigen, milchfarben-röthlichen oder aschgrauen Farbe, und im compacten Zustande gleicht seine Substanz den älteren Tuffsteinen Roms und Auvergnes. Kunker fügt sich in horizontalen überlagernden Massen zusammen, die gewöhnlich mit Erde ohne besondere Erschei-

nung einer Schichtenordnung vermiſcht ſind. Er wird zerbrochen und von den Eingebornen als roher Bauſtein zu den Wänden von Reſervoiren, Hüllen, Einfaſſungen u. ſ. w. benutzt, und allgemein, nachdem er gebrannt iſt, als Kalk gebraucht. Er iſt unregelmäßig in überlagernden Flecken über etwa den achten Theil des Landes verbreitet, und keine Strecke iſt gänzlich davon befreit, ausgenommen die Spitzen der Hügel Nilgherrys. Am häufigſten findet man ihn in Diſtricten, wo baſaltiſche Dämme eintreten und auseinander gehen, und wo metalliſche Entwicklungen am größten ſind. Am wenigſten wird er vielleicht in Gegenden angetroffen, wo ſonſt Laterit den hypogenen oder plutoniſchen Felſen zur Kopfbedeckung dient; ſein Urſprung iſt gewiß tuffſteinartig.

Es giebt noch andere wäſſerige Niederſchläge, die hauptſächlich örtlicher Art und meiſtens neuern Urſprungs ſind.

Granit und ihm verwandte Felſen ſind im Ueberfluſſe überall in der hypogenen Area vorhanden. Erſterer zeigt ſich unter jedem verſchiedenen Ausſehen. Er ſchießt in kühnen und erhabenen ſcharfgehauenen Hörnern von den Hochebnen auf, oder ſteigt in kuppelförmigen Auswüchſen, oder erſcheint in ausgezeichneten Gruppen und Reihen, die keine allgemeine Erhöhungslinie ausmachen; aber öfters unregelmäßig wie von einem Mittelpunkte ausgehend. Einige der iſolirten Hörner ſind außergewöhnlich auffallend in ihren Umriſſen und Geſtalten. Der Felſen von Nundidrug z. B., welcher 1700 Fuß über die Oberfläche der Ebne ſteigt,

ſieht faſt aus, als wäre er aus einer ganzen Felſenmaſſe gebildet, und der Felſen von Seivägungä iſt noch höher. Die merkwürdigſten dieſer abgeſonderten Gruppen und Granitmaſſen auf der Hochebne der Halbinſel ſind diejenigen von Seivägungä, Severndrug und Octradrug, einige in Meyſore, Guty, Reiderodſch, Aedonei und andere in den Mitteldiſtricten; aber zahlreiche Maſſen ſind faſt gleichmäßig überall in dem ſüdlichen Theil der Hochebne ſowohl, als im Seediſtrict von Coromandel vertheilt.

Der größte Theil der mittleren Hochebne wird auch daraus gebildet, und dort wachſen ſie fortwährend in den erhabenern und verſchieden gelegenen Diſtricten aus dem Boden.

Serpentin, Grünſtein und grüner Sandſtein, mit Hornblende und Schieferfelſen in kleineren Maſſen, werden in jedem Theile Indiens angetroffen.

Die einzige Formation, die noch erwähnt werden muß, iſt der ungeheure diluviale Satz, der, von den großen und zahlreichen Flüſſen angeſchwemmt, das ganze Land bewäſſert. In keinem Lande der Welt iſt ein fruchtbarerer Boden als der, welcher die Ströme Oberindiens umfaßt; während längs der niedrigern Theile ihres Laufs, und beſonders durch Tauſende von Quadratmeilen, die oberhalb, herum und in größeſter Entfernung ſich ins Innere von den Mündungen des Ganges, des Berramputra und des Indus ausſtrecken, die reichſte und allerüppigſte Scenerie Aſiens anzutreffen iſt.

Die Bevölkernng Britiſch-Indiens kann in Urbewohner und Fremde eingetheilt werden.

Einige Schriftſteller vermutheten, aber gewiß

ohne hinlänglichen Grund, daß die Hindu, genau genommen, nicht die eigentlichen Urbewohner dieses Theils von Aſien ſind. Sie ſind bei Weitem die zahlreichſten aller Nationen Hindoſtans und belaufen ſich mit den verſchiedenen anderen urbewohnenden Stämmen auf hundert Millionen der Geſammtbevölkerung. Die Hindu ſind faſt gänzlich im Beſitze der Ackerbau-Diſtrikte, während wir anderer Seits die Bergketten und Hochebenen von Gonds, Bhils, Ramnois, Coulis und von anderen unbedeutenden Stämmen bewohnt finden. Alle dieſe nähren ſich von der Jagd und Viehzucht, und bebauen kaum hinlänglichen Boden, um die nöthigſten Lebensbedürfniſſe zu erzielen. Von dieſen Stämmen ſind die Gonds am wenigſten civiliſirt, und die Ramois, mit den Hindu verglichen, am weiteſten in der Bildung fortgeſchritten.

Unter den vielen Fremden, ſowohl aus Europa als aus anderen Theilen Aſiens, die zu verſchiedenen Zeiten Hindoſtan zu bevölkern beigetragen haben, ſtehen die Briten an Intelligenz und Macht obenan, nicht aber an Zahl. Der Geſammtbetrag der Bewohner aus den britiſchen Inſeln, mit Einſchluß des Militairs, wird auf 75,000 Seelen geſchätzt.

Die portugieſiſchen Abkömmlinge ſind viel zahlreicher, indem ſie ſich auf 1,000,000 belaufen. Sie ſind hauptſächlich längs der weſtlichen Küſten und in den bedeutendſten Städten Indiens anzutreffen.

An den Küſten Malabar's und Cämärä's findet man Araber in beträchtlicher Anzahl, ſo wie ſyriſche

Christen oder Parawaer und Juden, jedoch nicht sehr häufig.

Parsen oder Ghebir sind hauptsächlich in Bombay und in anderen Handelshäfen jener Küste anzutreffen.

Ueberall in Indien kann man deutlich die Spuren der afghanischen Race erkennen, ihre Abkömmlinge zählen mehrere Millionen, während man in Scheind eine starke Beimischung belutschistanischen Bluts, der Sieger des Landes mit den eingeborenen Racen, so wie auch unzweifelhaft reine Sprößlinge der Amier-Stämme, bemerken kann. Wenn wir den 23. Längengrad überschreiten, dürfen wir in Britisch-Indien eine große Verschiedenheit des Climas erwarten, worauf überdies die großen Unregelmäßigkeiten der Oberfläche des Landes ihren Einfluß ausüben. Wir finden beispielsweise eine Temperatur von 28° auf den Himalaya- oder Neilgherry-Gebirgen; wenden wir uns dagegen nach dem Lande Kutsch, so sehen wir, während der trockenen Monate, den Wärmemesser auf 106° steigen.

Der indischen Jahreszeiten giebt es, genau genommen, nur zwei, sie heißen: Monßuhns oder Passatwinde, nämlich der südwestliche und der nordöstliche, und diese werden mehr oder weniger durch die ganze Länge und Breite Hindostans gefühlt. Da indeß der nordöstliche Monßuhn wieder in gemäßigte und heiße Monate zerfällt, so läßt sich mit Wahrheit behaupten, daß es drei bestimmt bezeichnete Jahreszeiten giebt.

Der südwestliche Passatwind fängt gewöhnlich

längs der Weſtküſte um die Mitte des Monats Mai an, nach Norden und Oſten hin aber ſpäter. Er wird durch heftige Stürme, mit Donner und Blitz begleitet, und durch ſtarke Regengüſſe, welche gewöhnlich ſechs bis acht Wochen anhalten, eingeführt. Gegen das Ende dieſer Zeit wird das Wetter mäßiger, dann tritt drückende Hitze mit ſchwerem Gewölk und düſterer, windſtiller Atmoſphäre ein. Der Thermometer ſteht jetzt auf 88° oder 90°, bis wieder ſtarke Regengüſſe fallen, welche den Nordoſt-Monſuhn einige Zeit im October verkünden. Nun wird das Wetter angenehmer, indem das lang anhaltende Regenwetter das Land durchweg abgekühlt hat, ſo daß der Thermometerſtand etwa 80° iſt. Die kühle Zeit dieſes Monſuhns erſtreckt ſich vom November bis Januar, im Norden von Calcutta bis Februar, ja ſogar bis März. Die Morgen und Abende ſind nun außerordentlich angenehm und kühl, indem ſie die Temperatur von 75° nicht überſteigen, und Europäer in dieſer Jahreszeit wollene Kleider mit Bequemlichkeit tragen können.

Während der Monate März und April und zu Anfang Mai's iſt das heiße Wetter in ganz Indien vorherrſchend, obſchon ſelbſtverſtändlich durch Lage und Localverhältniſſe gemäßigt. Zu dieſer Jahreszeit bläſt der Wind längs des Ufers, beſonders an der Coromandel- und an der Oſtküſte, und da er außerordentlich trocken und heiß iſt, verurſacht er viele Krankheiten, beſonders unter den europäiſchen Bewohnern.

Die Winde jedoch, ſo wie die Temperatur wer-

den durch Localitäten ſehr gemildert, und ſo findet man, daß der ſüdweſtliche Paſſatwind in einigen Orten thatſächlich von Südoſten kommt; ebenſo begegnet man nordweſtlichen Briſen während der Herrſcherzeit des nordöſtlichen Monſuhns. Südlich von Bengalen ſind die Winde genauer Nord und Süd, während in Aſſam und Bihar faſt Oſt und Weſt bemerkt werden.

Die langen und hohen Gebirgszüge, die erhabenen Hochebenen, die rieſenhaften Flüſſe, die tiefen Thäler Hindoſtans, alle üben einen äußerſt fühlbaren Einfluß auf die Richtung und die Kraft der vorherrſchenden Winde aus.

So der Südweſt-Paſſat, welcher den Küſten von Malabar und Canara entlang früh im Mai eintritt, erreicht Delhi nicht vor Juni, und den Penjab erſt anfangs Juli, wo er ſich, ſo wie auf den Hochlanden Caſchmirs, mit leichten flockigen Wolken und angenehmen Regenwolken anmeldet.

In Bengalen ſind die Jahreszeiten abwechſend heiß, kalt und regneriſch. Die angenehmſten und kühlſten Monate ſind: die letzte Hälfte Februars, März und April; obſchon April zuweilen mit Mai und Juni zu den heißeſten gerechnet werden müſſen, welche durch einen ſengenden Weſtwind, der von kleinen faſt unſichtbaren Sandkörnern begleitet wird, noch drückender gemacht werden. Die Leute ſind froh im Schutze ihrer Häuſer bleiben zu können, die Vegetation ſcheint ſtill zu ſtehn, und nichts bleibt als kahle Strecken Landes, obſchon auf entfernten Bergen die Luft friſch und köſtlich iſt.

Die Jahreszeit des Regens fängt in den oberen

Provinzen im April und Mai an, in den Niederungen nicht vor Juni, ſie fährt ohne Aufhören bis Ende Juli fort. Der Regen trägt ſehr dazu bei, die ſchwüle Atmoſphäre abzukühlen, obgleich während der Monate Auguſt und September die Hitze noch ſehr ſtark iſt. Um dieſe Zeit wechſelt der Monßuhn. Im October fängt man an die Kälte zu empfinden, ſie nimmt in den drei folgenden Monaten durchweg zu, und wird öfters in Bengalen und Behar ſehr ſtreng, indem dort die Atmoſphäre feucht und ungeſund iſt, während auf den Bergen Eis und Schnee oft angetroffen werden.

In keiner Gegend Hindoſtans iſt vielleicht ein Platz, auf welchem die Bedrückungen des Climas zu gewiſſen Perioden ſo ſtark gefühlt werden, als in Calcutta und deſſen Nachbarſchaft, wo der Monßuhn von Sundernbunds herüber weht und eine durchgeheizte Atmoſphäre mitbringt, die mit Pflanzen- und Thierausdünſtungen geſchwängert iſt. Der menſchliche Körper leidet dadurch viel mehr, als durch eine viel höhere Temperatur bei trockner Luft. Man fühlt ſich ſo heiß und feucht, als ſei man in einem Dampfbade, eine Mattigkeit und Muthloſigkeit verbreitet ſich langſam über das Nervenſyſtem, auch die Nacht bringt keine Erholung mit, ſie ſcheint im Gegentheil das Gefühl der Bedrückung zu vermehren, und man ſteht am Morgen von ſeinem unruhigen Schlafe ermüdet und ungeſtärkt auf, glücklich ſeine Zuflucht zu einem Chattie-Bade von lauwarmem Waſſer zu nehmen, um ſeine überladene Haut von einem Theile ihrer ſchweren Schweißdecke, welche die Poren verſtopft, zu befreien.

Die mittlere Temperatur Calcutta's ist im Januar 66°, April 86°, im Juli 81°, im October 79°, im November 74°.

Der jährliche Durchschnitt des gefallenen Regens beträgt hier ungefähr 60 Zoll, der stärkste Fall findet in den Monaten Mai und Juni statt, alsdann stellt sich die Quantität auf 30 Zoll. Man erinnert sich, daß innerhalb des Zeitraums von 24 Stunden nicht weniger als 16 Zoll fielen.

In und um Madras wird, der Nähe des Meeres wegen, der Monßuhn lange nicht so drückend empfunden, dagegen sind aber die kühlen Monate nicht so angenehm wie in Bengalen, die niedrigste Temperatur ist hier 75°, die höchste 91°, und die mittlere stellt sich auf 84°.

Bombay nähert sich hinsichtlich des Climas mehr der älteren Präsidentschaft, da sowohl die Hitze als der Regen beim Wechsel des Passats außerordentlich stark sind. In Kutsch steigt die Temperatur bis auf 110°, während im Hochgebirge auf Strecken, die nur zwei Tagereisen von Bombay liegen, der Thermometer auf dem Gefrierpunkt steht.

Beim Sanitarium (Gesundheits-Anstalt) auf den Neilgerry-Gebirgen, oder bei den Blau-Ghauts, dürfte ein Clima angetroffen werden, welches demjenigen unseres Vaterlandes sehr nahe kommt, besonders während der Vorherrschaft des nordöstlichen Monßuhns. Ohne so kalt zu sein wie Großbritannien ist es weit ebenmäßiger, da die höchste Temperatur dort nur 77°, während sie hier zu Lande 90° ist, der niedrigste Stand

ist 38° gegen 11° in England (?). Die Zahl der Tage, an welchen auf den Bergen starke Regengüsse fallen, ist 19 gegen 18 in diesem Lande; während die schönen Tage sich wie 237 gegen 160 verhalten. Der Regenfall auf dem Neilgerry-Gebirge ist 44 Zoll; in England ist er 23.

In Saharamapore im 30° Norderbreite, wo die Regierung einen botanischen Garten besitzt, ist die mittlere Temperatur während der kalten Monate December und Januar 55° und 52°. Im Mai und Juni bei vorherrschendem trocknen Winde steigt die mittlere Temperatur auf 85° und 90°, während im September und October die mittlere Temperatur nicht mehr als 79° und 72° beträgt. Auf dieser Station, obschon die kühle Jahreszeit angenehmer und anhaltender und das heiße Wetter erträglicher als in den südlichen Districten ist, sind demungeachtet Clima und Vegetation tropisch.

Funfzig Meilen weiter nach Norden, aber bei einer Höhe von 6000 Fuß auf dem Mussurri-Zug der Himalaya-Gebirge, ist noch ein botanischer Garten; in diesem ist das Clima dem des mittleren Europa näher verwandt. Der Thermometer steht mehrere Monate lang zur Nachtzeit 32° und die mittleren Durchschnitte der Monate December und Januar sind 42° und 45°. Die größte Hitze während des Monats Juni ist 80°, und die mittlere Temperatur im Mai und Juni sind 66° und 67°.

Eine der begünstigtsten Gesundheitsanstalten auf den Bergen ist die von Dhardschieling, auf den Sikka-

Bergen belegen, nicht weit von dem Himalaya auf der nordwestlichen Grenze der Präsidentschaft Bengalen; ihre Höhe beträgt etwa 7000 Fuß über dem Meeresspiegel und ihre Entfernung von Calcutta etwa 350 Meilen. Vortreffliche Landstraßen befinden sich in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, aber Reisende sind gezwungen entweder zu Wasser oder im Panlanquin von der Hauptstadt dorthin zu gehen (?). Auf dieser Station ist die Temperatur den Tag hindurch ziemlich gleich, zur Winterzeit ist die Luft klar und trocken und sogar bei der größten Hitze 70° Fahrenheit annähernd.

Der Regenfall beträgt im jährlichen Durchschnitt 130 Zoll, indem die nasse Jahreszeit vier bis fünf Monate dauert. Die Gegend um diese Niederlassung ist über alle Beschreibung schön, sie wird durch die Nähe der mit Schnee bedeckten Hörner des Himalaya noch größer. Diese Gesundheitsanstalt ward von Kranken höchst wohlthätig gefunden, wenn sie zur rechten Zeit hingingen; obschon sie in allen chronischen Fällen selbstverständlich nicht von so großer Wirkung sein kann, wie eine Seereise. Die Krankheiten, an welchen europäische Bewohner in den meisten Theilen Indiens besonders leiden, sind: congestive Fieber, Wechselfieber, hepatische und andere, auch Rheumatismus. Schlagflüsse sind während des kalten, austrocknenden Nordost-Monßuhns nicht selten, und gelegentlich, besonders in Calcutta und Bombay, begegnet man tödtlichen Cholera-Fällen.

Der Aufenthalt von einem oder zwei Monaten auf einem dieser Gebirgsrücken stellt gewöhnlich den

Kranken her, vorausgesetzt, daß er nicht ein alter Bewohner ist, oder die Krankheit keine chronische Form angenommen hat. In letzterem Falle ist wenig Hoffnung für ihn, außer wenn er nach dem stärkenden Clima und den munteren Scenerien seines Geburtslandes zurückkehrt.

Unter den Eingebornen sind die vorherrschenden Krankheiten: Cholera, Durchfall, Fieber, Hautausschläge, Aussatz, Rheumatismus, Blattern, Elephantiasis und Beri-beri. Letztere ist eine besondere Art von Wassersucht, und Elephantiasis besteht im Schwellen der Beine und Füße, bis sie die Gestalt und fast die Dicke der des Elephanten annehmen. Keines dieser Uebel ist je unter Europäern bekannt geworden (?). Cholera erschien zuerst in der Form einer endemischen Krankheit im Jahre 1817 im District Nuddeah und war seitdem selten von allen Theilen Indiens abwesend. Ihre Ankunft fand unmittelbar nach einer ungewöhnlich stürmischen Jahreszeit statt; Regenfälle, die selbst für Indien sehr stark waren, mit fürchterlichen Gewittern, führten diese zerstörende Seuche ein. In Betracht des Einflusses der elektrischen Materie für die Gesundheit des Menschengeschlechts und seiner Empfänglichkeit der asiatischen Geißel, hat eine indische Autorität bemerkt: daß kein Grund zum Zweifeln besteht, daß entweder Abwesenheit der Elektricität vom menschlichen Körper, oder wichtige Veränderung in dessen elektrischem Zustand, die vielleicht aus der Blosstellung zu einer negativ elektrischen Atmosphäre entstanden, die Ursache der schrecklichen und zerstörenden

Epidemie, die in neuerer Zeit den Orient verheert hat, sein mag, und daß die Abwechslungen der Jahreszeiten, welche dieser Heimsuchung voranging, diese Meinung unterstützen dürfte. Sollte sie richtig sein, so lassen sich die plötzlichen Anfälle der Krankheit, die Temperaturveränderungen und die Empfindlichkeit des Körpers und im Fluidum leicht erklären; auch was die Art betrifft, auf einige Districte beschränkt zu sein, sich dann nach anderen zu verbreiten und keine zu verschonen.

Viele der erwähnten Krankheiten sowohl bei Europäern als bei den Eingebornen sind eher die Folgen unrichtiger Diät und Lebensweise als climatische Wirkungen, obschon letztere selbstverständlich jedes Uebel verschlimmern. Bei den Europäern entsteht die Krankheit aus einer sehr aufregenden Diät; bei den Hindu ist geringe Quantität schlechter Kost und zu allen Jahreszeiten erbärmliche Kleidung die Quelle des Siechthums.

Zuerst unter den Erzeugnissen des indischen Bodens mag Salpeter erwähnt werden, oder Nitrat von Potasche, wovon jährlich ungeheuer große Quantitäten aus Calcutta und Bombay exportirt werden. Dieses nützliche Salzproduct wird in Höhlen und auch in unter Wasser stehenden Sümpfen gefunden, öfters mit Sulphat von Soda verbunden. Das Vorhandensein dieser Salze wird immer durch die Unfruchtbarkeit des angrenzenden Landes angezeigt, welches zur Cultur unfähig ist.

Kohlenlager von beträchtlicher Ausdehnung existiren in der Präsidentschaft Bengalen. Das größte derselben befindet sich im Damudah-Thale, sich nach

dem Fluſſe Hubgly hin, nicht weit von Calcutta erſtreckend, und nach den neueſten Unterſuchungen Flötze von vierzig Fuß Dicke enthaltend. Dieſe Lager nehmen eine Fläche von dreißig Meilen zwiſchen den Städten Nagore und Bankurah ein. Die Flötze ruhen auf metamorphoſirten und kryſtalliſirten Felſen von Gneiß und Mica und ſind auf einer Stelle mit eiſenhaltigem Sand bedeckt, eine Ausbreitung der Anſchwemmung der Flächen des Ganges. Einen zweiten Sitz von Lagern findet man im Sone-Flußthale, ſüdlich von Mirzapore im Benares-Diſtrict, aber weder in Ausdehnung noch in Qualität ſo vorzüglich als der erſtere.

Dieſe Kohlen ſind von ziemlich guter Qualität und die Unternehmer machen ein gutes Geſchäft damit. Die Heizkraft derſelben iſt zwar nicht ſo ſtark als bei den engliſchen, aber hinlänglich zum Gebrauch der auf den Flüſſen fahrenden Dampfſchiffe, ſo wie der Dampfmaſchinen, die in den Fabriken arbeiten.

An Gemmen iſt Indien außerordentlich reich. Die Diamantenminen Golkonda's waren von jeher ihrer ausgezeichneten Schönheit, ſowie des großen Werths ihrer Schätze wegen weltberühmt. Auch bei Panna in Bundelkund ſind werthvolle Minen, in welchen Diamanten in Matrizen von rothem Eiſenſtein, Grant und Lehm gefunden werden. Der berühmte Koh-Noor*), welcher in Großbritannien gezeigt ward, als

*) „Berg des Lichts" iſt die Ueberſetzung der indiſchen Wörter. Die Armee, welche ihn erbeutet hatte, ſchenkte ihn der Königin Victoria. Dieſe ſchickte ihn zur Londoner Aus-

auch andere von überaus großem Werthe, im Besitze eingeborner Prinzen, bezeugen den Reichthum Indiens an Edelsteinen. Rubinen, Smaragden, Saphire, Turkisen, Opale, Amethyste, kurz, fast jede Art bekannter Juwelen sind in verschiedenen Theilen der vielen Bergketten und Hochebenen Indiens zu finden, sehr oft von großer Reinheit und Schönheit.

Obschon wir in alten Chroniken lesen, daß der Ophir des Orients in jener Vorzeit Gold zeugte, so ist doch im eigentlichen Indien keine Spur von diesem edlen Metalle aufzufinden. In den Himalaya-Gebirgen stößt man auf kleine Quantitäten desselben. Eisen wird jedoch von guter Qualität angetroffen, besonders in der Präsidentschaft Madras, wo sich eine Gesellschaft behufs Schmelzens und Verarbeitens der Erze gebildet hat. Die berühmten Damascener Klingen liefern den Beweis für die Güte des indischen Stahls, und noch jetzt wird solcher von gleich schöner Qualität erzeugt.

In der Provinz Adschmier existiren einige Bleiminen, die gegenwärtig eine Menge Erz liefern, während in den Bergen bei Nellore in der Halbinsel einige sehr reiche Exemplare von Kupfererz gefunden worden sind, die 60 pCt. des reinen Metalls enthielten.

Das bergige Land Mövar scheint von jeher als ein, Metall-Reichthum im Ueberfluß besitzendes, bekannt

---

stellung im Jahre 1851, wo er mehr seiner Größe als seines Glanzes wegen bewundert ward; später erhielt er auch diesen durch die Geschicklichkeit eines holländischen Schleifers.
Anmerk. des Uebersetzers.

gewesen zu sein, und die Meinung: daß es diese Quelle des Reichthums war, welche den Rana von Udipur in den Stand setzte, dem Kaiser von Delhi mit großem Erfolge die Spitze zu bieten, ist wohlbegründet. Die berühmtesten Minen dieses Districts waren die von Dschawar, welche, wie man glaubt, dem Staate ein jährliches Einkommen von 22,000 Pfd. brachten.

Der District Dschawar liegt etwa fünfundzwanzig Meilen südlich von Udipur, in einem weit ausgebreiteten Thale, von Bergen umgeben, die über eine zwar fruchtbare doch verödete Ebene herabschauen, weil sie mit Trümmern vormaliger Wohlhabenheit bedeckt ist. Viele dieser Trümmer bestehen aus alten Tempeln, die auf 100 Fuß hohen, gänzlich aus Asche zusammengesetzten Hügeln errichtet sind, deren Existenz selbst, unter solchen Umständen die Entfernung der Periode, in welcher diese Minen bearbeitet wurden, bekundet.

Zur Jetztzeit ist Seitens des Rana keine Anstrengung, diese Quelle des Reichthums wieder zu eröffnen, gemacht worden. Ein Gefühl der Eifersucht und des Mißtrauens scheint sich seines Gemüths über die Folgen solcher Handlung bemächtigt zu haben, obschon man weiß, daß unter der Hand ganz vortreffliche Exemplare von Zink aus der Nachbarschaft erlangt wurden.

In den Provinzen Tenasserim und Pegu giebt es Zink im Ueberflusse; es ist Thatsache, daß die große Gebirgskette, welche die Scheidewand zwischen ihnen und den birmanischen und siamesischen Reichen bildet, was mineralische Schätze betrifft, so zu sagen an Ueberfluß leidet. Nitrum, Alaun, Salz, Quecksilber, silber-

haltiges Blei, Kupfer in den meisten Verschiedenheiten, Schwefel in reinem und vermischtem Zustande, Oxyde, so wie Rubinen, Turmalinen und Jaspis, sind alle in Hülle und Fülle durchweg in diesem Gebirgslande zu finden. In der Provinz Tenasserim sind auch Kohlen vorhanden, obschon, wie es scheint, noch keine Schritte gethan wurden, aus diesem Naturerzeugnisse Nutzen zu ziehen.

Die Wälder Britisch-Indiens, wenn auch nicht so ausgedehnt wie in Amerika, sind doch von großem Werthe für häusliche, merkantilische und ackerwirthschaftliche Zwecke, viele in Himalaya- und Dekhan-Waldungen wachsenden Hölzer sowohl, wie die im mittlern und nordwestlichen Indien, besitzen wunderbare Stärke und Dauer, nicht selten mit großer Schönheit vereinigt. Bei Weitem der größte Theil derselben ist in Europa unbekannt, und nicht viele davon werden selbst von den den Orient bewohnenden Europäern allgemein benutzt. In manchen Fällen verhindert die große Entfernung, des Orts wo sie stehen, von bevölkerten Gegenden ihren Gebrauch, wenn nicht Wassertransport in der Nähe sich befindet, da dieser in orientalischen Ländern der einzige ist, den man haben kann.

Der Versuch einer Herzählung, auch nur der vorzüglichsten Holzarten Indiens, würde die Grenzen dieses Theils meines Werks weit überschreiten. Unsere Kenntniß von den indischen Holzarten ist noch nicht sehr ausgebreitet, dennoch kennen wir schon mehrere tausende, von vielen freilich nur wenig mehr als die Namen. Ein großer Theil eignet sich nur zum allergewöhnlich-

sten Gebrauch. Viele dienen lediglich zur Feuerung oder Umzäunung der Gärten. Anderer Seits dürften sehr viele dieser Hölzer, nach England ausgeführt, in Mobilien und dergleichen verarbeitet werden.

Ebenholz, Atlasholz und Calamander sind hier mehr oder weniger wegen ihrer Härte, Schönheit des Kerns und hoher Politurfähigkeit bekannt. Es giebt auch Schwarzholz, Tamarindholz, Cedern, Cissu, Teak und Saulholz. Die beiden letzteren sind im allgemeinen Gebrauch, sowohl in allen Küsten- als in den südlichen und mittlern Ländern Hindostans, ersteres zum Schiffsbau, wozu es sich vortrefflich eignet, letzteres zu Häuserbauten und zu allgemeinen gewerblichen Zwecken. Beide wachsen bis zu einem gewaltigen Umfange, indem ihr Stamm öfters neun bis zehn Fuß dick ist. Teak wird hauptsächlich an der Küste von Malabar und im nördlichen Theile der Präsidentschaft Madras gefunden, während Saulzimmerholz fast in jedem Längengrade nördlich von Calcutta wächst.

Es giebt noch viele Holzarten, die zu den verschiedenen Zwecken gebraucht werden, zu welchen wir Eichen, Ulmen und Eschen benutzen, die aber niemanden als den eingebornen Tischlern bekannt sind. Bis vor ganz kurzer Zeit standen einige der schönsten Wälder in größter Gefahr, durch die sorglose Art, mit welcher die Eingebornen jener Districte gewohnt waren, die schönsten Bäume zu ihren gemeinsten Zwecken zu fällen, gänzlich zerstört zu werden, bis endlich die Aufmerksamkeit der Behörden auf den Gegenstand hingeleitet, und Maaßregeln ergriffen wurden, um für die Folge

nicht nur die zerstörende Verschwendung zu verhindern, sondern auch die Ausbreitung von Pflanzungen, von Teak- und anderen Nutzhölzern zu sichern.

In den Wäldern Martabans, oder Britisch-Burmäh, an der Ostseite des Meerbusens von Bengalen, sind sehr ausgedehnte Wälder von Teak- und Bambusbäumen, die einen großen Umfang erreichen; aber erstgenanntes Holz kommt dem kaum gleich, welches an der Küste von Malabar oder in Ceylon wächst. Die Licentgebühren, welche für das Schlagen dieser Nutzhölzer bezahlt werden, bringen der Regierung von Tenasserim jährlich ca. 12,000 Pfund ein.

Indien weicht vielleicht in keinem seiner Erzeugnisse aus dem Pflanzenreiche so sehr von den Ländern des Westens ab, als in seinen Gräsern. Mit seinen vielen Verschiedenheiten des Bodens und Klimas, seinen fruchtbaren Thälern und reich belaubten Hochebenen, besitzt es nirgends die fortwährenden und reich ergiebigen Weiden Europa's. Daß Gräser in großer Verschiedenheit vorhanden sind, beweisen die großen Heerden Rindviehs, Schafe, Ziegen u. s. w., die in vielen Gegenden Indiens gefüttert werden; auch die große Anzahl wilder Thiere, Bewohner der weniger besuchten Districte, sind Zeugen davon.

Während der kühlen Monate und der Regenzeit ist keine große Schwierigkeit, Weiden für das Vieh zu finden. Das hauptsächlichste der indischen Gräser und vielleicht das am allgemeinsten verbreitete ist das Duhbgras (Synodon dactylon), eine Kriechpflanze, die vielen Nahrungsstoff in ihren langen Stengeln und nicht

weniger in ihren Blättern beſitzt. Dieſe erträgt die größte Hitze, da ihre Wurzeln tief unter die Oberfläche eindringen, und, obſchon ſie während der Paſſatwinde kein Lebenszeichen geben, treibt ſie ihre zarten Halme bei der erſten Annäherung des Regenwetters heraus.

Ein ſehr nahrhaftes Gras, welches einen aromatiſchen Geruch beſitzt, trifft man auf hochgelegenen Oertern der ſüdlichen Ghauts ſowohl, als in den nordweſtlichen Provinzen an. So ſtark iſt ſein Aroma und Blume, daß das Fleiſch, die Milch und Butter der Thiere, welche es freſſen, nach einiger Zeit ſowohl in Geſchmack als in Geruch weſentlich davon durchdrungen wird.

Auf vielen Abhängen der Himalaya-Gebirge ſind ſehr nahrhafte Weiden im Ueberfluſſe zu finden, vortrefflich zur Ernährung des Rindviehs und der Schafe geeignet, auf welche viele Heerden und Triften geführt werden, wenn die trockne Jahreszeit ſie zwingt, das Unterland zu verlaſſen.

Ueberall in den flachen Gegenden und über weite Strecken leichten Bodens ausgebreitet, trifft man Gräſer oder eigentliche Kräuter in hinlänglicher Fülle an, aber gewöhnlich entweder grob und kurz, oder aufgeſchoſſen und den Thieren unſchmackhaft. In ſumpfigen oder öden Flachländern iſt dieſes Schilfgras oft nicht im Stande, ſogar die an grobes Futter gewöhnten Büffel und Rhinoceros anzulocken. Bei allen indiſchen Dorfbewohnern herrſcht der Gebrauch, dieſe Strecken am Ende der trocknen Jahreszeit, weil dann die längſt verwitterten Kräuter bald Feuer fangen, anzuzünden; dann

bringen die ersten Passatwindsregenschauer rasch einen üppigen Wuchs von jungen wohlschmeckenden Grashalmen hervor.

In einigen Theilen Indiens, besonders in den Präsidentschaften, ist es gebräuchlich, Gras behufs Heumachung zu mähen, um während der außerordentlich trocknen Monate Futter für die Pferde zu haben, aber seit Kurzem sind künstliche Gräser zu diesem Endzwecke eingeführt worden. Diese Guinea- und Mauritius-Gräser sind beide zum Viehfutter vortrefflich geeignet.

An Pflanzen, die faserige Urstoffe zur Bearbeitung für Seiler und Spinner liefern, ist Indien besonders reich, und obschon viele davon außerhalb der Gegenden, die sie hervorbringen, unbekannt sind, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß die Zeit kommen muß, wo practische Leute ihnen ihre Aufmerksamkeit zuwenden werden. Einige wenige derselben sind bereits mit Erfolg in Europa eingeführt, und nicht nur hervorstechende Handelsartikel geworden, sondern haben auch großen Werth für die Manufacturen dieses Landes erlangt.

Unter letzteren steht Dschuta oder Juta, eine Art von Corchorus, oben an, welcher in den Niederungen Bengalens in Menge wächst. Vor zwanzig Jahren kannte man diese Pflanze in England fast gar nicht, doch so rasch erhob sie sich zum Gebrauche des Tauwerks, Segeltuchs und ähnlicher Zwecke, zu welchen man sonst Flachs nahm, daß seit einiger Zeit die Consumtion monatlich tausend Tonnen*) beträgt.

*) Die englische Tonne Gewicht ist bekanntlich 20 Ctr. à 112 Pfund. Anmerk. des Uebersetzers.

Das chineſiſche Gras wird in ganz Indien in großem Ueberfluſſe gefunden, und jetzt, da eine verbeſſerte ökonomiſche Procedur zur Vorbereitung der Faſern für den Markt entdeckt worden iſt, ſo verſpricht auch dieſes Präparat ein werthvoller Handelsartikel zu werden.

Die Faſer der Cocosnuß, als Coir bekannt, wird hauptſächlich an der Küſte von Malabar erzeugt, ſie iſt von beſſerer Qualität als die auf Ceylon. Sunn, indiſcher Hanf und indiſcher Flachs und Aloefaſer ſind auch als Ausfuhr-Artikel nach Europa bekannt.

Außer dieſen giebt es noch viele andere, die faſt überall in Hindoſtan in großer Menge anzutreffen, und von den Eingeborenen ſehr geſucht ſind, obſchon ſie ſehr grob zubereitet werden. Von dieſen wollen wir beiſpielsweiſe folgende nennen:

Tuhada Coir (Calotropis gigantea),
Umbarca (Hybiscus conabinus),
Maruhl (Sanseviera zeylanica),
Ananasfaſer, Platanenfaſer u. ſ. w.

Folgende Tabelle, welche den Bruchpunkt einiger indiſchen Faſern im Vergleich mit engliſchem Hanf zeigt, dürfte nicht ohne Intereſſe ſein:

Engliſcher Hanf	Cannabis sativa	105	Pfund
Aloe . . .	Agave Americana	110	„
Ejuh . . .	Sagveria Rumphi	96	„
Coir . . .	Cocos nucifera	87	„
Indiſcher Hanf	Cannabis sativa	74	„
Sunn . . .	Crotalaria junca	68	„
Broughipaat .	Corchorus olitorius	68	„
Indiſcher Flachs	Linum usitatissimum	39	„

Flachs wurde seit langer Zeit in Indien gebaut, besonders in den nördlichen Provinzen; aber nur des Saamens wegen, der im Handel Leinsaamen heißt und in großen Massen nach verschiedenen Theilen der Welt verschifft wird. Die Fabrikation des Leinsaamen-Oels wird im kleinen Maaßstabe in Bengalen betrieben; aber man bemerkt durchaus nicht, daß die Faser der Pflanze beachtet wird, welche, so sonderbar es auch scheint, in unermeßlichen Quantitäten verloren geht, da nur ein kleiner Theil zum Zwecke des Dachdeckens der Häuser, zur Fütterung und Streu für das Vieh u. s. w. verwendet wird.

Von weit größerem Werthe aber als irgend einer der vorhergehenden Artikel ist Baumwolle. Die besondere Art dieser Staude, welche der indische Continent gemeinschaftlich mit andern Ländern Asiens besitzt, und sich als von den amerikanischen und westindischen auszeichnend, erkannt wird, ist nach Dr. Royle die Gossypium indicum oder herbaceum; der Gossypium arboreum ist Indien allein eigenthümlich, zum Fabrikgebrauch aber untauglich und nur als Watte zum Stopfen von Kissen, Pfühlen u. s. w. anwendbar. Hierzu macht ihn seine seidenhafte Weiche besonders angenehm. Erstgenannte Art scheint seit undenklichen Zeiten aus Indien exportirt worden zu sein, und hat im jetzigen Jahrhundert eine sehr wichtige Stellung unter den Artikeln, die von jeder Präsidentschaft verschifft wurden, eingenommen. Großbritannien bezieht im jährlichen Durchschnitt 90,000,000 Pfund davon. China verbraucht fast ebensoviel, während die Fabri-

ken der Eingebornen zum Localbedarf, nicht weniger als 600,000,000 Pfund jährlich sein kann. Man wird sich nicht mehr über diese unermeßliche Quantität wundern, wenn man bedenkt, daß die hundert Millionen Einwohner Indiens daran gewöhnt sind, Baumwolle zu allen jenen Zwecken zu brauchen, zu welchen in europäischen Ländern Hanf, Flachs, Wolle und Haare verwendet werden. Ihr feinster, leichtester Anzug für die Sommermonate, so wie ihre wärmsten, stark wattirten Kleider, zum Regen und kalten Wetter geeignet, sind gleichfalls von Baumwolle gemacht. Die kostbaren, durchsichtigen Gewebe, welche die seltensten Schönheiten des Harems zieren, und die gröbsten Lappen, in die sich die ausgemergelte Gestalt des niedrigsten Auswurfs der geringsten Kaste hüllt, werden von derselben Faser producirt. Die reichsten Decorationen und Möbelstoffe, welche das Staatsbette des Nabobs verherrlichen, und der Strick, der der Existenz des schändlichsten Verbrechers ein Ende macht, verdanken der indischen Baumwollen-Pflanze ihren gemeinschaftlichen Ursprung.

So unermeßlich deren Gebrauch in den Fabriken des Ostens und des Westens ist, so steht sie doch hinter den Qualitäten, wodurch sich die Baumwolle Nord- und Südamerikas die Gunst der Kaufleute und Fabrikanten Europas gesichert hat, zurück; d. h. Länge der Faser und des Stapels, sowie Reinigung. Erstere hängt von der Cultivirung, letztere von der Zubereitung ab.

Im Handel ist die indische Baumwolle unter den

Namen: Surate, Tinnevelly, Bengal, Broatsch u. s. w. je nach dem Orte, wo sie wächst oder verschifft wird, bekannt. Dr. Royle giebt drei bestimmt bezeichnete Verschiedenheiten von Baumwolle, die alle in Hindostan einheimisch sind, an. Die gemeine Art ist mehr oder weniger über ganz Indien verbreitet, entweder als eine dreijährig oder als eine einjährig gezogene Pflanze. Sie erreicht die Höhe von fünf oder sechs Fuß in warmen, feuchten Climaten, und hat fünf Samenkörner von kurzen, grauen Daunen umgeben. In der Halbinsel giebt es zwei verschiedene Arten dieser Sorte, bei den Einwohnern als Upum und Nädum bekannt. Die erste kommt nur auf dem fettsten Schwarzacker fort und ist einjährig, sie liefert einen feinen Stapel, die andere ist eine dreijährige Pflanze, wächst auf magerm rothen Boden und giebt nur kleine Ausbeute von geringer Qualität.

Nächst diesen hat man die Dakha-Baumwolle als eine bestimmte Varietät des Gossypium Indicum. Sie unterscheidet sich von der vorhergehenden dadurch, daß die Pflanze mehr aufrecht stehend, mit weniger Zweigen und röthlicher Schattirung versehen ist, während die Baumwolle feiner, weicher und länger wird. Diese Varietät wird mehr oder weniger überall in Bengalen gezogen, besonders im Dakha-District, wo sie in den Fabriken zu den ausgezeichnet feinen Musselinen, welche in einem großen Theile der Welt unter dem Namen Dakha-Musseline bekannt sind, verwendet wird. Die Zartheit dieser Gewebe hat lange Zeit

Wehrkreisbücherei VIII Breslau

alle Bemühungen der Fabrikanten des Westens, sie nachzuahmen, vergeblich gemacht.*)

Eine dritte Varietät ist die Berar-Baumwolle. Sie wächst in genanntem Lande, in den nördlichen Provinzen der Präsidentschaft Madras, so wie in Surat und in Broatsch. Die Pflanze erreicht eine größere Höhe als die vorhergehenden, trägt längere Zeit und bringt eine Faser von feinerer Qualität hervor, als die erstere. Sie scheint am besten auf einem leichten schwarzen Boden von vegetabilischer Zusammensetzung zu gedeihen.

Unter Kaufleuten umfaßt die Benennung Surat die Producte Surats, Berars und Broatschs, auch wohl die gelegentlich aus Dakha; gewöhnlich kommt sie von Bombay. Die Madras-Baumwollen sind diejenigen, welche von Tinnevelly, Coimbatore und anderen Theilen der Präsidentschaft verschifft werden, während die unter dem Namen Bengal bekannten von Bundelkund, Nagpore und den weiter nördlich gelegenen Provinzen genommen werden.

Durch ein Mikroskop untersucht, erscheint der Stapel dieser Sorten von siebenzehn Zwanzigstel bis ein und ein Zehntel Zoll in Länge, während der Sta-

*) In Deutschland kannte und schätzte man sie unter dem Namen ostindischer Mull. Man bezahlte sie mit fabelhaft hohen Preisen, ehe den Engländern oder vielmehr den Schotten die Herstellung vollkommen gelang.
(Anmerkung des Uebersetzers.)

pel der berühmten Sea-Island-Baumwolle*) gewöhnlich einen und einen halben Zoll lang ist.

Der Boden, auf welchem alle diese indischen Varietäten gedeihen, kann in zwei verschiedene Rubriken classificirt werden. Der schwarze, wie der Name bezeichnet, ist von schwarzer oder dunkelbrauner Farbe, von lehmiger Beschaffenheit, mit dem rothen Kunker des Landes (ein kalkartiger Eisenstein) vermischt, bildet er, wenn es geregnet hat, eine schwere zusamenhaltende Masse, und trocknet in den heißen Monaten zu festen Stücken auf. Eine Analyse desselben giebt 74% silex, 12% Kalkkohlenstoff, 7 3/4% Eisenprotoxyd, 3% Alumina, 3% Pflanzenstoff und 1/4% Salze, mit einer Spur von Magnesia.

In einigen Gegenden Indiens ward der rothe Boden zum Bau der Baumwollen-Pflanze besser als die schwarze Erde befunden. Dieser ist ein etwas grober gelblich rother Boden, untermischt mit Theilchen Kunker, Silex, Feldspath, alauniger Erde. Er unterscheidet sich in seiner Zusammensetzung hauptsächlich vom vorhergehenden durch Eisenbestand im peroxydischen Zustande oder rothen Oxyd, während Kalkkohlenstoff in großer Fülle vorgefunden wird.

Die Analysen des besten Baumwollenbodens Amerikas beweisen, daß er sich von dem indischen hauptsächlich durch die vielen Torfstofftheile, welche er enthält, unterscheidet, und es erleidet kaum einen Zweifel, daß diese Thatsache, nebst der Eigenthümlichkeit des

*) Die beste amerikanische. Anm. des Uebersetzers.

Klimas der amerikaniſchen Seeküſte, die Vorzüglichkeit der Baumwolle jenes Landes über diejenigen aller anderen Welttheile erklären.

Die mediziniſchen Pflanzen, und die daraus bereiteten Subſtanzen ſind viel zu wichtig, als daß ſie in einer Abhandlung über die Naturerzeugniſſe Britiſch-Indiens unerwähnt bleiben ſollten. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß die mediziniſche Welt bis jetzt nur ſehr unvollkommen mit dem größten Theile der Heilmittel, die von eingebornen Aerzten oft mit ausgezeichnetem Erfolge angewandt werden, bekannt iſt. Viele dieſer Heilmittel haben wahrſcheinlich nur geringen Werth; aber es giebt auch eine große Anzahl derſelben, die ſich als wichtige Beiträge zur Pharmacopöa bewährt haben. Senna, Rhabarbar und Caſtoröl ſind bedeutende Arznei-Ausfuhrartikel. Verſchiedenartige Gummi und Harze werden ebenfalls in großen Quantitäten nach Europa und Amerika ausgeführt, wir wollen davon nur Gummi arabicum, olibani, ammoniacum, assafoetidae, benjamin, gambiae, maſtichis und schellac nennen.

An Farbeſtoffen ſind unſere öſtlichen Beſitzungen ebenfalls ſehr reich. Unter dieſen iſt der Indigo, eine der werthvollſten und allerbekannteſten Farbewaaren, am vorſtechendſten. Lack-dye, zum Färben des feinſten Scharlachroth gebraucht, Saflor, Turmeric, Madder, Tſchaya-Wurzel und Annato, werden alle nach Europa und anderen Welttheilen in Menge exportirt. Es giebt indeß noch viele andere von den Eingeborenen benutzte Farbeſtoffe, die, obſchon Euro-

päern unbekannt, auch für sie einigen Werth besitzen dürften.

Kautschuk, oder Gummi-elasticum, ist schon seit langer Zeit ein Ausfuhr-Artikel nach Europa. Kattemandu, ein Pflanzenstoff, der gewissermaßen die Eigenschaften des Kautschuk und des Gutta-Percha in sich vereinigt, ist erst seit Kurzem nach England gebracht worden, und wird nach nicht langer Zeit sich in die Reihe der werthvollen Exportartikel stellen.

Von Amidam besitzt Indien verschiedene Abarten. Einige seiner Pfeilwurzeln (arrow-root) erklären competente Richter der besten Bermuda-Fecüle gleichkommend. Die Cassava-Stärke, Sago und Sagomehl gehören ebenfalls zu den nützlichsten Producten Südindiens.

Wenn die in Indien gefundenen Saamen und Saamenöle nicht so wichtig sind, wie viele andere seiner Erzeugnisse, so sind sie dennoch als Handelsartikel von Nutzen. Lein- und Rappssaamen werden in bedeutenden Quantitäten verschifft, ebenso die aus Erdnüssen und Cocusnüssen gezogenen Oele. Die beiden letzteren werden hauptsächlich an den östlichen und westlichen Küsten erzeugt. Sesamum-Saamen wird gleichfalls nach Europa zum Stampfen ausgeführt. Der Saamen der Baumwollenpflanze wird nicht nur stark zum Viehfutter gebraucht, sondern es wird auch ein sehr nützliches Brennöl daraus gequetscht. Außer den genannten bereiten die Eingebornen noch viele andere Oele zum Brennen, Kochen oder Salben, die man anderswo gar nicht kennt. Wir wollen von diesen nur

Cadschu-Apfel-Oel, Puhnga-Oel, Oel aus Kossumba, Mohnöl,*) Puhnsaamen-Oel, Simbuhlie-Oel, Karundsch-Oel und noch viele andere nennen.

Auch verschiedene Sorten Butter und Talg werden aus Saamen und Pflanzen gepreßt, und zum Kochen oder zur Beleuchtung verwendet.

Die bekannten indischen Gewürze sind: Zimmt von zweiter Qualität, aus den nördlichen Provinzen Bengalens, Kaffee von der malabarischen Küste. Hier wachsen auch Ingwer, Pfeffer und Nelken. Cardamum wird überall in der Halbinsel gefunden, eben so rother und grüner Capsicum.

Obschon Taback in großer Ausdehnung in verschiedenen Gegenden Indiens wächst, so ist er demungeachtet von geringer Qualität. Die Gewächse Trichonopoly's und Madras' sind grob und schmecken herb. Der beste Taback soll an den Ufern der Flüsse Mahamuddy und Godavery wachsen.

Der große Handelsartikel Indiens: Reis, wird in jeder Bodenart, auf jeder Höhe und in jedem Längengrade erzeugt. Nur ein Zehntel derselben (Kornarten?) zu nennen, würde eine langweilige und nutzlose Arbeit sein, denn sie wechseln mit jedem Distrikte, in welchem sie wachsen, ab. Der schönste, der bengalische Reis, ist von geringerer Qualität als der caroliner und die größte Masse der übrigen würde auf den Märkten Europas nicht zu verkaufen sein, weil sie zu

*) Dieses Oel ist in Deutschland sehr wohl bekannt. (Anm. des Uebersetzers.)

arm an Gehalt, und auf eine nachläſſige Weiſe bearbeitet ſind. Der arracaniſche Reis hat gräuliches undurchſichtiges Korn, und wird in England nur in Amidamfabriken gebraucht. Die Cultur aller dieſer verſchiedenen Gewächſe bedingt eine ſtarke Berieſelung. Nur die Felder auf den Himalaya- und anderen Bergen bedürfen ſolcher künſtlichen Nachhülfe nicht, ihre Höhe, die bei manchen 6000 Fuß beträgt, ſchützt ſie gegen die große Hitze, der die anderen ausgeſetzt ſind.

Mais (türkiſcher Waizen) wird ſtark gebaut, kommt aber der amerikaniſchen Varietät durchaus nicht gleich. Viele Hirſe-Arten und andere feine Körner werden in den Diſtrikten geſät, wo keine zum Reis nöthige Berieſelung zu erlangen iſt, oder wo die Reyots zu arm ſind, um Reisſaamen zu kaufen; dieſes iſt wirklich in vielen der entlegenen Diſtrikte der Fall. Die am gewöhnlichſten zur Speiſe anſtatt Reis genommenen Körner heißen: Dſchowár, Bádſchr a und Rági.

In einigen nördlichen Provinzen wird Waizen zur örtlichen Conſumtion gebaut, während andererſeits im Süden ganze Diſtrikte von Wurzeln und ſchlechten Gemüſen, mit kleinen Portionen Reis oder Puls leben.

In wenigen Naturerzeugniſſen iſt Indien fruchtbarer als in Obſt. Ananas, Mango, Mangoſtin, Dſchambo, Tamarind u. ſ. w. gehören zu den bekannteſten; überdies erndtet man eine unendliche Verſchiedenheit kleiner Früchte, die von den Eingeborenen entweder getrocknet oder in ihren Curries*) gegeſſen werden. Im Norden und in den Bergdiſtrikten ſind Pfirſiche, Wein-

*) Stark gepfefferter Brei. Anm. des Ueberſetzers.

trauben, Feigen u. s. w. eben so reichlich als wohlschmeckend. Im südlichen und im inneren Theile Hindostans sind Melonen, Gurden, Gurken, Wassermelonen, Platanen, Guava, Juguben, Custard-Aepfel und Feigen unter dem Volke als Früchte und Gemüse im gewöhnlichen Gebrauche. In einigen der Bergdistrikte findet man wilde Himbeeren und eine Stachelbeerenart in großer Fülle und von guter Qualität.

Diejenigen, welche die Flora Hindostans und der Himalaya-Gebirge studiren wollen, thun wohl, die lehrreichen und interessanten Werke Roxburgh's, Wight's und Wallich's über diesen Gegenstand zu Rathe zu ziehen. Für uns wird es zu erwähnen hinlänglich sein, daß Indien sowohl in seinen Niederungen als in seinen Hochebenen einige der auserlesensten Blumen, die es in der Welt giebt, besitzt; viele derselben sind Europäern nur oberflächlich bekannt, obwohl ihre Wohlgerüche weit kräftiger sind als in gemäßigtern Himmelsstrichen. Der Oleander, die persische Rose, die gloriosa superba, die Passionsblume und viele andere ausgezeichnete Pflanzen von großer Schönheit und angenehmstem Duft, wachsen wild in den Gebüschen. Die Lotos, die Wasserlilie und andere ähnliche Pflanzen vergrößern die Schönheit jedes Wasserspiegels, während man ganz oben auf den Gebirgen Himalaya's und Neilgerry's Rhododendron findet, der einen Umfang und eine Schönheit erlangt, die im Westen unbekannt sind. Die indischen Farren-Gewächse sind ebenfalls ihrer Größe und ihres ausnehmenden Wuchses wegen merkwürdig.

In wenigen Ländern werden wilde Thiere in so

großer Menge und von so verschiedenen Typen angetroffen, als in Britisch-Indien.

Der Elephant war seit den frühsten Zeitaltern wegen seiner Brauchbarkeit für die Menschen, wenn er zum Ziehen oder Lasttragen abgerichtet ist, sehr hoch geschätzt. Diese Thiere laufen in großer Anzahl durch viele Gegenden Indiens wild herum und verursachen in diesem Zustande den Getreidefeldern großen Schaden. Zahm gemacht, sind sie nächst dem Pferde das nützlichste Thier, und für eine Armee zum Transport des schweren Gepäcks unbezahlbar.

Das Kameel ist fast ebenso werthvoll, denn obschon von geringerer Kraft als der Elephant, ist es schneller, zur Gebirgsarbeit sogar nützlicher; und Kameelbatterien, sowie Kameelerpressen, die in unseren letzten Kriegen im Nordwesten so oft angewendet wurden, beweisen den großen Werth dieses Thiers.

In den Wäldern hausen Rhinocerosse, Büffel, Bären, Löwen, Füchse, Antilopen, Rehe, wilde Schweine u. s. w. Die kleineren Gebüsche und niedrigen Gehölze sind der Aufenthalt von Tigern, Schakalen, Leoparden und Panthern, während es von Affen aller Art auf jeder Seite wimmelt. Obschon der Schakal gelegentlich ein unwillkommener Gast in den Federviehställen ist, sind dennoch seine Dienste zum Fortschaffen des Aases aus den Straßen aller großen Städte, welches er während der Nacht besorgt, von großem Nutzen.

Die wilde Ziege aus Nepal ist, obschon sie sich auf den höchsten Hörnern der Gebirgsketten aufhält, dennoch fähig, sich in den warmen Flächen der Nie-

derung heimisch zu machen. Sie ist merkwürdig wohlgestaltet, hat leichte zierliche Glieder und einen schönen ausdrucksvollen Kopf. Ihre Farbe ist schiefergrau, mit rostigem Braun und Schwarz gemischt. In demselben Lande findet man kleine rothe Rehe, deren Fleisch sehr wohlschmeckend sein soll.

Die Caschmir-Ziege ist vielleicht das am höchsten geschätzte Thier des Orients. Aus ihren langen Silberhaaren werden die weltberühmten Shawls gemacht. Sie gedeiht am besten auf den grasbedeckten Bergen Caschmirs, wird aber auch mit Erfolg in Lahore und noch weiter südlich gezogen.

Die Boa, die Klapperschlange, die Cobracapella, die Tic-polonga, und viele andere Varietäten des Schlangengeschlechts sind in großer Menge vorhanden.

Stachelschweine, Armadillos, Ichneumons, Guanos und Eidechsen existiren in großer Anzahl.

Die Vögel Indiens sind kaum weniger schön als zahlreich. Vielleicht ist das Volk der himalayanischen Fasanen das auserlesenste von allen. Diese Vögel zeichnen sich durch ihr reizendes und reiches Gefieder aus. Der himalayanische Bustard (wilder Kalkut) ist ebenfalls ein seiner Gestalt und verschiedenen Farben wegen merkwürdiger Vogel. Pfauen, Adler, Falken, Geier, Reiher, Kraniche, wilde Gänse, wilde Hühner, Schnepfen, Bustarde, Papagayen in vielen Varietäten leben fast überall und zu jeder Jahreszeit in sehr großer Anzahl.

Krähen und ein Vogel, den man Adjutant nennt, sind in allen großen Städten zu Tausenden zu sehen,

und machen sich sehr nützlich, indem sie die Straßen von Abfall jeder Art reinigen; sie sind die besten, in der That die einzigen in Indien gekannten Straßenfeger, und niemand versucht diese Vögel zu tödten.

Die Lachkrähe ist überhäuft in der Nähe der Wälder Hurdwar's und Sirienager's anzutreffen, wo sie von wilden Beeren der Gebüsche lebt. Diese Vögel werden gewöhnlich in Flügen von funfzig oder hundert gesehen und machen einen Lärm, der wie lautes Gelächter klingt. Die Federn auf dem Rücken, den Flügeln und Seiten sind olivenbraun, auf dem Schwanze geht das Braun in Bernsteinfarbe über. Der Kopf ist mit einer Krone ausgerundeter Federn geziert. Ein schwarzer Streif geht vom Schnabel quer durch die Augen bis zur Ohrendecke, mit Ausnahme desselben ist der ganze Kopf weiß, ebenso die Kehle und die Brust.

Unter den Insekten kommt die Heuschrecke am häufigsten vor. Sie besuchen oft besondere Gegenden in Schwärmen, welche groß genug sind die Luft zu verdunkeln. Die Eingeborenen braten diese Geschöpfe in Oel, und essen sie mit großem Wohlgefallen. Das Blatt-Insekt, welches in Gestalt und Farbe eine so genaue Aehnlichkeit von vielen Blättern hat, daß es unmöglich ist es auf den Pflanzen zu entdecken; das Stock-Insekt sieht in gleichem Maaße in seiner Erscheinung einem Haufen trockner Stöcke ähnlich, und das Bambus-Insekt ist ganz genau wie ein kleines Stück Bambus gestaltet, sind alle ganz harmlos; während die Myriaden von Centipeden, Scorpionen, Ameisen, Mus-

kiten und andere dergleichen Geschöpfe Europäer und besonders die Ankömmlinge peinigen.

Die Flüsse und Buchten Indiens wimmeln von Fischen verschiedener Gattungen; einige derselben waren Europäern längst bekannt und werden von ihnen sehr geschätzt. Eine weit größere Anzahl aber, obschon eine vortreffliche Speise der Eingebornen, ist niemals auf einen englischen Tisch gekommen. Der Widerwille gegen die letzteren besteht in der großen Anzahl kleiner Gräten, welche sie enthalten; demohngeachtet genießen die Eingebornen sie auf verschiedene Weise, entweder als Curries oder gestobt.

Unter den den Europäern bekannten Sorten befinden sich: der Mangofisch, ein großer Liebling der Calcuttaer, so lange er zeitig ist, der indische Seebarbe, der Säbelfisch, der Weißfisch, eine Art sehr großer Barsche, der Kowall, der Rowball, der Bandfisch, der Nattu, der Bergbarbe, eine Art von Seezunge, verschiedene Gattungen Häringe, der weiße und schwarze Pomfert und sehr vortrefflicher Lachs. Die meisten von diesen sind Seefische.

Die Thiere in den Provinzen Teneſſarim und Peguan unterscheiden sich nicht sonderlich von denen im eigentlichen Hindostan. Elephanten, Tiger, Bären, Panther sind in Fülle vorhanden, während verschiedene Species der Rhinocerosse, Hasen, Kaninchen, Stachelschweine ebenfalls im Ueberflusse anzutreffen sind.

Das interessanteste und werthvollste aller Thiere dieser Region ist ein abgehärtetes, schnellfüßiges Pony, in allen Theilen Indiens, hauptsächlich zu Gebirgsreisen

sehr gesucht, wozu es, weil es so sicher tritt, unschätzbar ist. Schafe und Ziegen werden hier selten angetroffen, aber Büffel, Ochsen und verschiedene Gattungen von Rehen sind sehr häufig da.

An Federvieh sind diese Provinzen besonders reich, unter anderen an Pfauen von unübertrefflicher Schönheit, überdies an Rebhühnern, Fasanen, wilden Hühnern, Wachteln, Tauben, und im Ueberfluß an Wasservögeln von großer Zartheit und vorzüglichem Geschmack. Die Schwalben, deren Nester eßbar, sind ebenfalls gewöhnlich, und liefern Vorräthe von Nestern für den chinesischen Markt, welche der Localregierung beträchtliche Einkünfte verschaffen.

Ueber die Fische Pegu's ist nichts zu bemerken, da sie in jeder Hinsicht denen des bengalischen Meerbusens gleichkommen. Die einzigen Ausnahmen, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, sind: der Kletter-Barsch, der sich seinen Weg landeinwärts auf einiger Entfernung bahnt, und ein Barbe von außerordentlicher Schönheit, dessen Schuppen, wenn er frisch aus dem Wasser kommt, im Sonnenschein wie Diamanten vom reinsten Wasser glänzen.

Erster Theil.

Geschichtlich.

Die hinduische Periode.

Kapitel I.

Das Zeitalter der Fabel und der früheren Hindu-Dynastien.

Die frühste Geschichte Indiens bietet, ähnlich der mehrerer anderer Länder, wenig Anderes als eine verwirrte Reihenfolge mythologischer Märchen, voll abgeschmackter Erzählungen und chronologischer Widersprüche dar. Wenn man den Schriften der ersten hinduischen Geschichtschreiber Glauben beimessen wollte, müßte man die Geschichte ihres Landes bis zu einer Zeit zurückführen, die lange vor Erschaffung der Welt anfängt. Die Heldenthaten Rama's, eines ihrer beliebtesten Heroen, sind nach ihrer Behauptung vor einer Million Jahren vorgefallen, ja eines ihrer Documente macht sogar auf eine doppelt so viel betragende Zeitdauer Anspruch. Die Arbeiten solcher gelehrten Orientalisten wie Colebrooke, Jones, Wilson, Prinsep und Anderer haben für hinduische Geschichte wenig mehr genützt, als auf die gänzliche Werthlosigkeit ihrer frühesten Chroniken

hinzuweisen. Allenfalls kann diese Periode dazu benutzt werden, um ziemlich genau zu errathen, zu welcher Zeit solche Begebenheiten, die nicht gänzlich fabelhaft sind, vermuthlich geschehen sein können. Von der Zeit an, als Alexander in Indien einfiel, sind wir im Stande zu einer etwas wahrscheinlichern Gewißheit in Betreff der indischen Ereignisse und Hindu-Herrscher zu gelangen; aber ehe Hindostan der muhamedanischen Race bekannt und endlich von ihr erobert wurde, gab es nur eine unsichere und unregelmäßige Kette von Handschriften, aus welchen der neuere Geschichtsforscher im besten Falle nur vage und unzuverlässige Einzelheiten sammeln kann.

Seit mehreren Jahren haben die Arbeiten des Herrn Prinsep die Mittel zu Tage gefördert, viele alte Inschriften auf Säulen und an den Wänden der in Felsen gehauenen Tempel, welche bis dahin den Forschungen der Gelehrten getrotzt hatten, zu entziffern. Solche Inschriften sind, wie es sich herausstellt, im Pali-Dialekt geschrieben, und als man sie mit Hülfe des von Herrn Prinsep entdeckten Schlüssels las, fand man, daß sie viel Licht auf einige Epochen der hinduischen Geschichte werfen, und eventuell den Aufklärer einigermaßen befähigen, das, was früher nur schlecht auszuführen war, nämlich die Daten der Regierungen der Monarchie, mit Gewißheit zu bestimmen.

Ueber das große Alterthum der Hindu kann kein Zweifel obwalten. Während Joseph unter Pharao in Egypten regierte, gab es Hindu-Fürsten, die bedeutende Länder besaßen und große Armeen in den Krieg schicken

konnten. Die „Ramayana", ein indisches Heldengedicht, obschon zweifelsohne mit Fabeln und Uebertreibungen angefüllt, kann nicht anders als ein Bild betrachtet werden, welches, obschon mit grellen Farben überladen, gewisse Begebenheiten und Großthaten darstellt, denen Wirklichkeit zu Grunde liegt.

Die erste von dieser Nation geschehene Erwähnung giebt ihr eine Landesstrecke zur Wohnung, die zwischen den Flüssen Serfuty und Caggar, ungefähr hundert Meilen nordwestlich von Delhi, liegt. Diese führte damals den Namen Bramhavertha, welches „Aufenthalt der Götter" bedeutet; und obschon sie nur fünfundsechzig Meilen lang und vierzig breit war, so kann sie doch als Tummelplatz der ersten Fürsten und als Wohnung der berühmtesten Weisen betrachtet werden.

Kurze Zeit nach Erscheinung der Hindu in der Geschichte finden wir sie schon in Ausdehnung ihres Gebiets begriffen, welches damals die Distrikte Audh, Agra, Allahabad, Lahore und Delhi in sich vereinigt zu haben scheint. Die Stadt Audh, oder wie sie damals genannt wurde, Ayodha, scheint die Hauptstadt des Königreichs gewesen zu sein.

Dort wurden, angeblich von Brahma entsprungen, zwei Prinzen geboren, deren Abkömmlinge als die Sonnen- und Monden-Geschlechter bekannt waren. Von diesen scheinen mehr als sechzig gelebt zu haben; die Berichte von ihren Heldenthaten sind aber so fabelhaft, daß man sie nicht benutzen kann; wir müssen daher zu Rama übergehen, dessen Thaten, wie gesagt, in der „Ramayana" besungen sind.

In dieser orientalischen Epopöe findet man die ausschweifendsten Erzählungen und übernatürlichsten Vorfälle mit einer Ausführlichkeit in ihren Einzelheiten aufgetischt, als wären sie Thatsachen. Der Held, Rama, ein König von Audh, der sich entschlossen hatte einige Zeit lang ein bußfertiges Leben zu führen, zog sich mit seinem Weibe Sita (einer Frau von unübertroffener Schönheit und außerordentlicher Bildung) in einen entlegenen Wald zurück. Während ihres Aufenthalts in diesem einsamen Orte sah Ravana, der König von Ceylon und Herrscher über ein Teufelsgeschlecht, zufällig die schöne Königin, und verliebte sich so sehr in sie, daß er sie nach seiner Hauptstadt Lanka entführte.

Rama, durch diesen Verlust zur Thätigkeit aufgestachelt, rief Hanuman, den vorgeblichen Monarchen eines übernatürlichen Affengeschlechts, zu Hülfe, und diese Krieger, mit ihren vereinten Gefolgen, sollen durch den Dekhan marschirt, die Pamben-Passage auf einer Wunderbrücke überschritten, und als sie den gottlosen aber mächtigen Ravana in der Nähe seiner Hauptstadt begegneten, ihn und seine Dämonenkrieger aufs Haupt geschlagen haben. Es versteht sich, daß Sita befreit wurde; aber die Erzählung endet traurig, denn da Rama zufällig seinen Bruder Lachmen getödtet hatte, warf er sich aus Gram in einen Fluß, und ward wieder mit der Gottheit vereinigt.

Wieviel Fabel und Romanze auch in diesem Hindugedichte enthalten sein mag, so ist es doch mehr als wahrscheinlich, daß Rama seine Waffen nach dem Süden

getragen und mit mehr oder weniger Glück gefochten hat; der Einfall in Ceylon scheint jedoch einer neueren als der in der „Ramayana" genannten Epoche anzugehören. Von der langen Linie Sonnenfürsten, die Rama in der Regierung folgten, kann nichts berichtet werden, und man hat gegründete Ursache zu glauben, daß der Regierungssitz von Audh nach Canoudsch verlegt wurde.

Der Inhalt der „Maha-Barat", einer zweiten großen indischen Epopöe, liest sich weit mehr wie Geschichte als der der „Ramayana." Sie bezieht sich auf den großen Krieg, der sich zwischen zwei mitbewerbenden Zweigen der damals regierenden Familie aus den Ansprüchen auf den Distrikt Hastinapura, vermuthlich ein Land nordöstlich von Delhi, am Ganges, entspann. In diesen Streit scheinen die meisten benachbarten Fürsten Indiens hineingezogen, und der Krieg anscheinlich mit großer Wuth während langer Zeit geführt worden zu sein, indem er theilweise einige der blühendsten Provinzen Hindostans verwüstete. Die Sieger (?) des Pandu-Zweigs erlitten so große Verluste in dieser heftigen Fehde, daß sie während zweier oder dreier Generationen ihre frühere Stellung nicht wieder erlangten.

Die wahrscheinliche Periode, in welcher dieser berühmte Krieg geführt wurde, mag einige Zeit im vierzehnten Jahrhunderte vor Christi Geburt gewesen sein. Vom Geschlechte der Pandu-Könige, welche von dieser Zeit an auf dem Throne saßen, finden wir, außer einer Liste ihrer Namen, nichts verzeichnet, und sogar hierin

weichen die nachläſſig geſammelten Annalen jener entfernten Zeiten ſo ſehr von einander ab, daß die Zahl zwiſchen neunundzwanzig und ſechsundvierzig ſchwankt.

Wenn wir uns auch den Theil der Maha-Barat, der ſich in Wunderthaten und außerordentlichen Heldengeſchichten ergeht, aus den Gedanken ſchlagen, ſo können wir doch ihren Blättern vielen ſoliden und zuverläſſigen Stoff entnehmen. Eine große Anzahl nützlicher Thatſachen liegen auf den meiſten derſelben zerſtreut, welche der Lage der verſchiedenen Königreiche und unabhängigen Staaten, ihren ſocialen Zuſtänden, ihrer Macht und ihrem Einfluß Rechnung tragen, und dem allgemeinen Character dieſer Iliade des Oſtens einen hohen Werth verleihen. Wir können aus dem fraglichen Gedichte erſehen, daß es in dieſem Theile Indiens wenigſtens ſechs Königreiche gab. Griechiſche Schriftſteller ſprechen ſogar von hundertundachtzehn; aber ſie haben wahrſcheinlich Stämme gemeint, und nicht unabhängige Staaten.

Außer dem Königreiche Haſtinapura finden wir eine ſehr mächtige Monarchie, die Souverainität von Magada, erwähnt. Zur Zeit des großen Kriegs war Sahadeva König dieſes Landes; und von jener Zeit bis zum Jahre 436 chriſtlicher Zeitrechnung finden wir in den Chroniken eine lange Linie von Königen in ununterbrochener Erbfolge. In dieſem Staate war es, wo Sakya oder Getama Buddha, der Stifter der buddhiſtiſchen Religion, ungefähr 550 Jahre vor Chriſtus, während der Regierung des Ajata Satru, des fünfundzwanzigſten Souverains von Sahadeva, geboren

wurde. Es ist die uralte Sprache dieses Landes Magadi oder Pali, der man sich seitdem immer in den heiligen Schriften dieser weit verbreiteten Religion bedient hat.

Indem wir die Race dieser Monarchen verfolgen, finden wir, daß der vierzehnte der Linie durch Tschandragupta, welcher von den Sudraern, einer niedrigen Kaste abstammte, ermordet ward. Sir Wm. Jones und Herr Prinsep haben unumstößlich bewiesen, daß dieser König der Sandracottas oder Sandracoptus der griechischen Schriftsteller ist, der nach ihrer Angabe einen Tractat mit Seleucus, einem der Nachfolger Alexanders um das Jahr 310 v. Chr. abgeschlossen hat.

Der dritte König nach Tschandragupta, der Asoca hieß, scheint der erste gewesen zu sein, der wirklich auf den früher vielen anderen gegebenen Titel eines obersten Herrschers oder Kaisers von Indien einigen Anspruch machen konnte. Die Meisterschaft, welche der unermüdliche Prinsep über die alten Pali-Inschriften, die in so vielen weit von einander entfernten Gegenden Indiens umherliegen, errungen, hat unter anderen Thatsachen, betreffend die Regierung Asocas, auch zufriedenstellend bewiesen, daß seine Herrschaft von weithin im Norden Delhis, südlich sogar bis Taprobane oder Ceylon ausgebreitet war, und sowohl östlich wie westlich eine große Länderausdehnung umschloß. Aus derselben Inschrift geht hervor, daß seine Regierung sich einer hohen Civilisation rühmen durfte, die weit mehr vorgerückt war, als man erwarten sollte; denn viele dieser uralten Schriften erscheinen als Regierungs-Erlasse

behufs Errichtung von Hospitälern und Krankenhäusern in den entfernten Theilen seines Kaiserreichs; so finden wir Befehle, längs der öffentlichen Landstraßen zur Bequemlichkeit der Reisenden Brunnen zu graben und Schatten gebende Bäume zu pflanzen.

Das Königreich Magada scheint nach und nach seine Macht verloren zu haben, bis wir es im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung von den Königen von Canoudsch erobert und unterworfen finden. Seitdem werden seine Provinzen nicht länger als ein unabhängiger Staat anerkannt.

Dem Königreiche Bengalen darf, obschon es, wenn wir von Inschriften auf Stein und Kupfer schließen, zu verschiedenen Zeiten einen beträchtlichen Grad von Macht erreicht hatte, die von verschiedenen hinduischen Schriftstellern beanspruchte Oberherrschaft nicht zugestanden werden. Wir können keine zuverlässigen Data, welche über die wirkiche Lage jenes Staats sich auslassen, entdecken, obschon das Verzeichniß von vier verschiedenen Dynastien bis zum heutigen Tage, und vielleicht ziemlich genau, aufbewahrt wird. Die letzte der Hindu-Dynastien, deren Namen in Sena endet, wurde durch die muhamedanischen Eroberer A. D. 1203 gestürzt.

Gudscherat scheint im frühen Alterthum eine abgesonderte Existenz gehabt zu haben, obschon wir keine zuverlässigen Einzelheiten darüber besitzen. In der Mitte des zweiten Jahrhunderts u. Z. scheint ohne Zweifel eine Regierung in Balibi unter einem radschputischen Herrschergeschlecht bestanden zu haben. Im

A. D. 524 wurden diese Fürsten durch Eindringlinge der Indo-Bactrianer aus dem Norden vertrieben, hatten aber 531 die Zügel der Regierung wieder in Händen.

Im achten Jahrhundert scheinen die Balibi-Herrscher die Tschauras als Nachfolger gehabt zu haben, einen andern Stamm der Radschputen, die später ihre Hauptstadt nach Anhalvara, jetzt Patan, verlegten, und in den folgenden Jahren eine bedeutende Macht unter den eingebornen Stämmen erlangten. Die Race erlosch A. D. 931, als der Radschput-Stamm Salonka in der Regierung folgte, bis zu Anfang des 13. Jahrhunderts auf dem Throne verblieb und dann wieder von einer anderen Dynastie beerbt wurde, die bis zur Eroberung des Landes durch die Muhamedaner im Jahre 1297 herrschte.

Vom Königreiche Canoudsch ist unsere Kenntniß durchaus unvollkommen, obschon uns viele Berichte darüber geworden; mit Hülfe der Entzifferung verschiedener Inschriften sind wir zu der Meinung veranlaßt: daß dieses nicht nur eine der ältesten Monarchien war, sondern daß sie von keinem anderen Staate an Ausdehnung und Wichtigkeit übertroffen wurde. Die köstlichen Ruinen der Hauptstadt Canoudsch, welche bis zum heutigen Tage an den Ufern des Ganges zu sehen sind, bezeugen den Reichthum und die Pracht dieses Volks, als es in seinem Glanze war.

Dieser Staat führte in längstvergangener Zeit den Namen Panchala. Er erstreckte sich von Banar und Tschambol in Adschmir östlich bis Nepal, dies

mitbegriffen. Die Fürsten von Canoudsch scheinen zu verschiedenen Zeiten ihre Waffen nach Bengalen und Orissa im Osten und nördlich bis zum Indus getragen zu haben. Das Wenige, was wir von ihnen wissen, suchen wir aus den radschputischen Schriften und Ueberlieferungen zusammen, es ist: daß das ursprüngliche Geschlecht durch eine Hindu-Dynastie gestürzt wurde, welche in der Folge einem radschputischen Stamme unterlag, welcher die Regierung Canoudsch's fortsetzte bis zur endlichen Eroberung durch die Mahomedaner i. J. 1193.

Caschmir darf ohne Zweifel gleiches Alterthum mit irgend einer der Vorhergehenden in Anspruch nehmen; obschon es in Frage gestellt werden kann, ob die in den localen Geschichten gegebenen Daten richtig sind. Nach den caschmirschen Annalen war das Land 2600 Jahre v. Chr. unabhängig. Es ist eine sehr unvollständige Liste der Monarchen Caschmirs mit einem höchst unbedeutenden Verzeichnisse von Begebenheiten vorhanden. Nach der Succession von fünf verschiedenen Dynastien ergriff Mahmud aus Ghazni die Regierung i. J. 1015 u. Z.

Sceind scheint zur Zeit der Maha-Barat zweifelsohne ein abgesondertes Königreich gewesen zu sein, obschon als Alexander in Indien einzog, es gewiß in einige kleine, nur unabhängige Staaten getheilt war. Zu Anfange des siebenten Jahrhunderts waren sie wieder unter einer Regierung vereinigt. Früh im folgenden Säculum eroberten arabische Stämme diesen Ländercompler, aber in der Folge ward er vom Radsch-

putstamm Samera zurückerobert, unterlag aber endlich der ghoriſchen Dynaſtie i. J. 1015 u. Z.

Die erſte vom Königreiche Malwa geſchehene Erwähnung erſcheint etwa funfzig Jahre vor dem Tode Buddha's. Dieſer Staat muß zu einer Zeit in einem überaus blühenden Zuſtande geweſen ſein, und einem ſeiner Herrſcher, Vicramaditya, wird faſt allgemeine Herrſchaft über ganz Indien zugeſchrieben. Gewiß iſt, daß er ſeine Beſitzungen weit über die gewöhnlichen Grenzen des Landes, durch das mittlere und weſtliche Indien, ausbreitete. Wir beſitzen wenig mehr als ein langes Verzeichniß fürſtlicher Namen in der Ayeni Akberi in Verbindung mit dieſem Staate, obſchon einer ſeiner früheren Herrſcher Radſchah Bhodſchah, wie aus Ueberlieferungen hervorzugehen ſcheint, mehr als gewöhnlichen Ruhm erlangt hatte. Er verlor ſeine Unabhängigkeit um das Jahr 1231 u. Z., als die muhamedaniſchen Waffen über ganz Indien den Sieg davontrugen.

Von den übrigen Staaten oder Fürſtenthümern läßt ſich wenig mehr ſagen, als daß ſie Gour, Mithili, Benares, Mewar, Dſcheſſelmier, Dſcheipuhr in ſich begriffen; die drei letzteren ſind jetzt noch unabhängige Staaten.

Wir wollen nun Hindoſtan und ſeine zerſtückelte Geſchichte verlaſſen und uns gegen Süden wenden. Dort finden wir, daß wenn der Dekhan weniger in Dunkel gehüllt, er aus einer viel neueren Zeit datirt, und in ſeinen hiſtoriſchen Einzelheiten ſogar noch weniger intereſſant iſt.

Es scheint geringem Zweifel unterworfen zu sein, daß zu einer Zeit dieser Theil Indiens von anderen als Hindu-Stämmen bevölkert war. Die Urbewohner werden als in Wäldern und auf Bergen hausend, ein wildes und gesetzloses Leben führend, beschrieben.

Dieses muß aber in grauer Vorzeit gewesen sein, denn es liegen eine Menge Beweise vor, daß schon vor der Zeit, als die Griechen Bemerkungen über Indien notirten, eine weit vorgeschrittene Civilisation verbreitet war.

Innerhalb dieser Strecke werden nicht weniger als fünf Dialecte gesprochen, der tamilische, der teluguische, der maharattaische, der canaraſische, der urgaische. Die Tamil-Sprache ist im ganzen südlich von Madras gelegenen District, auf beiden Seiten der Halbinsel, vorherrschend.

Von allen diesen südlichen Staaten ist Pandya der älteste und schloß damals das benachbarte Königreich Tschola in sich. Beide wurden von Männern niedriger Herkunft gegründet, und obschon sie durch einige Generationen öftere und zerstörende Kriege untereinander führten, so scheint doch während eines späteren Zeitabschnitts ein langes und herzliches Einverständniß zwischen ihnen obgewaltet zu haben. Pandya erstreckte sich noch weiter als über die jetzigen Districte Tinnevelly und Madura, seine Hauptstadt führte den letztgenannten Namen.

Das Königreich Tschola enthielt einen noch größeren Länderumfang als das vorige, es ging von Madura bis Nandidruhg und zu einer Zeit erstreckte

es sich über einen Theil von Carnata. Das zwölfte Jahrhundert sah indeß diesen Staat sehr gedemüthigt, da er seine Unabhängigkeit theilweise verlor, bis ein Mahratta-Häuptling, vom regierenden Radschah in seinen Nöthen zu Hülfe gerufen, diesen absetzte, die souveraine Macht an sich riß, und Stifter der Tandschore-Dynastie ward. Die Hauptstadt dieses Staats war fast immer Condscheveram, westlich von Madras.

Der Staat Tschera, den wir bei Ptolemäus erwähnt finden, begriff Travoncora, Coimbatora, einen Theil Malabars mit einigen Stücken Carnatas in sich. Er scheint sich nie zu irgend einer Bedeutung emporgeschwungen zu haben, und im zehnten Jahrhundert ward er von den Truppen der benachbarten Könige, die sich darin theilten, überzogen.

Kerala umschloß innerhalb seiner ursprünglichen Grenzen Canara und Malabar, aber zu Anfange unserer Zeitrechnung scheinen beide Länder getrennt worden zu sein; ersteres blieb noch bis weit ins zwölfte Jahrhundert hinein unabhängig, wurde aber dann einem der benachbarten Staaten zinsbar. Das malabarische Land scheint in eine Anzahl kleiner Staaten zerstückelt worden zu sein, von denen einer den Zamorinern gehörte, deren Hauptstadt Calicut war, wo sie noch im funfzehnten Jahrhundert von Vasco di Gama gefunden wurden.

Das Königreich Orissa, obschon während eines langen Zeitraums in sehr blühendem Zustande, hat der Geschichte wenig mehr zu erzählen hinterlassen als

die abgeschmacktesten Märchen seiner eingebornen Schriftsteller bis zum Jahre 473 u. Z., von wo ab eine verständlichere Sprache den Faden der Begebenheiten anknüpft. Wir hören von ihm in der „Maha-Barat" und später in Verbindung mit den Namen Salivahana und Vicramaditya, welche das Land besetzt zu haben scheinen. Vom Jahre 473 bis 1131 u. Z. ward die Regierung von Radschahs aus dem Kesari-Geschlecht verwaltet, die kleine Fehden unter einander führten, bis ein Fürst aus dem Hause Ganga Vansa sich des Thrones bemächtigte; seine Erbfolger wurden später von Radschputen aus der Sonnen-Familie vertrieben. Diese Dynastie wurde um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts durch einen Telinga-Häuptling vom Throne gestoßen, und dreißig Jahre darauf vereinigte Akbar das Land mit seinem Reiche.

So mächtig die Mahratten in neueren Zeiten geworden, und so ausgebreitet ihre Sprache geredet wird, so findet man doch weit weniger von ihnen in geschichtlichen Aufzeichnungen, als von irgend einer anderen Race und Lande. Thatsache ist's, daß bis die muhamedanischen Schriftsteller sie erwähnten, nichts aufzufinden war, was ihre Existenz bezeichnet, außer einigen Inschriften, die auf ihre Hauptstadt, Tagara, als einen Platz von bedeutender merkantilischer Wichtigkeit anspielen, obschon die Stelle, worauf sie gestanden, längst nicht mehr aufzufinden ist. Der Platz wird übrigens auch bei Arrian als ein großes Emporium des Dekhan-Landes erwähnt, freilich mit einer sehr unbestimmten Andeutung seiner Lage.

Ein Königsgeschlecht von radschputischer Abkunft regierte Maharaschtra, wie dieses Land bis zum zwölften Jahrhundert hieß, als es von einer Yadu-Familie verdrängt wurde. Gegen Ende des folgenden Säculums fand ein muhamedanischer Ueberfall statt, und nachdem der regierende Radschah lange Zeit dem Kaiser von Delhi zinsbar gewesen, ward endlich die Regierung von letzterem gänzlich an sich gerissen. Wie dieses Volk in einer späteren Periode um das Jahr 1317 sich zu einer großen Militairmacht erhob, und als fürchterlichster Gegner und vorzüglichster Zerstörer des Tartarenreichs zeigte, wird in dem folgenden Kapitel zu lesen sein.

Es dürfte genügen, die Tschalukya-Radschahs von radschputischer Abkunft als damalige Beherrscher einer Strecke Landes, die an Carnata und Maharaschtra grenzt, zu bezeichnen. Ein anderer Zweig jener Häuptlinge regierte Balinga, und breitete sich von Orissa nach Dravira aus. Ihre Herrschaft scheint vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert gedauert zu haben, alsdann begaben sie sich unter den Schutz der Könige von Andra, und stellten sich noch später unter die Radschahs von Cattac.

Die Könige von Andra beherrschten zu Anfange der christlichen Zeitrechnung einen Ländercomplex, der nordöstlich von Heydrabad lag. Wir besitzen hinsichtlich ihrer nur geringe Kunde, obgleich es gewiß ist, daß sie gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts zu einiger Wichtigkeit und Macht gestiegen waren, und ihre Grenzen nach dem Süden zu ausgedehnt hatten.

A. D. 1332 wurde das Land von einer kaiserlichen Armee, später von den Königen von Orissa überfallen, und endlich dem Königreiche Golkonda einverleibt.

Ehe wir diese Skizze der frühern Geschichte Hindostans und des Dekhans schließen, mag es rathsam sein, die Ansicht kennen zu lernen, welche griechische Schriftsteller von Indien hatten, kurz nachdem das Land den westlichen Nationen geöffnet ward.

Selbst Alexander hat augenscheinlich nur die äußersten Grenzen Indiens berührt. Er machte dem Vorrücken seiner Armee an den Ufern des Hyphasis ein Ende, als er die östliche Welt nur eben angeblickt hatte; dann lenkte er seine Schritte gegen Südwesten, und schritt zwischen der Wüste und dem Indus fort, indem er einige wenige Garnisonen hinter sich zurückgelassen und einen oder zwei Könige mit seiner Regierung verbunden hatte.

Eine Durchsicht der Schriften des Ptolemäus, des Arrian, des Aristobulus und anderer früherer Geschichtsschreiber kann nicht verfehlen, eine günstige Meinung von ihrer Genauigkeit im Allgemeinen hervorzurufen, wenn wir bedenken, wie beschränkt die Verbreitung ihrer Kenntniß gewesen sein muß, und unter welchen Nachtheilen sie geschrieben haben. Wir werden finden, daß sie die Stellung und Gebräuche des Volks, die Zustände und Form der innern Regierung, die Religion und Litteratur der Hindu genau so darstellen, wie wir sie in späterer Zeit gefunden haben, und anstatt Erstaunen über irrige Behauptungen, die sie gemacht haben mögen, auszudrücken, sollten wir uns eher wun-

dern, daß die Zahl ihrer Irrthümer so gering ist. Von der Eintheilung der Gesellschaft in verschiedene Kasten waren die Griechen völlig unterrichtet; obschon sie deren Zahl durch irgend ein Mißverständniß übertrieben haben. Die Abwesenheit der Sclaverei in Indien scheint ihnen sehr aufgefallen zu sein; denn der dienstbare Zustand der Sudra-Kaste wurde von Leuten, die an die Hausclaverei der Griechen und Römer gewöhnt waren, kaum bemerkt.

Die Eintheilung Hindostans in viele kleine Staaten und Fürstenthümer entging der Aufmerksamkeit der Griechen nicht, jedoch überschätzten sie sehr deren Zahl, indem sie diese auf mehr als hundert rechneten.

Die Truppenzahl, welche die indischen Könige zu jener Zeit ins Feld zu stellen im Stande waren, ist ohne Zweifel von ihnen übertrieben; aber ihre Zusammensetzung und ihre Einrichtungen sind wahrhaft genug beschrieben.

Ihre Berechnung der Landeseinkünfte und die Quellen, aus welchen sie geflossen, stimmen genau mit unserer eigenen Kenntniß dieses Gegenstandes überein. In der ausführlichen Beschreibung, welche über die Besteuerung der Länder und Erndten, über die Berieselung und Bebauung des Bodens, über die Pflichten der verschiedenen bei der Steuerbehörde angestellten Beamten, über die Naturerzeugnisse der Erde, über diejenigen Artikel, welche dem Handel des Landes zufallen, gegeben werden — über alle diese Punkte berichten sie, wie es eben so gut in der Jetztzeit geschrieben sein könnte.

Wir finden die öffentlichen Festlichkeiten und das

königliche Gepränge bei den Hindu so beschrieben, wie es bekannt ist, daß sie in einer viel späteren Epoche statt gehabt haben. Nicht weniger präcise und genau sind die alten Schriftsteller in ihren Berichten über Kleidung, häusliche Sitten und sociale Gebräuche der verschiedenen Classen, welche die indische Gemeinde bildeten. Indem sie von der persönlichen Erscheinung der Hindus sprechen, bemerkt sowohl Arrian wie Strabo den Unterschied zwischen den Bewohnern im Norden und im Süden des Landes. Die südlichen Indier beschreiben sie als schwärzlich, groß und schön, in mancher Hinsicht den Aethiopiern nicht unähnlich; während die Bewohner der nördlichen Gegenden als viel blonder und den Egyptiern nicht unähnlich dargestellt werden.

Die damals von den indischen Soldaten benutzten Waffen waren, mit Ausnahme der Feuergewehre, genau so, wie sie noch heutigen Tags im Gebrauch sind. Die Tapferkeit der Hindu wird immer sehr gerühmt, und sie werden als viel gefährlichere Feinde denn irgend eine andere Nation, mit welchen die Griechen früher im Orient zusammenstießen, geschildert.

Daß das Land in den Tagen Alexanders sich in einem äußerst blühenden Zustand befand, kann kaum bezweifelt werden; sogar wenn wir einige Uebertreibung zugestehen. Es gab, wie man sagte, funfzehnhundert dicht bevölkerte Städte zwischen zwei Flüssen des Pundschabs, und eine Stadt wird acht Meilen lang und eine und eine halbe Meile breit, von Gräben und

Wällen umgeben, mit vier und sechzig Thoren und fünfhundert und siebenzig Thürmen, beschrieben.

Kapitel II.

Die arabischen und tartarischen Einfälle und die endliche Ansiedlung der Muhammedaner in Indien.

A. D. 664—1022.

Die früheste Erscheinung der arabischen Armeen des Westens an den Grenzen der indischen Länder war im Jahre 664, während einer Expedition dieses Volks in das Land der Afghanen. Nachdem sie nun bis Kabul eingedrungen waren, und dessen Herrscher zu einem zinsbaren Fürsten gemacht hatten, drang ein Theil ihrer Armee unter Mohalib, einem berühmten moslemitischen Befehlshaber, bis Multan vor, plünderte die Stadt und führte viele Gefangene weg. Obschon die Araber in späterer Zeit wiederholte Einfälle in die afghanischen Länder machten, so scheint es doch nicht, daß die Reize östlich davon gelegener Länder sie angezogen habe; denn von einer Ueberschreitung der nördlichen Gewässer des Indus durch dieses Volk geschieht keine weitere Erwähnung.

Wir hören indeß von unzähligen Ueberfällen, welche die Araber in das Sceindland schon unter der Regierung des Kalifen Omar machten; aber diese waren, wie es scheint, hauptsächlich seeräuberischer Natur, die keinen anderen Zweck als Plünderung hatten. Die

Ergreifung eines dieſer Raubſchiffe in einem Seehafen Sceinds führte in einer folgenden Zeit zur Invaſion des Landes durch eine zahlreiche Armee unter Mohammed Kaſim, dem jüngſten Sohne Hedſchadſch's, des Statthalters von Basra. Der jugendliche Krieger trug den vollſtändigſten Sieg davon, indem er die befeſtigte Stadt Dewas einnahm, den Sohn des Radſchahs von Sceind über den Haufen warf und bis zur Hauptſtadt ſelbſt Schrecken und Blutbad verbreitete. Hier trat ihm der Radſchah Daher mit einer mächtigen Armee von funfzigtauſend Mann und einer großen Menge Elephanten entgegen. So klein auch die Streitkraft des arabiſchen Generals war, ſo blieb ihm doch keine andere Wahl als ſich zu ſchlagen; und indem er ſich eine von Natur feſte Stellung zu Nutzen machte, wartete er innerhalb derſelben den Angriff der hinduiſchen Armee ab. Die ſceindiſchen Truppen verſtanden es nicht, die innehabende vortheilhafte Stellung zu benutzen; da überdies ſchon zu Anfang des Gefechts der Elephant des Radſchah durch eine glühende Kugel verwundet wurde, lief er vom Schlachtfelde unter qualvollen Schmerzen weg und ſtürzte ſich in das Waſſer eines benachbarten Fluſſes. Dieſer unvorhergeſehene Umſtand verbreitete Schrecken unter den hinduiſchen Soldaten, welche, entmuthigt durch die Abweſenheit ihres königlichen Herren, zu weichen anfingen, und obſchon er bald wieder auf ſeinem Streitroſſe erſchien, ſo war das Schickſal des Tags doch bereits entſchieden. Da Daher alle ſeine Anſtrengungen vergeblich fand, wollte er die Schande einer Niederlage nicht überleben, und faßte

den verzweifelten Entschluß, sich mit einigen wenigen Auserwählten unter den dichtesten Haufen der arabischen Reiter zu stürzen. Er fiel mit Wunden bedeckt todt nieder.

Vergebens versuchte seine Wittwe mit mehr als weiblichem Muthe, und mit aller Hoffnung einer Frau, die zersprengten Streitkräfte zu sammeln. Sie setzte jedoch die Hauptstadt Brahmanabad in Vertheidigungszustand und hielt sie einige Zeit lang gegen die Sieger; als aber endlich alle Hoffnung verschwunden war, wurde ein großer Scheiterhaufen angezündet, auf welchem sich die Weiber und Kinder ihrer Getreuen verbrannten. Die kleine radschputische Garnison riß die Thore weit auf, stürzte hinaus und fand ihren Tod auf den Spießen der Araber. Diejenigen, welche in der Stadt blieben, wurden ohne Gnade abgeschlachtet, nur die jüngeren Familienglieder wurden in die Gefangenschaft fortgeführt.

Kasim stieß, wie es scheint, von dieser Zeit an nur auf wenig Widerstand, daher blieb ihm Muße genug, die Geschäftsverwaltung der kurz vorher eroberten Länder zu ordnen, welche er auf einer gerechten und politischen Grundlage einrichtete, indem er viele der alten hinduischen Statthalter, die unter dem vorigen Radschah Stellen bekleidet, zu ähnlichen Posten ernannte, mit der Bemerkung, daß sie am besten verstünden, die bestehenden Landeseinrichtungen aufrecht zu erhalten.

Nachdem Kasim viele der inneren Angelegenheiten des Landes geordnet hatte, richtete er seine Aufmerksamkeit weiter nach Osten, und auf Erwerbung neuer Territorien erpicht, setzte er sich gegen die berühmte Stadt Kanudsch am Ganges in Bewegung. Er war

bis Udipur marſchirt, als eine unvorhergeſehene Kataſtrophe zugleich ſeinen Eroberungsgelüſten und ſeiner Laufbahn ein Ende machte. Unter den aus Sceind weggeführten Gefangenen befanden ſich zwei Töchter des Radſchah Daher; dieſe waren ihrer hohen Abſtammung und ihrer großen Schönheit wegen für den Harem des Beherrſchers der Gläubigen beſtimmt. Am Hofe des Kalifen angekommen, wurden ſie in gehöriger Form dem Souverain, der neugierig war die Reize der Aelteſten, die wirklich unvergleichlich ſchön war, zu ſehen, vorgeſtellt. Vor ihn geführt brach ſie in eine Thränenfluth aus, und erklärte laut, da Kaſim ſie in ihrem Vaterlande entehrt habe, fühle ſie ſich unwürdig vor dem Beherrſcher der Gläubigen zu erſcheinen. Der Kalif war durch dieſen Schimpf um ſo mehr erzürnt, als er ihn, da das Mädchen für ſeinen Serail beſtimmt war, wie eine ihm zugefügte Beleidigung betrachtete. Ueberdies war er von ihrer Schönheit leidenſchaftlich verblendet, er befahl alſo, daß der beſchuldigte General in eine rohe Viehhaut genäht und in dieſem Zuſtande nach Damaskus gebracht werden ſollte. Es verſteht ſich, daß dieſer Befehl pünktlich ausgeführt ward. Als der Leichnam des verſtorbenen Eroberers von Sceind in dem Pallaſt angekommen war, wurde er vor die Prinzeſſin gelegt, die ihre Freude beim Anblick deſſelben nicht verbergen konnte; ſie erklärte indeß dem verwunderten Kalifen, daß Kaſim in der That unſchuldig und ihre Anklage gegen ihn, die ſie gemacht, weil er Tod und Verderben über ihre Familie gebracht habe, falſch ſei; ihre Rache ſei jedoch nunmehr befriedigt.

Von dieser Zeit an scheinen die arabischen Waffen keine Fortschritte mehr gemacht zu haben. Mit Kasim scheinen alle fernere Eroberungsgelüste gestorben zu sein, seine Autorität ging auf weniger ruhmsüchtige Befehlshaber über. Die Herrschaft der Muselmänner in Sceind erhielt sich bis um d. J. 750 u. Z., dann vereinigten die Radschputen ihre Streitkräfte mit denen der Hindu und machten verzweifelte Anstrengungen, um die Feinde aus ihrem Vaterlande zu verjagen, welches ihnen auch nach einigen blutigen Schlachten endlich gelang.

Den Verfall der arabischen Oberherrschaft kann man von diesem Zeitpunkt an datiren; so viel ist gewiß, daß das Reich der Kalifen zu keiner späteren Periode sich je wieder über einen so ausgedehnten Ländercomplex erstreckte. Dem Tode des berühmten Haruhnal-Raschid folgte nicht lange nachher der Abfall Khorassan's und Transorana's. Allmälig rissen sich auch andere Provinzen vom Kalifate ab und bald darauf waren die Beherrscher der Gläubigen nichts mehr als Marionetten in den Händen ihrer türkischen Leibwachen, die Auflösung des Reichs war mithin unvermeidlich.

Unter den vielen kleinen Dynastien gemischter turkomanischer und mongolischer Abkunft, die jetzt über die nördlichen arabischen Provinzen herrschten, waren die Samani, eine Familie, die aus Bokhara stammte, welche, nachdem sie sich in Khorassan fest niedergelassen hatte, dieses Land länger als ein Jahrhundert regierte. Während ihrer Herrschaft geschieht vom ersten Mitgliede des Hauses Ghazni Erwähnung, welches nach-

her Stifter des mahomedaniſchen Reiches in Indien ward und eine Bedeutung erlangte, die ſeine Nachkömmlinge ſo ſehr gut zu benutzen verſtanden. Alptegin, der Begründer dieſer neuen Dynaſtie, war ein turkomaniſcher Sclav in Dienſten Abdulmeliks, des fünften Fürſten aus dem Hauſe Samani; als ſolcher verrichtete er die niedrigſten Dienſte. Da ſein königlicher Herr bemerkte, daß dieſer Sclave nicht nur Muth, ſondern auch ſonſt viele gute Eigenſchaften beſaß, beförderte er ihn, wie das damals öfters gebräuchlich war, zu einigen wichtigen Aemtern und machte ihn endlich zum Statthalter von Khoraſſan.

Alptegin bekleidete dieſen hohen Poſten bis zum Tode ſeines Gönners, da er aber dem Nachfolger deſſelben zu Klagen Anlaß gegeben hatte, war er genöthigt ſeiner Sicherheit wegen zu fliehen; von einer Schaar treuer Anhänger begleitet, ſuchte er Zuflucht bei den Bergſtämmen in der Gegend von Ghazni, im Herzen der Gebirge Solimans, wo er ſeinen Feinden Trotz bot und ſich die Souverainität jenes Landestheils aneignete. Die Bergſtämme der Nachbarſchaft nahmen gern einen Mann unter ſich auf, der die Kraft und den Willen beſaß, ihre Schwerter in ſeinem Dienſte anzuwerben und ſie dafür zu beſolden, ſelbſt diejenigen, die ſich ihm nicht ſogleich unterwarfen, traten ſpäter in freundliche Verbindung mit ihm. Während eines Zeitraums von vierzehn Jahren ſcheint er ſeine Stellung im ghaznividiſchen Lande behauptet zu haben, unterſtützt durch ein zahlreiches und gut ausgerüſtetes

Heer, hauptsächlich aus mamelukischen Reitern und afghanischen Freibeutern zusammengesetzt.

Sein Tod, der im Jahre 976 erfolgte, setzte auf seinen Gebirgsthron Jemanden, der wie er ein Sclave gewesen war. Sibektegin hatte dem Alptegin von jenem Tage an, als er ihn von einem nach seinem östlich von Turkistan liegenden Vaterlande reisenden Kaufmanne erstanden, treulich gedient, und nachdem er Beweise seiner Treue und Geschicklichkeit gegeben, erhob ihn Alptegin zur höchsten Würde nächst der seinigen. Ob er ihn, da er selbst keine männlichen Leibeserben hatte, vor seinem Tode zu seinem Nachfolger ernannte, läßt sich nicht mit Gewißheit nachweisen; aber die Thronfolge Sibektegin's war unter diesen Umständen ein ganz natürliches Ereigniß. Er soll überdies die Tochter seines verstorbenen Chefs geheirathet und auf diese Weise die bereits unter den Bergvölkern von Ghazni erworbene Popularität vermehrt haben.*)

*) Von Sibektegin, als er noch gemeiner Soldat war, wird eine Anekdote erzählt, welche die Menschlichkeit des Geschichtschreibers, wenn nicht des Helden beweist. Eines Tags auf der Jagd gelang es ihm ein Rehkalb überzureiten, als er aber seine Trophäe im Triumph abführen wollte, bemerkte er, wie die Mutter seinem Pferde folgte und so augenscheinliche Zeichen des Kummers von sich gab, daß er, von Mitleid gerührt, seinen Gefangenen endlich befreite, indem er sich mit der Dankbarkeit der Rehkuh begnügte, die oft zurückkam, um ihn anzusehen, ehe sie mit ihrem Jungen nach dem Walde rannte. In der Nacht erschien ihm der

Wir kommen jetzt zu Ereigniſſen, welche in Bälde die Thätigkeit und den Muth des neuen Herrſchers beanſpruchen ſollten. Die hinduiſchen Radſchahe des Landes öſtlich vom Indus ſahen mit großer Beſorgniß die Begründung der muhammedaniſchen Macht ſo nahe ihren eigenen Beſitzungen, und die Leidenſchaft der Vergrößerung kennend, welche dieſes Geſchlecht bei jeder paſſenden Gelegenheit ausübte, bereiteten ſie ſich vor, offenſive Maßregeln zu ergreifen, mit der Abſicht, ihre Nachbarſchaft von ſo gefährlichen Nebenbuhlern zu befreien. In dieſem Gefühle handelnd, brachte Dſchiepal, der Radſchah von Lahore, ein großes Heer zuſammen, marſchirte damit über den Indus und näherte ſich den Berggegenden Ghaznis, wo er mit Sibektegin zuſammenſtieß. Ein ſchreckliches Ungewitter, mit Sturmwind, Regen und Donner begleitet, dämpfte die Energie der an die ſtrenge Kälte dieſes Climas nicht gewöhnten hinduiſchen Truppen ſo ſehr, daß Dſchiepal die Nothwendigkeit einſah, ſich mit ſeinem Gegner zu verſtändigen; er willigte ein, als Preis des Friedens und der ungeſtörten Sicherheit funfzig Elephanten und eine Summe Geldes zu bezahlen. Die Elephanten wurden auf der Stelle übergeben und die beiden Armeen trennten ſich, indem die Hindu ihren Rückzug nach ihrem Vaterlande antraten.

Prophet im Traume, ſagte ihm, daß Gott ihm als Belohnung ſeiner Menſchlichkeit ein Königreich gegeben habe, und befahl ihm bei der Ausübung ſeiner Macht die Gefühle der Gnade nicht zu vergeſſen. Elphinstone vol. I. p. 526.

Dschiepal vergaß, nachdem er glücklich in seinen Territorien angekommen war, die Gefahr, in welcher er vorher geschwebt hatte, und weigerte sich seine Verpflichtungen zu erfüllen, indem er die versprochene Geldsumme zurückhielt. Der Tartarenhäuptling war nicht der Mann, der sich solchen Wortbruch gefallen ließ; er setzte sich an die Spitze einer zahlreichen Streitmacht, die aus turkomanischen und afghanischen Reitern bestand und marschirte eiligst dem Indus zu. Dschiepal war gegen den herannahenden Sturm vorbereitet, er verstärkte sich mit den Hülfstruppen der mächtigen Radschahe von Delhi, Adschmir, Kalingar und Kanudsch und befand sich bald an der Spitze von hunderttausend Reitern und einer überaus großen Anzahl Fußvolks. Sibektegin hatte nicht über ein Viertel dieser Zahl zu gebieten; aber keineswegs von so großer Uebermacht seiner Feinde geschreckt, verließ er sich auf die größere Kraft und Disciplin seiner auserwählten Reiterei.

Die folgenden Ereignisse bewiesen die Richtigkeit seiner Beurtheilung. Die ungeheuren Massen der hinduischen Truppen waren nicht im Stande, den heftigen Angriffen der Mameluken und Afghanen zu widerstehen, und nachdem es Letzteren einmal gelungen war ihre Reihen zu durchbrechen, fanden sie wenig Schwierigkeit ihre Unordnung vollständig zu machen und sie endlich über den Haufen zu werfen. Dschiepal's ungeheure Armee floh in größter Verwirrung, von Sibektegin bis zum Indus auf dem Fuße verfolgt; dort angekommen errichtete er sogleich seine Oberherrschaft bis dahin, und ließ einen Statthalter mit einer zahlreichen

Reiterei als Befehlshaber des zu Peschawur gehörenden Landes zurück.

Wie weit Sebektegin seine Siege hätte verfolgen können, läßt sich nicht bestimmen, da seine Gegenwart anderswo, zur Hülfe seiner Nachbaren und vormaligen Herren, der Samani, erforderlich wurde, um einige zänkische Häuptlinge aus Bokhara, die jene bedrängten, zurückzuschlagen. Mit Schwierigkeit wurden diese widerspenstigen Stämme zur Unterwürfigkeit gebracht, und um die Dienste Sibektegin's und seines Sohnes Mahmoud zu belohnen, ertheilte der Herrscher von Bokhara dem Letzteren die Statthalterschaft von Khoraſſan, den Vater aber anerkannte er in allen seinen Besitzungen bis zum Indus. Nachdem diese Angelegenheiten im Westen geordnet waren, kehrte Sibektegin nach seinem Regierungssitze zurück, wurde aber unterwegs von einer Krankheit befallen, die seinem Leben ein Ende machte.

Kaum fühlte Mahmoud seinen Thron fest begründet und sich mit dem neuen Titel Sultan begabt, als schon sein unruhiger und ruhmsüchtiger Geist, lange durch die militairischen Großthaten seines Vaters genährt, sich nach einem Felde umsah, auf welchem er eine neue und blendende Berühmtheit erringen könnte.

Man darf sich daher nicht wundern, daß Indien, welches seines Reichthums wegen einen über die ganze Welt verbreiteten Ruhm genoß, den jungen Sultan einer halbbarbarischen Nation veranlaßt habe, seine Augen auf sich zu ziehen. Hierzu kommt noch die sehr wahrscheinliche Vermuthung, daß Mahmoud den Heiligenschein, welchen er sich erwerben würde, wenn er

den Moslemglauben auf den Ruinen des Hindu-Götzendienstes gründen könnte, nicht unberücksichtigt ließ.

Im Jahre 1001 nach Christi Geburt ging Mahmoud über den Indus mit einem Heere, dessen Hauptstärke in seiner Reiterei lag, denn sogar schon damals war die afghanische Cavallerie im offenen Felde fast immer unwiderstehlich. Nachdem er den Radschah von Lahore und Peschawur geschlagen und große Schätze erobert hatte, kehrte der Sultan auf einige Zeit nach Ghazni zurück.

Noch drei Expeditionen nach den indischen Territorien folgten in verschiedenen Zwischenräumen; bei der letzteren erbeutete der Sieger Schätze und Edelsteine von einem bis dahin unerhörten Werthe aus dem heiligen Schrein der Festung Nargakot am Fuße der Himalaya-Gebirge. Um diese Errungenschaft zu feiern, gab Mahmoud ein Triumphfest, das viele Tage dauerte, während welcher die reiche Kriegsbeute auf Tischen von reinem Golde, beim Schalle der Militairmusik, dem Staunen des Publikums ausgestellt war.

Solche Siege dienten nur dazu, den kriegerischen König zu neuen und mächtigeren Eroberungsversuchen anzuspornen. Der Ruhm und die Schätze, welche Manchem als Einladung gedient hätten sie in Ruhe zu genießen, reizten den ghaznividischen Sultan nur, sein königliches Schwert zu neuen und mächtigern Siegesstreichen zu wetzen. Der Eroberung Nargakots folgte nach einem oder zwei Jahren die Unterdrückung des Ghorlandes, die Einnahme Multans, eine Expedition

nach Tariesa in der Nähe des Flusses Dschumna und zwei Angriffe auf die Provinzen Kaschmirs.

Im Jahre 1017 that Mahmoud den kühnsten Schritt nach Osten zu, der je von einem Fremden innerhalb des Indus-Gebiets gemacht worden war. Die Siege, welche er bereits über die Hindu-Radschahe an an den nordwestlichen Grenzen, anscheinend mit großer Leichtigkeit, errungen hatte, stachelten ihn auf, etwas nach einem größeren Maaßstabe auszuführen. Demzufolge sehen wir ihn eine Armee von 100,000 Mann zu Fuße bei Peschawur zusammenziehen, mit welcher er den Fluß überschritt, und indem er seinen Weg in gerader östlicher Richtung bis zum Dschumna-Flusse fortsetzte, wandte er sich dann südlich und kam vor den Thoren Kanoudschs an, ehe der Radschah von seinem Heranziehen die geringste Kunde empfangen hatte. Nachdem er viele Tempel zerstört und eine große Zahl Festungen rasirt hatte, kehrte Mahmoud wieder einmal mit den Schätzen Indiens beladen nach Ghazni zurück.

Im Jahre 1022 ward die erste dauernde Niederlassung der Moslem östlich vom Indus durch Einverleibung des Pundschab mit dem Königreiche Ghazni begründet, und von dieser Begebenheit an kann man das Steigen der muhammedanischen Macht in Indien datiren. Bis jetzt waren alle Siege Mahmouds nur vorübergehender Art gewesen. Sucht nach Ruhm und Beute schienen bis dahin ihn zu seinen Expeditionen angetrieben zu haben; aber in diesem Jahre, während eines Marsches, den er, um seinem Verbündeten, dem Radschah von Kanoudsch, beizustehen, unternahm, wurde

dem Mahmoud der Durchzug seiner Truppen durch das Gebiet des Radschahs von Lahore untersagt. Durch diese Beleidigung zog sich der Hindu die Rache des moslemischen Siegers zu, der das Land nicht eher verließ, bis er es seinen eigenen Domänen angeschlossen hatte, und durch diese Handlung den Grund der ghaznividischen Dynastie in Indien legte.

Die muhammedanische Periode.

Kapitel I.

Sultan Mahmoud und seine Nachfolger aus den ghaznividischen und ghorianischen Dynastien.

A. D. 1022—1200.

Die Eroberung der lahorischen Länder brachte also den muhammedanischen Sieger innerhalb der Grenzen Indiens, und da er sich durch diesen Schlag auf die Dauer zum Herrn des ganzen Landes bis zum Sutledsch gemacht, vermehrte er seine Besatzungstruppen, verstärkte die Garnisonen der in diesem Distrikte befindlichen Festungen, und fühlte sich nunmehr im Stande, auf neue Eroberungen auszugehen.

Zwei Jahre später finden wir ihn seine zwölfte und letzte Expedition in Indien unternehmen; aber dieses Mal nicht so sehr von politischen als vielmehr von religiösen Motiven geleitet. Der Tempel Samnat's, an der äußersten südlichen Grenze Gudscherats belegen, war seiner Heiligkeit wegen in den Augen aller frommen Hindus berühmt. Mahmoud war entschlossen, seinen

Feuereifer für den Propheten durch Zerstörung dieses erhabenen Platzes heidnischer Verehrung zu beweisen; auch dürfte die Vermuthung: daß der berühmte Reichthum des indischen Schreins einigen Einfluß auf den Sultan von Ghazni ausgeübt habe, nicht ganz unrichtig sein.

Nachdem das einfallende Heer die Wüste, welche Sceind von Multan trennt (eine Entfernung von 350 Meilen), in vollständiger Sicherheit durchschritten hatte, befand es sich in Adschmier. Da der Sultan keinen Widerstand fand, rückte er gegen das Ziel seiner Reise vor, und kam bald vor Somnát an. Die hinduischen Vertheidiger ihres Glaubens leisteten vergeblich tapfern Widerstand, Mahmoud trieb Alles vor sich her und bemeisterte sich des Tempels und seiner ungeheuren Schätze.

Nach der Hauptstadt zurückgekehrt schien der Sieger geneigt, einige Zeit lang ruhig bleiben zu wollen; aber neue Umstände ereigneten sich und führten ihn in die Versuchung, noch ein Mal zu Felde zu ziehen. Seine letzte Heldenthat setzte seiner Regierung die Krone auf; die Besiegung Persiens schien ihn zum mächtigsten Monarchen des Orients zu machen, und gewiß gab es keine Macht in der Nähe, die seine Sicherheit stören konnte. Aber mitten unter all' diesem Ruhm wurde der Sieger niedergeworfen; und fast ehe sein siegreiches Heer Zeit gewonnen, sich von seinen Strapatzen zu erholen, bevor die persischen Lorbeeren ihre ersten Blüthen verloren hatten, ward sein Anführer und Sultan aus seiner Mitte gerissen — der Stifter der afghanischen Dynastie in Indien hatte zu leben aufgehört.

Wenn — wie die meisten muhammedanischen Schriftsteller behaupten wollen — Mahmoud nicht der größte Selbstherrscher war, den die Welt je gesehen, so war er doch unstreitig der berühmteste seines Zeitalters. Indem er in seiner Person manche glänzende und liebenswürdige Eigenschaft vereinigte, besaß er nur wenige der Zeit, in welcher er lebte, angehörende Fehler. Mit dem Charakter eines großen Generals verband er den eines freigebigen Beförderers der Litteratur und der Künste; und obschon es ihm nicht an religiösem Eifer fehlte, und er keine Gelegenheit vorüber gehen ließ, die Macht des hinduischen Götzenglaubens zu erniedrigen, so kann man ihm doch keine gegen seine heidnischen Widersacher verübte Grausamkeit zur Last legen, ja man behauptete, er habe nie einem Hindu, außer in der Schlacht oder bei Stürmung einer Festung, das Leben genommen. Man darf nicht vergessen, daß dieses der Charakter eines Fürsten ist, der in einem Zeitalter lebte, in welchem Einkerkerung und Mord etwas ganz Gewöhnliches im Leben eines Königs waren.

Sein größter Fehler, und der mit den Jahren stieg, war vielleicht der Geiz. Seine indischen Siege trugen dazu bei, seine Schätze so sehr anzufüllen, wie solches weder in einer früheren noch in einer späteren Regierung je geschehen. Es ward erzählt, daß, als er von den großen Reichthümern eines gleichzeitigen Monarchen hörte, der es so weit gebracht haben sollte, sieben Maaß Juwelen zu sammeln, er mit großer Inbrunst ausrief: „Gelobt sei Gott, der mir hundert Maaß gegeben."

Seine Liebe zum Reichthum war indeß mit einem

Freigebigkeitssinne in gewisser Richtung gepaart. Außer daß er in seiner Hauptstadt eine Universität, verbunden mit einem Museum und einer Bibliothek gründete, setzte Mahmoud eine große jährliche Rente aus, welche nach unserm Gelde über 10,000 Pfund des Jahrs beträgt, sowohl zur Besoldung einer Anzahl Professoren und Studenten, als um Gelehrte zu pensioniren. Unter den Literaten, welche durch seine Aufmunterung und Unterstützung von seinem Hofe angezogen wurden, befand sich der Dichter Firdusi, der ein episches Gedicht von 60,000 Versen verfaßte, in welchem er die Heldenthaten der Perser vor ihrer Besiegung durch die Muhammedaner feierte, ein Werk, welches seine Thätigkeit während eines Zeitraums von dreißig Jahren in Anspruch nahm, und das die ihm von Europäern nicht weniger als von Orientalen zu Theil gewordene Bewunderung seiner vielen unübertroffenen Schönheiten wegen verdient. Mahmoud täuschte jedoch, aus einer unerklärt gebliebenen Ursache, die Erwartung des Dichters, indem er sein Versprechen, dieses edle Geistesproduct zu belohnen, nicht erfüllte; man sagte, Firdusi sei aus Herzeleid darüber gestorben.

Mahmoud war in seinen Pflichten gegen das Publikum selten fahrlässig; und es ward von ihm erzählt, daß bei einer Gelegenheit eine Frau zu ihm kam, um sich über den Verlust ihres Sohns zu beklagen, der in einem entfernten Theile eines vor Kurzem erworbenen Landes durch Räuber um sein Leben gekommen war. Der Sultan bemerkte: daß er unmöglich die Gesetze im Winkel eines Landes, welches so weit von seinem König-

reiche entfernt liege, durch Gewalt aufrecht erhalten könne. Die Frau erwiderte: „Warum nimmst du denn Länder, die du nicht regieren kannst, und über deren Schutz du am jüngsten Tage wirst Rechenschaft ablegen müssen?“ Mahmoud fühlte die Gerechtigkeit dieses Vorwurfs, und gab sogleich Befehl seinen entfernten Unterthanen bessern Schutz zu gewähren.

Muhammed, der, mit Uebergehung seines Bruders Masaud, von seinem verstorbenen Vater zum Thronfolger von Ghazni ernannt worden war, regierte nur wenige Wochen. Der mehr kriegerische als populäre Charakter des Letztern erwarb ihm die Stimmen des Volks und der Armee, die ihn, sobald er aus der Provinz Ispahan nach der Hauptstadt kam, zum Sultan ausriefen.

Die militairischen Eigenschaften des neuen Sultans erforderten bald ihre Anwendung; denn während ein Aufruhr in Lahore ausbrach, bedrohten die Seldschuken, ein kriegerischer und mächtiger Tartarenstamm auf der Nordseite des Orus, seine Besitzungen mit einem Ueberfall in Westen. Nachdem der Aufruhr in den östlichen Territorien gestillt war, marschirte Masaud gegen die neuen Feinde, die in der Zwischenzeit (A. D. 1034) einen seiner geschicktesten Generale geschlagen und getödtet hatten. Ein oder zwei Feldzüge an der westlichen Grenze seines Reichs endeten in einer entscheidenden Schlacht bei Mero, in welcher die Seldschuken (1039) einen vollständigen Sieg davon trugen.

Der Sultan zog sich mit den zersprengten Ueberbleibseln seines Heeres nach Ghazni zurück, wo die ein-

getretene Uneinigkeit und Unzufriedenheit unter dem Volke und der Armee furchtbar um sich griff; er entschloß sich daher wieder über den Indus zu setzen, um in seinen indischen Ländern sein verlorenes Glück aufzusuchen. Auf seinem Wege nach Lahore artete die Unzufriedenheit in Meuterei aus, welche mit seiner Absetzung und der Wiederherstellung der Macht seines Bruders Muhammed endete. Das unmittelbare Resultat hiervon war der Tod Masaud's auf Befehl Ahmed's, des Sohnes von Muhammed, nach einer zehnjährigen stürmischen Regierung.

Muhammed's Regierung sollte indeß auch dieses Mal nicht lange währen. Des verstorbenen Sultans Sohn Mohdud nahm sogleich Maaßregeln, um den gewaltsamen Tod seines Vaters zu rächen. Indem er mit einem kleinen Truppenkörper von der westlichen Grenze wegzog, bahnte er sich den Weg durch Ghazni nach Lahore und traf Muhammed mit seinem Sohne bei Fattahabad, er griff ihre Armee an und schlug sie auf's Haupt, machte die Fürsten und ihre Familien zu Gefangenen, und ließ sie nachher niedermetzeln, um sich den ungestörten Besitz des Throns zu sichern.

Die ganze Aufmerksamkeit des neuen Sultans war einige Zeit nach dem Westen gerichtet, wo die Bewegungen der eingedrungenen Seldschuken täglich beunruhigender wurden. Entweder durch den Umstand, daß Mohdud die Tochter eines der Seldschuken-Häuptlinge geheirathet hatte, oder daß wichtigere Angelegenheiten ihre Aufmerksamkeit anderswo fesselten, scheinen sie seiner im Jahre nach seinem Regierungsantritte

ausgeführten Wiederbesitznahme Ghaznis keine wirklichen Hindernisse in den Weg gelegt zu haben.

Jetzt fielen Unruhen im Osten vor (1042), welche ohne Zweifel durch die Abwesenheit des neuen Sultans von seinen indischen Ländern entstanden. Der Radschah von Delhi benutzte diese Gelegenheit, um alle die von Masaud östlich vom Sutledsch eroberten Städte wieder zu erlangen, und von seinen ersten glücklichen Erfolgen ermuntert, schob der Hindufürst seine Streitkräfte bis dicht an die Thore von Nargakot vor, nachdem sich zur Wiedereroberung dieses Heiligthums unzählige Haufen indischer Freiwilliger unter seine Fahnen gestellt hatten. Dem religiösen Eifer der Hindu konnte nichts widerstehen, und ungeachtet der starken militairischen Lage dieser Tempelfestung fiel der heilige Schrein wieder in die Hände seiner Anbeter.

Durch dieses neue Glück noch mehr angefeuert, und durch die Abwesenheit des Sultans gesichert, rief der Radschah die ganze hinduische Bevölkerung des Pendschab zu den Waffen, und schritt sogleich zur Befreiung des Landes vom ghaznividischen Joche.

Lahore wurde kurz nachher (1044) durch die indische Armee belagert, und da die Garnison weder Verstärkung noch Zufuhren von Lebensmitteln erhielt, ward sie bald in große Noth versetzt. Sie hätte den Strapazen und dem Hunger fast erliegen müssen, aber entschlossen einen letzten verzweiflungsvollen Versuch zu wagen, machte sie einen so muthvollen Ausfall, daß sie die Belagerer gänzlich zerstreute und sie zwang die Belagerung aufzuheben.

Die übrige Regierungszeit Móhdúd's ging damit hin, seine aufsässigen Unterthanen im Zaume zu halten, die Unzufriedenheit in seinen indischen Besitzungen zu stillen und seine unruhigen seldschukischen Nachbarn abzuwehren. Mitten unter diesen streitenden Beschäftigungen gab Móhdúd nach einer neunjährigen Regierung den Geist auf (A. D. 1049).

Der Thron wurde jetzt durch den Bruder des verstorbenen Sultans Abul Hasan besetzt. Dieser räumte ihn indeß nach einer kurzen Herrschaft von zwei Jahren seinem Onkel Abud Raschid ein.

Dieser Fürst war nicht glücklicher als sein Vorgänger, denn ehe das zweite Jahr seiner Regierung zu Ende ging, wurde er in Ghazni von einem aufrührerischen Häuptling belagert, gefangen und mit seiner ganzen Familie ermordet. Der glückliche Aufrührer genoß die Früchte seines Verraths nur einen Monat, am Ende desselben starb er durch Meuchelmord, und das Heer sah sich nach einem Mitgliede der legitimen Familie, behufs Besteigung des erledigten Thrones um.

Nach langem Suchen fiel die Wahl auf einen jungen Prinzen Namens Farokhsad, den die Eifersucht der vorhergegangenen Thronräuber viele Jahre im Gefängnisse gehalten hatte.

Obschon seine Regierung nur sechs Jahre dauerte, so kann man sie im Vergleich mit der ihr vorhergegangenen eine glückliche nennen. Es gelang ihm, den unruhigen übergreifenden Geist der Seldschuk-Stämme zu brechen, und zu gleicher Zeit Ordnung

und Ruhe innerhalb seines eigenen Reichs zu erhalten; aber endlich fiel auch er durch die Hand eines Meuchelmörders.

Sein Erbe war sein Bruder Ibrahim, ein Fürst, dessen Geschmack und Temperament sehr verschieden von denen aller seiner Vorgänger war. Er wünschte den Frieden, und nachdem er seine zankſüchtigen Nachbarn, die Seldschuken, besänftigt hatte, widmete er sich unausgesetzt den innern Angelegenheiten seines Königreichs. Religion, Justizverwaltung und Aufmunterung der Gelehrten scheinen seine Zeit hauptsächlich ausgefüllt zu haben; die einzige Gelegenheit, bei welcher wir in irgend einem der Geschichtsberichte seinen Namen in Verbindung mit militairischen Unternehmungen finden, ist eine Expedition nach dem Sudledsch, wo er mehrere Städte von den Hindu eroberte. So wenig aber von diesem Monarchen in politischer Hinsicht aufzuzeichnen ist, so dauerte seine Regierung dennoch die ungewöhnlich lange Zeit von einundvierzig Jahren, und endete so friedlich, wie sie angefangen hatte.

Der Nächste in der Erbfolge war Masaud II. (1089), der eine zweiundzwanzigjährige friedvolle Regierung genoß, während welcher Periode der größte Theil seiner Aufmerksamkeit der Gesetzgebung und der Verbesserung des Zustandes seines Landes gewidmet war. Seine Generale unternahmen einige Expeditionen nach Hindostan, jedoch ohne große oder dauernde Resultate.

Arslan, der älteste Sohn des verstorbenen Sultans, fing seine Regierung mit Gewaltthätigkeiten an,

und beschloß sie in seinem eigenen Blute. Da er seine Brüder in's Gefängniß geworfen hatte, marschirte ihr Onkel, der Sultan der Seldschuken, mit einer achtunggebietenden Armee gegen ihn, schlug ihn, und setzte einen seiner Brüder, Behrám, auf den Thron. Arslan wurde vom Schlachtfelde aus verfolgt und erschlagen.

Der neue Sultan (1118) scheint die Liebe zu den Wissenschaften, die so viele seiner Vorgänger auszeichnete, geerbt zu haben. Gelehrte, Dichter und Naturforscher waren an seinem Hofe willkommen und wurden mit der größten Aufmerksamkeit behandelt. Der friedliche und blühende Zustand, in welchem er das Königreich fand, begünstigte solche Aufnahme sehr und setzte ihn während eines Zeitraums von dreißig Jahren in den Stand, seinen Geschmack immer zu befriedigen. Diese friedfertige Haltung seiner langen Regierung ward unglücklicher Weise durch eine Handlung unterbrochen, die man kaum von einem so feingebildeten Monarchen hätte erwarten sollen.

Da er mit seinem Schwiegersohne Kutb-u-din Sur, dem Fürsten von Ghor, in Uneinigkeit gerathen war, traf er Veranstaltnng ihn in seine Gewalt zu bekommen, und tödtete ihn dann. Der Bruder des ermordeten Prinzen verlor keine Zeit ihn zu rächen, er zog mit einem zahlreichen Heere nach Ghazni und trieb den verrätherischen Behram hinaus. Der geschlagene Monarch fand indeß Mittel und Gelegenheit, über den Eindringling herzufallen und seinen Truppen eine vollständige Schlappe beizubringen, wobei er den Prinzen

selbst zum Gefangenen machte und endlich auf grausame Weise tödtete.

Die Bestrafung dieses doppelten Verbrechens blieb jedoch nicht lange aus. Ala-u-din, ein anderer Bruder des Kutb-u-din, fiel an der Spitze eines kleinen, aber entschlossenen Truppenkörpers in das ghaznividische Gebiet ein, und obschon ihn im ersten Gefecht das Glück nicht zu begünstigen schien, so gelang es ihm endlich doch, Behrám zu zwingen, seine Sicherheit in der Flucht nach seinen indischen Besitzungen zu suchen, wo er kurz nachher an Erschöpfung und Kummer starb.

Sein Sohn Khosru, der seinen Wohlstand mitgenossen hatte, mußte nun auch (1152) seine Widerwärtigkeiten theilen. Da die geschlagene ghaznividische Armee ohne Anführer war, folgte sie dem Sohne mit mehr als gewöhnlicher Unterwürfigkeit, und es gelang ihr sich nach Lahore durchzuschlagen, wo der neue Monarch von seinen Unterthanen mit offnen Armen empfangen wurde. Es scheint nicht, daß die Regierung Khosrus durch irgend ein politisches Ereigniß von Bedeutung ausgezeichnet war. Sein Geschmack veranlaßte ihn sich eine friedliche Politik anzueignen, und sich mit den Grenzen Indiens, so weit sie seine Voreltern besessen hatten, zu begnügen; auch finden wir nicht, daß er von der nunmehr in Ghazni regierenden Dynastie beunruhigt wurde.

Bei seinem Tode (1160) folgte ihm Khosru Malik, der nach einer überaus ruhigen, zweiundzwanzigjährigen Regierung, von den Ghor-Königen an-

gegriffen, endlich geschlagen und getödtet wurde. Das Königreich Lahore ward von dieser Zeit an eine Provinz des ghaznividischen Reichs in den Händen der neuen fürstlichen Linie.

Gheias-u-din, der ghorische Sultan von Ghazni und Lahore, durch die militairischen Talente seines Bruders Schahib unterstützt, fühlte sich kaum sicher in seiner neuen Eroberung, als er schon anfing seine Aufmerksamkeit dem Osten zuzuwenden, und so wie viele seiner Vorgänger neue Eroberungsversuche auf der indischen Seite des Sudledsch zu machen. Der Radschah von Delhi war der zuerst angegriffene Potentat, aber er ward so gut von seinen Soldaten unterstützt, daß die wilden und kriegerischen Streitkräfte, die vom Norden her gegen sie geführt wurden, mit allen ihren Anstrengungen nichts ausrichten konnten, und ungeachtet der schrecklichen Angriffe der afghanischen Reiterei behaupteten die delhischen Truppen das Schlachtfeld; Schahib, der das angreifende Heer befehligte, entkam, schwer verwundet, nur mit genauer Noth. Zwei Jahre später (1193) wusch Schahib den Schandfleck, den diese Niederlage auf seinen militairischen Ruhm gebracht hatte, wieder ab; er marschirte mit einer turkomano-afghanischen Armee über die Grenze und begegnete Pritwi, dem Radschah von Delhi, den er mit einer mächtigen Streitkraft aus vielen indischen Staaten umgeben fand, um sich seinem weiteren Vorrücken zu widersetzen. Bei dieser Gelegenheit entschied die afghanische Reiterei das Schicksal des Tags, denn nachdem Schahib die hinduischen Truppen

aus ihrer Schlachtlinie herausgelockt hatte, ließ er plötzlich ein Corps auserlesener Reiter, 12,000 Mann stark, „Kehrt" machen, chargirte die ungeheure in mehrere Heersäulen getheilte Truppenmasse, und es gelang ihm, sie gänzlich zu zersprengen. Der Radschah wurde gefangen genommen und endlich im Gefängnisse getödtet.

Diesem Siege folgten andere Eroberungen. Der Radschah von Kanoudsch ward in einer mörderischen Schlacht besiegt und sein Land sogleich den Staaten des Siegers einverleibt. Gwalior in Bundelkund, so wie andere feste Stellungen in Rohilkund wurden dann in Besitz genommen, und im folgenden Jahre dehnte der ghaznividische Sieger seine Herrschaft noch weiter aus, indem er die schönen Provinzen Audh, Behar und Bengalen unterwarf.

Der Tod des Gheias-u-din, welcher nach einer fünfundzwanzigjährigen Regierung erfolgte, setzte seinen Bruder Schabin-u-din auf den Thron. Indien sah jedoch keine ferneren Heldenthaten dieses glücklichen Kriegers. Er ließ sich in einen Krieg mit dem Sultan von Kharism ein, der zu seinem Nachtheil ausfiel, und den Abfall einiger seiner nördlichen Provinzen veranlaßte. Eine zweite Expedition gegen jenes Land sollte eben unternommen werden, als Schahib nach einer kurzen Regierung von vier Jahren durch meuchelmörderische Hände fiel. Wenige Soldaten sind glücklicher oder unternehmender gewesen als der Eroberer der inneren Provinzen Hindostans. Sogar die glänzenden Großthaten Mahmouds waren hinsichtlich ihrer Ausbreitung

unbedeutend im Vergleich mit denen des ghorischen Sultans, der die afghanische Botmäßigkeit bis zu den äußersten Grenzen des Ganges ausgedehnt hatte.

Nach Schahibs Tod (1206) ward sein Neffe Mahmoud Ghori zum Oberherrn ausgerufen; aber seine Regierung erstreckte sich nur über Ghor, und so gänzlich gab er seine Ansprüche auf weitere Territorien auf, daß er die Insignien der königlichen Würde dem Vicekönig von Indien, Kutb-u-din, der damals in Delhi residirte, zuschickte. Auf diese Weise ist Indien eine unabhängige Macht geworden, und in der Person des neuen Monarchen fing die Linie der Könige von Delhi an.

Kapitel II.

Von der Errichtung des Königreichs Delhi bis zu seiner Eroberung durch die Tartaren.

A. D. 1206—1526.

Kutb-u-din war der Stifter einer Dynastie, die unter dem Namen: Sclavenkönige, bekannt ist, weil sie ursprünglich Tartarensclaven gewesen waren. Der gegenwärtige Monarch ward durch die Gunst Schahibs, der seine vielen guten und glänzenden Eigenschaften bewunderte, zu seiner hohen Würde erhoben. Er scheint ein vorsichtiger und gerechter König gewesen zu sein, und sich die Anhänglichkeit seiner Unterthanen an seine Person durch Weisheit und Sanftmuth erworben zu haben; er regierte indeß nur vier Jahre als selbst-

ständiger Herrscher, nachdem er den Staat Delhi zwanzig Jahre als Vicekönig regiert hatte. Sein Sohn Aram war ein schwacher Prinz, und ward bald nach seiner Thronbesteigung durch Altamsch, den Schwiegersohn Kutb-u-dins ersetzt, der, wie sein Vorgänger, aus der Sclaverei zu hohen Stellen erhoben ward.

Altamsch gingen weder militairische Kenntnisse noch persönlicher Muth ab, und er fand im Laufe seiner Regierung Gelegenheit genug, beide Eigenschaften zu zeigen. Die muhammedanische Macht war nie so durchaus befestigt im eigentlichen Indien, daß irgend ein Radschah oder abhängiger Souverain den Versuch hätte machen sollen, seine Rechte auf Länderbesitz zu behaupten. Auf solche Art zogen Behar, Malva und Gwalior sich die Bestrafung Altamsch's zu. Während seiner Regierung geschah es, daß der berühmte Dschingis-Khan sich mit seinen Myriaden von Mongolen von Norden aus über einen großen Theil Asiens ergoß, und zu einer Zeit die indische Monarchie mit einem Ueberfall bedrohte.

Der Tod des Altamsch zu Delhi brachte seinen Sohn, Rukn-u-din auf den Thron, von welchem ihn seine Faulheit, Gleichgültigkeit und seine Ausschweifungen bald nachher herabstürzten, um seine Schwester Rezia darauf zu setzen.

Die Sultanin (1236) war eine Frau von ungewöhnlichen Eigenschaften, und sie scheint die Angelegenheiten des Königreichs mit Weisheit und Fleiß verwaltet zu haben. Ihre Talente reichten indeß nicht hin, ihr den Besitz des Throns zu sichern. Eifersucht schlich sich

ein, eine Partei lehnte sich gegen ihre Autorität auf, endlich wurden ihre Truppen nach einem scharfen Gefechte geschlagen, Rezia zur Gefangenen gemacht und mit kaltem Blute ermordet.

Während der beiden folgenden kurzen Regierungen Behran's und Masaud's war die hervorstechendste Begebenheit der Ueberfall Indiens auf verschiedenen Punkten von mongolischen Armeen, von denen sogar eine in Bengalen eindrang. Sie wurden indeß mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen.

Nasir-u-din Mahmoud (1246) war der Enkel Altamsch's. Gelehrten Studien geneigt, überließ er die Sorge der Regierung und aller militairischen Operationen seinem Vezier, der früher ein turkistanischer Sclav seines Großvaters gewesen, und ein sehr geschickter Mann war. Durch seine Energie wurden mehrere Aufstände in den entfernten Hindu-Staaten unterdrückt, und die Einfälle der Mongolen an der westlichen Grenze wirksam aufgehalten.

Beim Tode Nasirs (1266) bestieg sein Vezier, Gheias-u-din Bulbun, ruhig den Thron, auf welchem er sich durch strenge, grausame Maaßregeln gegen alle Diejenigen, die im Verdacht standen ihm feindlich gesinnt zu sein, behauptete. Seine Regierung, welche zwanzig Jahre lang dauerte, zeichnete sich durch innere Verschwörungen und feindliche Ueberfälle aus; er überstand sie indeß alle mit demselben Glücke, welches seine Laufbahn als Vezier begünstigt hatte.

Mit seinem Nachfolger Kai-Kobad endigte das Geschlecht der Sclavenkönige. Dieser Monarch regierte

nur kurze Zeit, und bei seinem Tode fiel die Wahl auf Dschelul-u-din, in dessen Person das Haus Khildschi anfing. Seine Regierung, so wie die seines Neffen Allah-u-din war eine fortwährende Folge von Verschwörungen, Intriguen und Mordthaten.

In diese Periode fiel die dritte mongolische Invasion Indiens, die fürchterlicher als die beiden vorhergegangenen war. Dank jedoch der Tapferkeit und Erfahrung seines Generals Zaffer-Khan, errang der Sultan den Sieg, obschon sein glücklicher Erfolg dem heldenmüthigen Befehlshaber das Leben kostete, der mit Wunden bedeckt vom Schlachtfelde weggetragen wurde. Dieser Sieg verleitete Allah-u-din, seine Waffen nach der Halbinsel Indiens zu tragen, wo er mehrere der bis jetzt unabhängigen Radschahs schlug und sie zwang, ihm Tribut zu zahlen. Eifersüchtig auf den Einfluß und die Zahl der Mongolen in seinem Heere, befahl der Sultan sie aus seinen Diensten ohne Sold zu entlassen, und sie nachher alle fünfzehntausend niederzumachen. (!)

Der plötzliche Tod Allah's (1316) soll durch Gift herbeigeführt worden sein, den ihm sein Günstling, General Mallek Kafir eingegeben; dieser General veranlaßte, daß der jüngste Sohn des verstorbenen Königs, ein Kind, zum Nachfolger ausgerufen wurde. Aber weder der Adel noch die Armee Delhis genehmigten die Wahl, sie setzten Mubarik, den ältesten Sohn Allahs, auf den Thron, erschlugen Mallek, und stellten die Ruhe einstweilen her. Obschon der neue Souverain seine Regierung mit keiner kleineren Heldenthat

als der Eroberung des malabarischen Landes begann, so überließ er sich doch schnell der Ausschweifung, und legte die Zügel der Regierung in die Hände eines gemeinen Hindus, Namens Mallek Khosra, der bald nachher die Gelegenheit wahrnahm, seinen Herrn und dessen ganze Familie zu ermorden.

Dieser Verrath zog ihm die schleunige Rache des Adels zu, welcher, verbunden mit dem Radschah des Dekhans, seine Anhänger zerstreute, und seiner Macht und zugleich seinem Leben ein Ende machte.

Die Race Khildschi's schloß mit Mubarik, und mit seinem Nachfolger fing die Herrschaft des Hauses Toghlak an.

Da kein Sprößling der königlichen Familie am Leben geblieben war, so richtete sich (1321) die Wahl der Adeligen und der Armee natürlich auf diejenigen Häuptlinge, welche den höchsten Rang unter ihnen hatten. Ihr Auserwählter war: Gheias-u-din Toghlak, Statthalter des Pundschabs, ein Mann von gutem Rufe in militairischen und Civilangelegenheiten, der sich auch der volksthümlichen Wahl nicht unwürdig bezeigte. Während seiner kurzen Regierung gab er Beweise sowohl von Thätigkeit als von Weisheit. Der gedrohte Einfall der Mongolen an den nordwestlichen Grenzen wurde durch eine Reihe von Vertheidigungswerken, die er der afghanischen Grenze entlang errichten ließ, mit Nachdruck aufgehalten, während er sich im Süden damit beschäftigte, eine weitere Abtheilung des Dekhans zu unterwerfen, in Bengalen und Tirhut die Angelegenheiten zu ordnen, auch überdies noch die

Territorien des Radschah von Dakha seinem Reiche einzuverleiben.

Von dieser letzten Expedition zurückgekehrt, wurde er durch den Fall eines Bungalows*), den sein ältester Sohn besonders zu seinem Empfange hatte bauen lassen, getödtet, wobei gegen letzteren der dringende Verdacht entstand, das Unglück selbst herbeigeführt zu haben, in dessen Folge er den Thron bestieg.

Mohammed Toghlak ward zum Sultan ausgerufen (1325), unter großem Gepränge prahlerischer Freigebigkeit an seine ganze Umgebung. Er war ein Fürst von großer Geschicklichkeit, besaß mehr als gewöhnliche Fähigkeiten, und wenige Monarchen zeigten ein größeres Verlangen Gelehrte und ausgezeichnete Leute zu unterstützen, als es bei diesem Souverain der Fall war. Seine Talente wogen indeß seine schrecklichen Verbrechen nicht auf, und wo möglich trug seine Bildung noch zu der Heftigkeit seiner schändlichen Handlungen bei.

Ein Mongolenheer, welches Mittel fand in den Pundschab einzudringen, wurde durch eine große Summe Geldes abgefunden. Die Unterwerfung des übrigen Theils des Dekhans ward ausgeführt, und allgemein gute Ordnung, auch in den entferntesten Provinzen seines unermeßlichen Reichs hergestellt.

---

*) Bungalow ist eine leichte, von Brettern, Latten oder Rohrstöcken zusammengesetzte Bude, deren Dach von Stroh oder Palmblättern ist und zur Sommerwohnung gebraucht wird. Je nach dem Stande des Bewohners wird sie mit Baumwollen- oder Seidenzeugen dekorirt und mit mehr oder weniger Luxus ausgestattet. Anmerk. des Uebersetzers.

Von dieser Zeit an scheint Mohammed sich einer außerordentlichen und heftigen Lebensweise überlassen zu haben, ganz im Widerspruche mit seinem früher erworbenen Rufe. Ein Einfall in Persien mit einer riesenhaften Armee — die Eroberung Chinas — hatten beide für ihn und sein Volk unheilvolle Folgen. Und zu diesen Grillen kamen noch enorm hohe Abgaben, Verschlimmerung der Münzen und schreckliche, gegen die Einwohner vieler Distrikte verübte Grausamkeiten.

Diese Excesse verursachten in vielen Gegenden offene Rebellion (1338) und wir lesen während der nächsten dreizehn Jahre von fortwährenden Aufständen, die den Souverain anhaltend beschäftigt zu haben scheinen. Viele dieser Ausbrüche wurden auf einige Zeit beruhigt; aber in manchen Fällen trotzten die unzufriedenen Provinzen der Macht des Tyrannen und behaupteten ihre Unabhängigkeit. Unter diesen waren Bengalen, der Karnatik und die malabarischen Länder.

Mohammed starb, wie berichtet wird, zu Tatta an Ueberladung des Magens mit Fischen, auf einer Reise, die er zur Dämpfung eines der vielen Aufstände jener bewegten Zeit unternommen, und hinterließ keine Kinder.

Firuz Toghlak, des verstorbenen Königs Neffe (1351), wurde in Ermangelung direkter Erben zum Throne erhoben. Seine Regierung, obschon durch keine großen militairischen Thaten ausgezeichnet, war dennoch eine gute, und für das Volk von glücklichsten Resultaten begleitet. Er widerrief alle fiscalischen und

Münz-Verordnungen seines Onkels und befaßte sich selbst mehr mit den Arbeiten öffentlicher Nützlichkeit und Verbesserung der Hülfsquellen seiner Länder, als mit Plänen ihre Grenzen zu erweitern.

Im siebenundachtzigsten Jahre seines Alters legte Firuz, wegen Körperschwäche, fast seine ganze Macht in die Hände seines Veziers, der indeß bald anfing seine Autorität gegen die Ansprüche des rechtmäßigen Erben geltend zu machen. Seine Intrigue gelang ihm indeß nicht; denn der Sohn des Firuz beredete seinen Vater seinen Minister zu verbannen und ihn mit den höchsten Würden zu belehnen. Seine schlechte Aufführung entrüstete den Adel aber bald, und er ward endlich genöthigt seiner Sicherheit halber in's Gebirge zu flüchten. Der alte König übernahm hierauf abermals die Zügel der Regierung.

Seinem Tode folgten sogleich Unordnung, Fehden und Blutvergießen. Zwei Enkelsöhne kamen nach einander an die Regierung, jeder nur auf einige Monate; Nasir Toghlak, der verbannte Sohn Firuz's, kam zurück und regierte wiederum drei Jahre lang; nachher riß sein Sohn Humayun das Scepter an sich, lebte aber nur fünfundvierzig Tage.

Mahmoud Toghlak, der jüngste Bruder des Vorhergehenden, war minderjährig, als er den Thron bestieg (1394). Dieser Umstand, verbunden mit dem zerrütteten Zustande des Königreichs, verführte die Statthalter von Gudscherat, Malwa und Dschuanpuhr, sich unabhängig zu machen und zu behaupten, und es ward bald zur Gewißheit, daß der neue Souverain

durchaus nicht im Stande sein würde, ihnen seine Aufmerksamkeit zu widmen, weil er Beschäftigung genug in der Nähe fand, wo Bürgerkriege seine Energie in Anspruch nahmen.

Mitten unter diesen aufständischen Bewegungen (1394) kam ein neues Unglück über das Land, welches die Auflösung des Reichs befürchten ließ. Nachdem Tamerlan Persien, Georgien und Mesopotamien so wie Theile Rußlands und Sibiriens an der Spitze unzählbarer Tartarenhorden überfallen hatte, wendete er seine Aufmerksamkeit nach Indien, und schickte seinen Enkel Pir Mohammed voran, um den Weg für das Hauptheer der Eindringlinge zu bahnen.

Der tartarische General durchstrich den Pundschab mit seinen wilden Horden, und nachdem er die ganze Provinz mit Feuer und Schwert verwüstet hatte, nahm er von der befestigten Stadt Multan Besitz. Tamerlan hatte in der Zwischenzeit einen Durchzug zwischen den gefährlichen Defileen und Gebirgspässen im Norden Afghanistans bewirkt, marschirte auf den Indus los, überschritt ihn bei Attock und ging von da weiter nach Samana, indem er die Einwohner jeder Stadt, durch welche er kam, niedermetzelte.

Durch Vereinigung mit der Armee seines Enkels verstärkt, marschirte Tamerlan gen Delhi, wo er den Sultan mit einer bedeutenden Streitmacht, die von vielen Hülfstruppen und einer großen Anzahl Elephanten unterstützt ward, zu seinem Empfange bereit fand. Die Eindringlinge bewiesen indeß den Indiern ihre numerische Ueberlegenheit sowohl als auch ihre größere

Tapferkeit: obwohl der Sultan die größten Anstrengungen machte sein Königreich zu vertheidigen, so ward doch das hinduische Heer in einer ungeheuer großen Schlacht überwältigt. Mahmoud flüchtete nach Gudscherat, während seine niedergeschlagenen Heere innerhalb der Wälle Delhis Schutz suchten, wo sie mit dem Tartarenhäuptlinge unterhandelten, und sich seiner Botmäßigkeit als Kaiser von Indien, wozu er alsdann ausgerufen wurde, unterwarfen.

Die Capitulation der Stadt schützte sie nicht gegen Plünderung und Gewaltthätigkeiten der tartarischen Truppen, welche, weil sie mit einigen Widersetzlichkeiten gegen ihre Greuelthaten zu kämpfen hatten, über die Einwohner herfielen und ein allgemeines Blutbad anrichteten. „Einige Straßen wurden durch Leichenhaufen unzugänglich gemacht, und als die Thore gewaltsam erbrochen wurden, stürmte die ganze mongolische Armee hinein, worauf das grausenhafteste Schauspiel aufgeführt wurde." (Dieses sind die Worte des Geschichtschreibers Ferischta.)

Tamerlan verließ Delhi, als ihm das Bleiben keinen Gewinn mehr zu versprechen schien, und indem er unermeßliche Schätze als Beute und ein sehr langes Gefolge von Sclaven aus allen Ständen mit sich führte, marschirte er durch Mirut und die Ufer des Ganges hinauf bis Hurdvar, und von dort über Lahore nach Ghazni, auf demselben Wege, den er bei seinem Einmarsche in Indien eingeschlagen hatte.

Der tartarische Monarch fand, wie man mit Wahrheit behaupten darf, Indien wie einen Garten,

und verließ es als Wüste (1399). Hunger und Pestilenz waren die Geschenke, mit welchen er diejenigen Einwohner überschüttete, welche er der Sclaverei in einem fremden Lande nicht würdig hielt. Gebietserwerbung schien nicht in seinem Plane zu liegen. Eine Berühmtheit, wie sie in jenen Tagen des Blutvergießens für einen Tyrannen würdig gehalten wurde, hat er allerdings errungen, aber ohne Vortheil für sich über die Schätze hinaus, die er mit auf dem Wege fortzuführen verstand, den er sich zu anderen Feinden bahnte.

Nach mehrfachen Anstrengungen und einigen blutigen Gefechten um die Oberherrschaft in Delhi trat Mahmoud endlich aus seinem Versteck hervor und behauptete seine Ansprüche auf den Thron. Er lebte nur wenige Jahre nachher, und ward in der Regierung durch Doulat Khan Lodi gefolgt, der ein Jahr regierte, dann dem Statthalter des Pundschabs, Khizir Khan, Platz machte und so die Toghluk-Dynastie des afghanischen Königsgeschlechts beschloß.

Khizir-Khan gab vor im Namen und unter Autorität Tamerlans zu regieren, und stellte durch diesen Kunstgriff bei seiner Regierung eine Festigkeit her, die sie sonst nicht besessen haben würde. Seiner siebenjährigen Regierung folgte die seines Sohnes Seyd Mobarik, eines gerechten und vorsichtigen Herrschers, der indeß während dreizehn Jahren fortwährend mit Aufständen zu kämpfen hatte.

Sein Enkel Seyd Muhammed wurde, nachdem Mobarik durch Meuchelmord gefallen war, auf den Thron

gesetzt. Er regierte indeß nur kurze Zeit und ward von seinem Sohne Seyd Allah-u-din succedirt, der nach siebenjähriger schwacher Regierung abdankte und dem fünften der Lodi-Dynastie den Thron einräumte.

Behlol Lodi, der Statthalter des Pundschab, stammte von einer afghanischen Familie hohen Ranges ab, deren Macht und Einfluß die Eifersucht und Verfolgung der früheren Dynastie verursachte.

Der Ausbruch der Unzufriedenheit, welcher Seyd-Allah vom Throne vertrieb, berief Behlol nach Delhi, und obschon er zuerst einigen Widerstand erfuhr, gewann er sich doch bald eine feste Stellung, und regierte friedlich und glücklich während eines Zeitraums von achtundzwanzig Jahren.

Sein Sohn und Nachfolger, Sekander Lodi, behauptete sich in seines Vaters Besitzungen mit Muth und Standhaftigkeit, indem er die inneren Angelegenheiten des Königreichs mit großer Milde und Vorsicht handhabte. Er war indeß bigott und verfolgte die Brahminen mit großer Grausamkeit. Die beharischen Territorien wurden durch Sekander, dem es nicht an militairischer Geschicklichkeit mangelte, wieder mit Delhi vereinigt. Er starb zu Agra (1516). Sein Sohn Ibrahim Lodi besaß die ganze Unduldsamkeit seines Vaters, aber keine seiner guten Eigenschaften. Durch Grausamkeiten und Unterdrückungen brachte er sich um die Zuneigung, die sein Volk für seine Familie fühlte, und trieb den Adel endlich zum öffentlichen Aufstande. Dieser rief einen Mann zu Hülfe, der die Gelegenheit ergriff, sich der ehemaligen Eroberungen Tamerlan's

zu bemeistern. Baber, ein Abkömmling des letztgenannten Kaisers, der damals in Ghazni die Oberherrschaft ausübte, nahm die Einladung des Statthalters von Lahore an, und überschritt den Indus mit einem kleinen, aber im guten Stande sich befindenden Heere. Nach einigen Scharmützeln in den oberen Provinzen rückte Baber gen Delhi vor, wo Ibrahim mit einem großen Heere, das dem seinigen an Zahl weit überlegen war, sich ihm entgegen stellte. Die vorzügliche Taktik des Tartarenhäuptlings und die Kühnheit seiner wohlgeschulten Truppen verschafften ihnen den Vortheil über die riesenhafte aber ungelenkige Masse der hinduischen Truppen. Der letzte des afghanischen Monarchengeschlechts fiel auf dem Schlachtfelde, und Baber gelangte ohne fernern Widerstand zum Besitze des Reichs und der kaiserlichen Würde.

Kapitel III.

Von der Regierung Babers bis zur Absetzung Schach Dschehans.

A. D. 1526 — 1658.

Zihir-ed-din oder, wie er allgemeiner genannt wird, Baber der Tiger stammte in gerader Linie väterlicher Seits von Timur (Tamerlan), der ersten Geißel Indiens ab, und konnte mütterlicher Seits auf Blutsverwandtschaft mit einem andern großen Krieger, Dschingis Khan, dem mongolischen Sieger, hinweisen. Letzt-

genannter Umstand war es wahrscheinlich, der fast alle Schriftsteller zu dem Irrthum verleitete, die Regierung der tartarischen Dynastie mit der Benennung: Mongolen-Kaiserthum zu bezeichnen.

Gegen die allgemeine Meinung seiner Anhänger entschloß sich Baber, den Titel, unter welchem er jetzt bekannt war, beizubehalten, und als Kaiser von Indien in Delhi zu bleiben, seine Stellung zu verstärken und sogar zu seinen bereits sehr ausgedehnten Ländern noch andere hinzuzufügen.

Obschon die Häuptlinge seines Heers diesen Entschluß anfänglich mißbilligten, so wurden sie doch bald anderer Meinung, als sie an den Freuden der indischen Lebensweise Geschmack zu finden anfingen und sich an die weichliche Entnervung des südlichen Climas gewöhnten.

Die verschiedenen Statthalter und untergeordneten Radschahs, die sich während der neulichen Unruhen fast unabhängig gemacht hatten, waren nicht geneigt, sich ruhig der Herrschaft des neugebackenen Kaisers zu unterwerfen; mehrere derselben boten ihm öffentlich Trotz. Diese zu züchtigen ließ Baber seine erste Aufgabe sein, die indeß schwerer und gefährlicher zu lösen war, als er anfänglich geglaubt hatte. Die afghanischen Häuptlinge sowohl als auch die hinduische und die sikhsche Soldateska wehrten sich verzweifelt, und kämpften in jeder Schlacht mit großer Tapferkeit. Mehr als einmal war Baber, der sich durchaus nicht schonte, in äußerster Gefahr in die Hände der Feinde zu fallen; und erst nach vierjährigem hartnäckigen Kampfe gelang

es ihm, die verschiedenen Provinzen wieder unter die Oberherrschaft Delhi's zu vereinigen.

Das Schicksal wollte den Kaiser indeß sein Glück nicht lange überleben lassen.

Ein Leben voll sonderbarer Abenteuer und großer körperlicher Strapatzen hatten auf seine Constitution sehr nachtheilig eingewirkt. Er fühlte sein Ende nahen, und bereitete daher für diesen Fall viele richtig berechnete Anordnungen, die künftige Landesregierung betreffend, vor. Er vermachte sie seinem Sohne Humayun, und gab nach längerem Krankenlager seinen Geist gegen Ende des Jahres 1530 auf. Er hatte Indien fünf Jahre beherrscht.

Humayun bestieg den Thron mit den glänzendsten Aussichten. Das Kaiserreich schien befestigt, die Einkünfte waren im blühendsten Zustande, und er selbst war ein Fürst, von dem man erwarten durfte, daß er sich die Zuneigung seiner ganzen Umgebung erwerben würde. Er war äußerst liebenswürdig, besaß Geschmack für Literatur und hatte einen bedeutenden militairischen Ruf, er versprach mithin die Geschicke des indischen Volks, dessen Glückseligkeit und seinen eigenen Ruhm zu begründen. Aber sein Charakter zeigte sich dem Geiste des Zeitalters, in welchem er lebte, nicht im Entferntesten gewachsen; nur ein eiserner Herrscherstab war diesem angemessen.

Einer Streiferei gegen Gudscherat folgte eine zweite in das Afghanenland, und obschon der Kaiser in beiden siegte, so war er doch nahe daran, ein Opfer des Verraths zu werden, und mußte sich glücklich prei-

sen, mit dem Leben entkommen zu sein. Als seine Brüder von seinen Unfällen hörten, lehnten sie und einige Häuptlinge sich gegen ihn auf, und nach einem oder zwei Versuchen seine Autorität wiederherzustellen, war er endlich genöthigt im Königreiche Persien Schutz zu suchen. Dort fand er freundliche Aufnahme; ja der Monarch des Landes versprach ihm sogar Unterstützung.

Mit Hülfe dieses Verbündeten gelang es Humayun, seine aufrührischen Verwandten zu bestrafen und einen, obschon nur kleinen Theil seiner früheren Domänen wieder zu erobern. Nach einer Abwesenheit von beinahe sechszehn Jahren zog er abermals triumphirend in Delhi ein. Er genoß indeß seine Wiederherstellung nicht lange; denn als er auf der Terrasse seines Palastes spazieren ging, glitt er aus, fiel in einen Abgrund und beschädigte sich dermaaßen, daß er einige Tage darauf an seinen Wunden starb.

Ehe wir in der Erzählung der Ereignisse, welche die Laufbahn Akbar's, des Nachfolgers des vorhergehenden Monarchen, bezeichnen, weiter gehen, müssen wir einen Blick auf die anderen theils unabhängigen, theils den Kaisern von Delhi unterworfenen Staaten werfen, weil die Namen der meisten derselben auf den die Thaten des neuen Kaisers enthaltenden Blättern der Geschichtsbücher mit verzeichnet stehen.

Die Grenzen des Kaiserreichs Delhi erstreckten sich am weitesten unter der Regierung des Muhammed Toghlak; aber beim Tode dieses Monarchen warfen viele Provinzen des Reichs ihre Unterthänigkeit ab,

und behaupteten mit nur wenigen Ausnahmen ihre Selbstständigkeit bis zur Regierung Akbar's. Die wichtigsten derselben waren vielleicht die Königreiche des Dekhans, d. h. der eigentliche Dekhan, aus dessen Ruinen die Königreiche Beidschapur, Achmednegar, Golkonda und Berar entstanden. Das Königreich Gudscherat, im Jahre 1396 u. Z. gegründet, blieb unabhängig bis 1561, wo Akbar es eroberte. Es begriff ziemlich genau den jetzt als Gudscheratland bekannten Ländercomplex. Das Königreich Malwa dauerte von 1401 bis 1512, während das Königreich Kandiesch von 1399 bis 1599 unangefochten bestand. Außer den erwähnten waren die Radschput-Staaten Seeind, Bundelkund, Gwalior, Udipur, Marwar, Dschessalmier, Dschierpur und einige Gebirgsstämme in den westlichen Wüsten.

Das Königreich Bengalen blieb von 1338 bis 1573 unter unabhängiger hinduischer Regierung, während Multan und ein Theil des Pundschabs theils von afghanischen Familien, theils von den Nachkommen Tamerlans regiert wurden.

Zur Zeit seiner Thronbesteigung war Akbar nicht viel über dreizehn Jahre alt. Seine Jugend und Unerfahrenheit wurden glücklicher Weise durch die Weisheit und Standhaftigkeit seines Veziers Behram-Khan, der seines Vaters General und Hauptrathgeber gewesen, völlig ausgeglichen. Dieser geschickte Befehlshaber verlor keine Zeit, die Verschwörungen, welche damals, wie gewöhnlich beim Tode eines indischen Monarchen, auch jetzt ausgebrochen waren, zu unterdrücken, und indem er nicht abgeneigt war den jungen Kaiser überall mit-

zunehmen, half er die bei seines Vaters Leben begonnene militairische Erziehung desselben vollenden.

Der Erste, der sich die Züchtigung Akbars zuzog, war Hemu, ein hinduischer Fürst, der den Titel: Kaiser von Delhi angenommen hatte. Der Usurpator hatte eine mächtige Streitkraft, aus Truppen bestehend, die seine Ansprüche begünstigten, weil sie gegen die muhammedanische Herrschaft feindlich gesinnt und durch ihren Religionseifer angespornt waren, der tartarischen Armee Widerstand zu leisten. Bei Paniput wurde eine große Schlacht geliefert, in welcher der Hindufürst mit Auszeichnung focht; aber ungeachtet der Zahl und der Tapferkeit seiner Anhänger neigte sich der Sieg, der lange unentschieden geblieben, endlich zu Gunsten der muhammedanischen Truppen, und Hemu ward in seinem Haudah*) schwer verwundet und dann zum Gefangenen gemacht. Die Sage geht: der Gefangene sei in Akbar's Zelt gebracht, und dieser von seinem Minister Behram ersucht worden, dem Hindu den ersten Schlag als Signal zu seinem Tode zu geben. Der junge Kaiser weigerte sich, den verwundeten Gefangenen zu schlagen, worauf der Vezier, durch solche unerwartete Großmuth erzürnt, dem Gefangenen mit eigener Hand den Kopf abschlug.

*) Dem arabischen Worte Haudedach, Sänfte, Portchaise, entlehnt. In Indien werden diese Tragestühle mit mehr oder weniger kostbaren Teppichen, je nach dem Stande und Vermögen des Besitzers dekorirt, von Elephanten, Kameelen, öfters auch von Sclaven getragen.

Anmerk. des Uebersetzers.

Diesem Siege folgte die völlige Unterwerfung der Provinzen Delhi und Agra, und bald darauf die Beruhigung des Pundschabs.

Der junge Kaiser hatte indeß mit einem andern gefährlichern Gegner in der Person seines Premier-Ministers und Generals Behram-Khan zu streiten.

Dieser Mann, den seine unbezweifelte Geschicklichkeit und seine geleisteten Dienste zum höchsten Amte und zur größten Würde erhoben, fing an Zeugnisse seines grausamen und neidischen Gemüths durch die vielen Morde zu geben, welche er an solchen Höflingen, die in irgend einer Weise sich seiner Autorität oder seinen Wünschen widersetzten, ausüben ließ. Er wurde bald am Hofe Akbars nicht nur von den Adeligen gehaßt und gefürchtet, sondern selbst dem Monarchen ein Gegenstand des Abscheus. Dieser setzte ihn endlich ab und schickte ihn auf eine Pilgerfahrt nach Mekka; auf dem Wege dorthin wurde er meuchlings durch die Verwandten eines seiner früheren Opfer erschlagen.

In jener Periode (1560) umschlossen die Grenzen des Reichs nur den Pundschab, Delhi, Agra, Lucknau, Adschmier und Gwalior. Ein Geist der Unabhängigkeit, ohne Zweifel durch die Meinung genährt, Akbars Jugend würde Auflehnungen gegen seine Autorität leichtes Spiel lassen, gab sich in allen Provinzen kund. Der Kaiser ließ bald den Entschluß blicken, solche widerspenstige Geister nicht nur zu bekämpfen und zu bestrafen, sondern auch alle Landestheile des Reichs, welche während des vergangenen Jahrhunderts davon abgefallen waren, wieder zu erobern, und Indien auf diese

Weise zu einem einigen Vaterlande unter einem einzigen Oberhaupte herzustellen.

Malwa war die erste Provinz, welche Akbar, ob schon nicht ohne blutigen Kampf und viele nachherige Widersetzlichkeit Seitens der befehlenden Generale und Statthalter, gegen welche der junge Kaiser sich gezwungen sah persönlich einzuschreiten, einverleibte. Andere Aufstände folgten in verschiedenen Gegenden des Reichs und hielten den Kaiser sieben Jahre lang in Thätigkeit; aber am Ende dieses Zeitraums hatte er alle unbändigen Häuptlinge und Widersacher entweder erschlagen oder ausgesöhnt.

Die radschputischen Fürsten waren die nächsten, welche die delhische Waffengewalt fühlen mußten. Die starke Festung Tschitur in Udipur wurde belagert, und nach tapferer Vertheidigung mit allen ihren Schätzen genommen; der Rana entkam und dem Lande gelang es, sich gegen Akbar während seiner ganzen Regierung zu halten.

Gudscherat ward hiernächst (1572) durch Akbar in Person unterworfen und dem Reiche einverleibt, dann wurde Bengalen durch einen der kaiserlichen Generale angegriffen und endlich unterworfen, obschon nicht ohne viel Blutvergießen. Auch hier hatte es Akbar mit meuterischen Befehlshabern zu thun, die ihm mehr zu schaffen gemacht zu haben scheinen, als die Urbewohner des Landes. Vermittelst großer Festigkeit, mit einem gewissen Grade von Mäßigkeit und Gnade vereinigt, glückte es Akbar endlich, diesen ganzen Theil seines Reichs zu beruhigen und seine Macht überall in Mittel-

indien zu befestigen. Er lenkte nunmehr seine Aufmerksamkeit nach Kaschmir, ein Land auf dem Himalaya-Gebirge, oberhalb des Bereichs der Temperatur Hindostans belegen, mit großer Fruchtbarkeit des Bodens und einem gesunden Clima gesegnet. Die Uneinigkeit der regierenden Dynastie, ein Geschlecht muhammedanischer Abenteurer, führte den ehrgeizigen Geist Akbar's in Versuchung. Er schickte alsbald ein Heer ab, welches die in jenes Land führenden Gebirgspässe erstürmte und den König und seine Großen zwang, die ihnen angebotenen Bedingungen, nämlich vollständige Unterwerfung unter Akbar's Souverainität, anzunehmen. Von dieser Zeit an scheint Kaschmir die Sommerresidenz der Kaiser von Delhi, so lange ihr Reich bestand, gewesen zu sein.

Ein Krieg mit den Afghanen der nordöstlichen Provinzen Kabuls störte die ruhige Regierung Hindostans nicht, welches jetzt bis zum Nerbudda-Flusse, mit Ausnahme einiger weniger ratschputischen Gebiete, unter der Herrschaft Delhis stand.

Der Dekhan wurde i. J. 1596 der Schauplatz von Akbars Siegen, und nachdem seine Generale zwei Jahre in diesem Lande zugebracht hatten, marschirte er selbst nach dem Kriegsschauplatze vor Achmednegar. Der Krieg in der Halbinsel wurde durch eine von den regierenden Fürsten erlittene Niederlage und durch den Anschluß eines beträchtlichen Theils jenes Staats an die Länder des Kaisers beendigt.

Nachdem Akbar die Ausführung seiner ferneren Pläne seinem Minister Abul Fazl überlassen, verließ

Pol. Tow. Geogr. Bibliothek Wien

er den Dekhan (1601) und rückte nach Agra vor. Das aufrührerische Betragen seines ältesten Sohns Selim machte diesen Schritt nöthig. Letzterer hatte nämlich, durch schlechte Rathgeber aufgehetzt, und von Opium und Wein berauscht, sich Allahabad's bemächtigt und zum König von Audh und Behar erklärt. Der Bruch wurde indeß bald nachher geheilt; Selim ward zum Thronfolger erklärt, bei Hofe zugelassen und bekam die Erlaubniß königliche Zierden zu tragen.

Die vielen Jahre, welche Akbar Krieg geführt, die kühne und schonungslose Weise, mit welcher er sich den Gefahren und Entbehrungen auf seinen Feldzügen und im Lager ausgesetzt, übten einen nachtheiligen Einfluß auf seine Constitution aus; ungeachtet seiner enthaltsamen Lebensweise schien er doch in den letzten Jahren seiner Regierung öfters an Unpäßlichkeiten zu leiden, und im Monat September des Jahres 1605 nahm seine Krankheit einen so beunruhigenden Verlauf, daß über deren Resultat nicht länger Zweifel blieben.

Von Seiten des Adels versuchte man einen Verein zu stiften, um Selim's Sohn, Khusru, als Nachfolger auf den Thron zu heben, aber der Versuch mißlang; Selim, der sich zuerst von seinem Vater entfernt gehalten hatte, blieb ihm während der letzten Tage seiner tödtlichen Krankheit zur Seite und empfing den kaiserlichen Krummsäbel aus seinen Händen.

Akbar starb nach einer neunundvierzigjährigen, unter fast fortwährender Kriegführung zugebrachten Regierung, und ließ sein Reich auf einer festeren Grund-

lage zurück, als es zu irgend einer früheren Periode gestanden. Im Besitze alles in jenen Zeiten nöthigen Genies, war Akbar mit vielen vortrefflichen Eigenschaften, die im Morgenlande selten mit der Herrscherwürde vereint gefunden werden, ausgestattet. Verehrer der Wissenschaften und Literatur, strenger Vollstrecker der Gerechtigkeit, gewiegter Finanzmann, durch und durch Kenner aller Geschäftszweige bis in ihre Einzelheiten, fand der verstorbene Kaiser bei allen seinen Kriegen noch Muße, die friedlichen Studien eines Philosophen fortzusetzen. Allen religiösen Sekten die außerordentlichste Duldung gewährend, unterhielt sich Akbar oft mit Brahminen und Christen über ihren Glauben, und wollte durchaus keine Verfolgung wegen Meinungsverschiedenheit gestatten. Seine innige Freundschaft mit dem Gelehrten Abul Fazl und dessen Bruder Felzi trug ohne Zweifel zu seiner Mäßigung bei; derselben Ursache dürfen auch seine eigenen freisinnigen Ideen zugeschrieben werden, welche, indem sie aus ihm zwar einen guten Souverain, zugleich aber auch einen sehr gleichgültigen Muselmann machten.

Die Einkünfte des Reichs standen auf einem soliden Fuße, viele kostspielige Bauten, zu militärischen und Verschönerungs-Zwecken unternommen, so wie seine ganze kaiserliche Einrichtung, obschon nach einem weitläufigen und prachtvollen Maßstabe ausgeführt, ward mit musterhaftester Ordnung unterhalten. Kurz kein Theil seiner Regierung schien in seinen Augen zu unbedeutend, um seine pünktlichste Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen.

Niemand leistete der Thronfolge Selim's, der mit dem Titel Dschehan-Ghir, oder „Eroberer der Welt" begrüßt wurde, Widerstand. Aber ehe das erste Jahr seiner Regierung zu Ende ging, gelangte man zu der Ueberzeugung, daß der Reichsfriede durch Dschehan-Ghir's eigenen Sohn, Khosru, der Rekruten aushob, nordwärts marschirte und sich der Stadt Lahore bemächtigte, gestört werden sollte. Sein Vater folgte ihm an der Spitze eines auserwählten Heeres und schlug in einem darauf folgenden Treffen die Rebellenarmee gänzlich, machte viele Gefangene, unter welchen sich auch der Urheber des Verraths, Khosru, befand, der mit Ketten beladen, ein Jahr lang in strengem Gewahrsam gehalten wurde.

Um diese Zeit (1611) heirathete der Kaiser die Wittwe des vormaligen Statthalters von Bengalen, die ihrer unübertrefflichen Schönheit und feinen Bildung wegen so berühmt ward, daß ihr der Titel Nur-mahal, oder „Licht des Harems" beigelegt wurde. Diese Favoritin erlangte vollständige Macht über das Gemüth des Kaisers, übte sie aber, wie man glaubte, durch den Einfluß ihres Vaters (einen Mann von großer Berühmtheit) und dessen weise Rathschläge geleitet, mit großer Klugheit aus. Der Kaiser übertrug der Nur-mahal die Leitung seines kaiserlichen Haushalts, und mit ihrer Unterstützung ward er nicht nur mit Glanz, sondern auch mit großer Berücksichtigung auf Sparsamkeit und Ordnung geführt. In seiner Selbstbiographie deutet der Monarch mit tiefem Gefühl auf den Einfluß seiner Sultanin und deren Fa-

milie hin, und schreibt einen großen Theil seiner Wohlfahrt ihren weisen Rathschlägen und treu ergebenen Diensten zu.

Einige Unruhen in Bengalen wurden bald unterdrückt, auch ein Streit mit dem Rana von Udipuhr, der gezwungen wurde, sich der Oberherrschaft des Kaisers zu unterwerfen, ausgeglichen. Nicht so glücklich fielen Dschehan-Ghirs Angriffe auf den Dekhan aus, denn nach heftigem Widerstande mußte sein Heer mit beträchtlichem Verluste das Land räumen.

Ungefähr um die Zeit der Beendigung dieser Operationen (1615) langte ein Gesandter vom britischen Hofe, Sir J. Roe, in Adschmier an, um einen Freudschaftstraktat mit dem Kaiser, oder wie er damals von europäischen Schriftstellern bezeichnet wurde, „Großmogol" abzuschließen. Sir Thomas blieb drei Jahre im Lande, und hat in einem selbstverfaßten Bericht über seine Gesandtschaft eine ausführliche Beschreibung des delhischen Hofes, und über den Zustand des Landes zur damaligen Periode hinterlassen.

Daraus geht hervor, daß, wie genügsam auch der Kaiser in seiner äußerlichen Führung sein mochte, er doch im Privatleben, und sogar in Gesellschaft des britischen Gesandten, den Luxus der Tafel keineswegs verschmähte. Dschehan-Ghir bewilligte den Europäern jede Aufmunterung und erlaubte ihnen die freie Ausübung ihrer Religion. Man sagte sogar, er trage die Bildnisse von Christus und der heiligen Jungfrau auf seinem Rosenkranze, auch daß zwei seiner

Neffen mit seiner Bewilligung das Christenthum angenommen hätten.

Der fabelhafte Reichthum des Kaisers kann aus einem Umstande beurtheilt werden, den er in seinen Denkschriften selbst erzählt. Er schenkte nämlich der Braut eines seiner Söhne am Vorabende ihrer Hochzeit eine Perlenschnur, die sechzigtausend Pfund Sterling, und einen Rubin, der funfzigtausend Pfund werth war, und setzte ihr überdies ein Jahrgehalt von dreißigtausend Pfund aus.

Der große unbegrenzte Einfluß Nur-mahals auf den Kaiser erweckte vielen Neid und machte ihr manchen Feind, unter andern auch Korrun, oder wie er nachher genannt wurde: Schah Dschehan, des Kaisers dritten Sohn. Da er ihre Macht, als seinen Ansprüchen widerstrebend, fürchtete, vielleicht auch, weil er Kunde bekam von Intriguen, die bei Hofe gegen ihn angesponnen wurden, so warf er alle Verstellung weg, erhob kühn die Fahne des Aufruhrs und belagerte Agra. Hier wurde er aber mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen und gezwungen sein Heil in der Flucht zu suchen; aber durch sein erstes Mißgeschick nicht abgeschreckt, fuhr er fort, die Fehde mehrere Jahre lang mit abwechselndem Glücke zu unterhalten.

Ein Vorfall hätte beinahe um diese Zeit den ganzen Lauf der Begebenheiten verändert, würde nicht die List und Kühnheit der berühmten Nur-mahal es verhindert haben. Mohabet Khan, Statthalter des Pundschab, der entweder die Unzufriedenheit oder die Eifersucht der Favoritin auf sich gezogen hatte, erhielt

den Befehl, sich zum Kaiser, der damals beim Flusse Hydaspes im Lager stand, zu verfügen, um sich über verschiedene gegen ihn erhobene Beschuldigungen zu verantworten. Er setzte sich an der Spitze einiger Tausende auserlesener Reiter in Bewegung und da er bemerkte, daß sein Untergang beabsichtigt war, beschloß er einen Schlag auszuführen, der die Pläne seiner Feinde von vornherein vernichten sollte. Er hatte sein Lager nicht weit entfernt vom kaiserlichen Quartiere aufgeschlagen und rückte bei Tagesanbruch in Eilmärschen aus, als das Gros der kaiserlichen Armee über den Fluß gegangen war; wenig Widerstand findend stürzte er auf das Zelt des Kaisers los und machte diesen zum Gefangenen.

Nur-mahal war aber nicht die Frau, welche der Gefangennehmung ihres Gatten müßig zuschaute, und obschon Mohabet durch die Bemächtigung der Person des Kaisers nur die Sicherheit seiner eigenen beabsichtigte, so versuchte sie doch ihn sogleich durch offene Gewalt zu befreien. Diesen Handstreich vereitelte jedoch die Wachsamkeit Mohabet's; aber eine nachherige Anstrengung wurde gehörig berathen und mit besserem Erfolge ausgeführt; der Monarch befand sich wieder sicher unter seinen Truppen.

Hierauf fand eine Aussöhnung mit Mohabet statt, und er erhielt den Befehl über ein Heer, welches gegen Schach Dschehan, der immer noch im Süden im offenen Aufruhr gegen seinen Vater beharrte, marschiren sollte. Anstatt aber den Prinzen zu ergreifen, unterhandelte der alte General mit ihm, und ihre

Streitkräfte vereinigten sich im Dekhan gegen ihre gemeinschaftliche Feindin Nur-mahal.

In der Zwischenzeit war Dschehan-Ghir nach Kaschmir gereist, um die stärkende Gebirgsluft jenes Landes zu genießen und wurde während seines dortigen Aufenthalts von einem asthmatischen Uebel ergriffen, an welchem er schon früher gelitten, welches jetzt aber schnell einen beunruhigenden Charakter annahm. Seine Aerzte verordneten unverzügliche Beförderung nach einem wärmeren Clima, und mit schwacher Hoffnung schickte man ihn nach Lahore. Er starb, ehe er viele Tagereisen dorthin zurückgelegt hatte, unterwegs, im sechzigsten Jahre seines Alters und im zweiundzwanzigsten seiner Regierung.

Nur-mahal suchte vergebens die Ansprüche ihres Günstlings Scheriar auf den Thron geltend zu machen. Kaum hatte Schach Dschehan den Tod seines Vaters erfahren, als er, von Mohabet begleitet, in aller Eile auf Agra marschirte, und sich dort zum Kaiser ausrufen ließ. Scheriar erlitt eine Niederlage und wurde erschlagen; Nur-mahal zog sich mit einem Jahrgehalte von einer viertel Million Pfund Sterling in's Privatleben zurück, und der neue Souverain befand sich im ruhigen Besitze des Throns.

Der Kaiser gab bald Beweise seiner Neigung zum Glanz und zu prachtvollen Gebäuden, durch Beginn der Ausführung schöner und kostspieliger öffentlicher Arbeiten, sowie durch Veranlassung von Festlichkeiten am Jahrestage seiner Thronbesteigung, die mit einer Ueberladung ausgestattet waren, wie man sie selbst in je-

nen Tagen des orientalischen Luxus nicht kannte. Diese erste Feierlichkeit soll ihn, wie man sagte, beinahe zwei Millionen Pfund Sterling gekostet haben.

Während er so in Genüssen schwelgte, wurden in mehr als einer Gegend seines unermeßlichen Reichs Unruhen angezettelt; Kabul ward von einer zahlreichen Horde Uzbeken, die jedoch bald mit großem Verluste zurückgetrieben wurden, überfallen. Im Dekhan erhob sich ein furchtbarer Gegner in der Person des Khan Dschehan Lodi, ein afghanischer General, der sich unter Dschehan Ghir ausgezeichnet hatte, aber sich als unruhiger und aufsätziger Anhänger zeigte. Er vereinigte sich mit dem Könige von Achmedneggar, und bereitete sich vor die Besitzungen des Kaisers im Dekhan anzugreifen. Dieser zog indeß mit einer sehr starken Armee sogleich gegen ihn zu Felde.

Khan Dschehan, außer Stande, es mit so überlegenen gegen ihn geführten Streitkräften aufzunehmen, zog sich nach den unwirthbarsten Gegenden des Landes zurück, und wich eine Zeit lang den Verfolgungen der Kaiserlichen aus, ward aber endlich genöthigt nach Beidschapur zu fliehen, wo er Unterstützung zu erhalten hoffte. In dieser Erwartung getäuscht, suchte er die nördlichen Grenzen zu erreichen, ward aber in Bundelkund abgeschnitten.

Der Dekhan war noch nicht unterjocht, obschon der Krieg mehrere Jahre lang mit unabläßiger Kraftanstrengung geführt wurde und Achmedneggar, sowie die Länder des Nizams bald überwunden waren, so leistete doch Beidschapur einen kühnen und entschlossenen

Widerstand, und erst im Jahre 1636 konnte ein Vertrag mit dem Könige jenes Landes abgeschlossen werden, durch welchen er dem Kaiser einen jährlichen Tribut zu zahlen versprach. Im folgenden Jahre kehrte Schach Dschehan zwar nach seiner Hauptstadt zurück, jedoch nicht zu ruhigen Genüssen; denn andere Beschäftigungen erwarteten ihn.

Nachdem ihm Kandahar von dem Statthalter dieses Landes übergeben war, benutzte Schach Dschehan die Gelegenheit, als die Häuptlinge von Balkh im Streit begriffen waren, das Land mit einer Armee, hauptsächlich nur aus Radschputen bestehend, von seinem zweiten Sohne, dem Prinzen Morad befehligt, mit Krieg zu überziehen. Das Glück krönte fast alle diese Unternehmungen; aber das unfreundliche und rauhe Wetter der dortigen Jahreszeiten und der Mangel an Lebensmitteln verursachte mehr Schaden als die feindlichen Waffen, und führte am Ende zur Räumung des Landes, nach einem verschwenderischen Aufwande von Menschen und Geld.

Kandahar, dessen Besitz durch afghanische und persische Truppen vertheidigt wurde, ward in drei aufeinander folgenden Jahren überfallen, zwei Mal durch Aureng-Zeyb, den jüngsten der Prinzen, und das letzte Mal durch Dara, seinen ältesten Bruder, aber jedes Mal mit unglücklichem Erfolge. Während der Friedenspausen, welche diesen Unternehmungen folgten, fand Schach Dschehan Mittel, die gänzliche Vermessung, Untersuchung und Schätzung seiner unermeßlichen Länder zu vervollkommnen, als Vorbereitung zu einer

neuen Besteuerung des Landes Behufs Vermehrung der Einkünfte. Diese Arbeit beschäftigte, wie man sagte, seine Aufmerksamkeit während eines Zeitraums von zwanzig Jahren.

Andere nicht so friedliche Beschäftigungen erwarteten den Monarchen im Süden. Der Dekhan, niemals gänzlich zur Ruhe gebracht, gab deutliche Zeichen einer herannahenden Störung. Ein Mißverständniß zwischen dem König von Golkonda und seinem Vezier mußte den Vorwand zu einer Einmischung Seitens des Kaisers hergeben. Dieser befahl Aureng-Zeyb eiligst gegen den König aufzubrechen, und es gelang dem jungen Prinzen theils durch List, theils durch Gewalt sich Heydrabads zu bemächtigen, und endlich dem Gegner die härtesten Bedingungen, deren Hauptgegenstand die Zahlung einer Million Pfund Sterling an die kaiserliche Schatzkammer war, zu dictiren.

Zu dieser Zeit war es, als eine den muhammedanischen Geschichtschreibern bis jetzt nur wenig bekannte, und nur gelegentlich von einem derselben erwähnte Menschenrace in einem geringen Grade die Aufmerksamkeit in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft auf sich zu ziehen anfing, und nach und nach ihre Stellung im Dekhan so sehr verstärkte, daß sie in einer spätern Periode zu hinlänglicher Bedeutung stieg, nicht nur auf das Schicksal der muhammedanischen Beherrscher Indiens einzuwirken, sondern auch der britischen Regierung des Landes zu einer Zeit ernstliche Beunruhigung zu verursachen.

Die Existenz der Mahratten zeichnete Ferischta*)

*) Der bereits oben erwähnte muhammedanische Geschichtschreiber. Anmerk. des Uebersetzers.

schon im Jahre 1486 christlicher Zeitrechnung auf; aber bis zur Periode, bei welcher wir jetzt angekommen, waren sie noch nicht als ein eigenthümlicher Volksstamm anerkannt. Hinsichtlich ihres Ursprungs besitzen wir keine sicheren Data. Sie selbst prahlen mit der Abstammung von den Radschputen, was auch möglicher Weise bei einer oder zwei ihrer vornehmsten Familien der Fall gewesen sein mag. Aber zwischen beiden Racen bestand keinerlei Gemeinschaft. Die Mahratten waren kleiner Statur, muskelstark, listigen Charakters, ausdauernd und abgehärtet; die Radschputen hingegen edler, gebietender Gestalt, stolz aber offenherziger Natürlichkeit, saumselig aber tapfer.

Sie hatten sich auf einer gebirgigen, über dem Hochlande der westlichen Ghauts des Dekhan, in der unmittelbaren Nachbarschaft der Golkonda-Staaten, welche den unerreichbarsten Theil der Beidschapur-Ländereien bildeten, niedergelassen. Ihre Häuptlinge hatten sich allmälig das Vertrauen der Landesbehörden erworben, und Vielen von ihnen waren mit Verantwortlichkeit verbundene Aemter in Dörfern und Distrikten zuertheilt; Viele dienten als Subalternofficiere in der beidschapurischen Armee, während Anderen der Oberbefehl in den Gebirgsfestungen und die Steuereinnahme auf den Stationen anvertraut war.

Siwadschei, der Stifter der Mahratta-Dynastie im Dekhan, war A. D. 1627 geboren, und zur Zeit, bei welcher wir jetzt angelangt sind, obschon kaum achtzehn Jahre alt, von seinem Vater Schachtschei Bula zum Theilhaber der Verwaltung seines Dschaghirs, oder

Renteneinkassirungskammer in Puna angenommen. Bei Ausübung dieser Amtspflichten fand er häufige Gelegenheiten, seinen Hang zu einem herumstreifenden Lebenswandel zu befriedigen; und man behauptete: er sei sogar nicht selten bei den Diebereien der gesetzlosen, die Bergbewohner der Nachbarschaf öfters heimsuchenden Stämme, betheiligt gewesen. So viel ist gewiß, daß er Mittel fand sich die Anhänglichkeit eines großen Theils der mahrattaischen Soldaten zu erwerben welchen zweifelsohne die Kühnheit ihres jungen Chefs imponirte und die er nur zu bereitwillig fand, sich in irgend ein Unternehmen einzulassen, so verzweifelt es auch schien, wenn es nur auf ihre Bereicherung und Unabhängigkeit abzielte.

Nachdem er eine Partei, aus seinen vertrautesten Anhängern bestehend, um sich versammelt hatte, war es ihm gelungen, durch fein angelegte Intriguen eine oder zwei Bergfestungen in seine Gewalt zu bekommen, und endlich sich der Gelder des Dschaghirs seines Vaters zu bemächtigen. Dieser Erfolg machte Siwadschei dreist genug, sich in offenem Aufruhr gegen die Autorität des Königs von Beidschapur zu erheben. Sämmtliche Bergschanzen auf den Ghauts und in der Nähe des nördlichen Konkan fielen in seine Hände; und die Schätze, welche er sich durch diese Eroberungen aneignete, setzten ihn in den Stand, seine Streitkräfte zu vermehren und sie auf einen achtunggebietenden Fuß zu stellen.

So standen die Angelegenheiten des jungen Parteihauptes, als Aureng-Zeyb Golkonda überfiel und Siwadschei, die Aussicht auf einen langwierigen Krieg

als eine passende Gelegenheit zu seinem Vortheil ansehend, es wagte, in die kaiserlichen Staaten einzudringen; er eroberte die Stadt Dschumna und führte beträchtliche Beute aus ihr hinweg. Diese verwegene That übersah Aureng-Zeyb zwar für den Augenblick, vergab sie aber nicht. Er wurde eben jetzt durch seines Vaters Krankheit abberufen, um an Vorgängen wichtigerer Natur Theil zu nehmen, als die Bestrafung eines Freibeuters; und Siwadschei erlangte hierdurch die Freiheit, seine Vergrößerungspläne auf Kosten des Souverains von Beidschapur auszuführen.

In dem auf die Vorgänge in Golkonda folgenden Jahre (1657) wurde eine obschon glückliche Expedition gegen Beidschapur, in Folge der gefährlichen Krankheit des Kaisers plötzlich beendigt. Der älteste Prinz und Thronerbe, Dara Schako, war bei seinem Vater und hatte seit langer Zeit die Gewalt der Krone in Händen; aber kaum hatte die Nachricht von der Gefahr, in welcher der Souverain schwebte, die jüngeren Söhne Morad und Aureng-Zeyb erreicht, als sie augenblicklich gemeinschaftliche Sache machten, und zusammen an der Spitze von 35000 Reitern sich nach der Hauptstadt in Bewegung setzten. Dara trat ihnen mit einem weit größeren, aber weder so gut geschulten noch so kühnen Heere entgegen. In der Schlacht, welche einen Tagemarsch von Agra entfernt geliefert wurde, zeichneten sich alle Prinzen auf eine Weise aus, die einer edlern Sache würdig war. Dara wurde jedoch geschlagen und floh mit 2000 Anhängern in der Richtung von Delhi. Die unmittelbaren Folgen dieser entscheidenden Schlacht

waren: Einkerkerung Morads in der starken Festung Gwalior, der Arrest Schach Dschehans in seinem Palaste zu Agra und die Ausrufung Aureng-Zeybs zum Kaiser. Der abgesetzte Monarch lebte noch volle sieben Jahre nach diesem Ereignisse bei geschwächter Gesundheit, und bedauerte vielleicht nicht der Regierungssorgen enthoben zu sein, obschon er ohne Zweifel vorgezogen hätte, die Zügel der Macht in den Händen seines ältesten Lieblingssohns Dara zu sehen.

So endigte die Regierung Schach Dschehans, eines Fürsten, der dreißig Jahre regiert hatte, deren größte Zahl in Kriegen und verschiedenen militairischen Expeditionen verflossen waren. Welche Fehler er auch vor seiner Thronbesteigung beging, so verdient sein nachheriges Betragen in Betracht der Pflicht gegen seine Unterthanen, und seiner von kluger Sparsamkeit begleiteten Freigiebigkeit, unbedingtes Lob. Die Einkünfte des Reichs müssen enorm gewesen sein, denn bei allen seinen überflüssigen Ausgaben für prangende Schauspiele, öffentliche Bauten, und nicht weniger zum Bedarfe seiner vielen kostspieligen Kriege, war er im Stande seine Schatzkammer mit einer Summe baarer Münze anzufüllen, die nach unserem Gelde vierundzwanzig Millionen Pfund Sterling beträgt, und die überdies noch einen Haufen Juwelen, nebst goldnen Kleinodien und Gefäßen enthielt. Sein berühmter goldener Pfau soll ihn sechs und eine halbe Million Pfund Sterling gekostet haben. Es war eine Masse strahlender Diamanten, Rubinen, Smaragden und Saphire, die das Gefieder des Pfaus in seinen natürlichen Farben darstellten.

Er baute die Stadt Delhi in einem Style wieder auf, der an Glanz und Umfang Alles übertraf. Aber das berühmteste Werk dieses Monarchen war sonder Frage der Tadsch Mahal, ein prachtvolles Mausoleum in Agra, aus weißem Marmor und Mosaik-Arbeit von einer Zartheit und einem Reichthum, welche die Bewunderung aller Anschauer erregte. Die schönen Mosaik-Arbeiten seien, glaubt man, die Werke italienischer Künstler gewesen.*)

Nach dem Maaßstabe asiatischer Potentaten seiner Zeit beurtheilt, muß dem Schach Dschehan ein hoher Rang unter den Herrschern im Orient zugesprochen werden, wir mögen seine Fähigkeiten vom militairischen oder vom civilen Standpunkte aus betrachten. Sowohl abend- als morgenländische Reisende stimmen im Lobe seines Characters als Krieger, Herrscher und Gesetzgeber überein. Zu keiner Zeit ward das tartarische Reich in Indien öfter und ernstlicher von äußeren Feinden bedroht, und doch würde es schwer halten eine Periode zu bezeichnen, innerhalb welcher diese Domänen inniger verbunden, sicherer im Innern, oder die Einkünfte ergiebiger, oder die Gesetze schneller und unparteiischer verwaltet gewesen wären. Es ist kein geringes Lob, das man diesem Monarchen nachrühmen darf, daß, obschon die Pracht seiner öffentlichen Volksfestlichkeiten, der alltägliche Glanz seines Hofs und die verschwenderischen Aus-

---

*) Tadsch Mahal ist eine Corruption von Mumtadsch Mahal, dem Namen der Königin Schach Dschehans, deren Begräbniß es bildet. Elphinstone.

gaben, welche seine unermeßlichen Unternehmungen für das Gemeinwohl verursachten, der Art waren, daß kaum irgend eine der Regierungen seiner Familie etwas Aehnliches aufzuweisen hatte; und dennoch veranlaßten diese überschwänglichen Ausgaben keine drückenden oder ungewöhnlichen Erpressungen seiner Unterthanen, die im Allgemeinen leichter besteuert waren, als ihre Voreltern es je gewesen.

Kapitel IV.

Von der Proclamation Aureng-Zeybs bis zum Falle der tartarischen Dynastie.

A. D. 1659—1765.

Bei der Uebernahme der kaiserlichen Würde legte sich Aureng-Zeyb den Titel „Alamghir" zu, unter welchem er noch jetzt bei den Asiaten bekannt ist, obschon Europäer seinen früheren Namen zu gebrauchen fortfahren.

Der neue Kaiser fühlte sich nicht sicher im Besitze des Thrones seines Vaters. Sein älterer Bruder Dara hatte, obgleich er als Flüchtling in Lahore lebte, noch vielen Anhang unter den hinduischen und radschputischen Großen, um so mehr, als es bekannt war, daß er der Liebling seines Vaters gewesen.

Noch ein Widersacher trat in der Person Solimans, Dara's Sohn auf, der, von Radschah Dschie Sing und Dilir Khan unterstützt, an der Spitze einer starken Streitkraft dem Aureng-Zeyb entgegenrückte. Jedoch stürzte Verrath den jungen Prinzen ins Ver-

derben, und er befand ſich bald in Gefangenſchaft eines unbedeutenden Häuptlings.

Des Kaiſers Verfolgung Dara's, der ſich nunmehr gegen Sceind bewegte, wurde durch die Neuigkeit des Vorrückens eines anderen der kaiſerlichen Brüder, Schudſcha, abgelenkt, der als Statthalter von Bengalen Mittel gefunden hatte, ein beträchtliches aus Reiterei und Artillerie beſtehendes Heer anzuwerben, und jetzt gen Allahabad marſchirte, um ſeinem Bruder die Oberherrſchaft ſtreitig zu machen. Die beiden Armeen ſtießen in geringer Entfernung von jener Stadt zuſammen, und nachdem ſie mehrere Tage nahe bei einander gelagert waren, erfolgte eine entſcheidende Schlacht, in welcher Schudſcha mit gänzlichem Verluſt ſeiner Armee geworfen wurde.

Vergeblich verſuchte der unglückliche Prinz durch fernere Anſtrengungen in ſeiner eignen Provinz, ſein Glück herzuſtellen. Die kaiſerliche Armee unter Prinz Sultan trieb ihn von Poſten zu Poſten, bis er endlich bei Dakha, auf dem Fuße verfolgt, mit einigen wenigen Getreuen ſeine Zuflucht zum Radſchah von Arrakan nahm, in deſſen Territorien er ſpäter ſein Leben verloren zu haben ſcheint.

Die fernere Laufbahn Daras und ſeiner Familie war eine Reihe von Niederlagen, Entweichungen ſeiner Anhänger, und Flucht von Provinz zu Provinz, welche mit ſeiner Gefangennahme und endlich mit ſeinem Tode in Delhi ſchloß. Während dieſer Unfälle war es, als der franzöſiſche Reiſende Bernier dem flüchtigen Prinzen und ſeiner Familie bei Amidabad begegnete, und, wie er

in seiner Reisebeschreibung erzählt, einige Tage mit ihnen verlebte.

Nicht lange nach dieser Begebenheit trachtete Aureng-Zeyb, unter verschiedenen Vorwänden, seinem Bruder Morad, dessen Söhne sowie den beiden Söhnen Daras, welche er sämmtlich in Festungen in Gwalior hatte einkerkern lassen, nach dem Leben.

Auf diese verruchte Weise von Allen, die auf seinen usurpirten Thron Anspruch machen konnten, befreit, sah sich der Monarch nach Mitteln um, seine Armee und seinen Vezier Mier Dschumla zu beschäftigen, der, wenn er müßig bliebe, zu Projecten versucht werden könnte, die dem Frieden des Reichs gefährlich werden dürften.

Das reiche Land Assam bot seinem Ehrgeize einen versuchenden Köder dar, und dorthin wurde der alte General an der Spitze einer Armee, deren Stärke jedem Widerstand trotzte, abgefertigt. In wenigen Monaten war das Land überzogen, die Hauptstadt in den Händen des Unterdrückungsheers, und dem Sinne Aureng-Zeybs schien es nur seiner Befehle zu bedürfen, um seine siegreichen Truppen zu veranlassen, vorwärts zu marschiren und Besitz vom himmlischen Reiche zu nehmen.

Ehe diese ehrgeizigen Pläne versucht werden konnten, kam der Winter heran. Die Truppen, durch Kunstgriffe der Eingebornen von allen Vorräthen abgeschnitten, und der Strenge eines ungewöhnlich kalten Passatwinds ausgesetzt, litten bald an dem Nöthigsten Mangel. Ungewöhnt an solche strenge Kälte, wie die war, welcher sie sich im Feindes Lande ausgesetzt fan-

den, fielen Viele von ihnen den Krankheiten zum Opfer, und endlich wurde die Armee, welche den äußerſten Anſtrengungen mächtiger Gegner getrotzt hatte, durch die Gewalt der Elemente nach ihrem Vaterlande zurückgeworfen. Der Befehlshaber Mier Dſchumla ſtarb, ehe er Dakha erreichte, ein Opfer der ſtrengen Jahreszeit und der ſeit vielen Monaten ausgeſtandenen Strapatzen.

Um dieſe Periode wurde Aureng-Zeyb von einer Krankheit ſo bedenklichen Charakters befallen, daß ſein Leben in großer Gefahr ſchwebte. Dieſes war das Signal zu vielen Intriguen unter ſeinen vorzüglichſten Günſtlingen; einige ſahen ſich nach Schach Dſchehan, dem abgeſetzten Monarchen, um, der, noch in kaiſerlicher Haft ſchmachtend, ſeinem Ende entgegen wankte, andere holten die Anſprüche Akbers, des dritten Sohnes Aureng-Zeybs, der ſchon ein großer Liebling der Armee war, hervor. Aber der Kaiſer, von dieſen böſen Abſichten unterrichtet, befahl Maaßregeln zu ergreifen, welche die Ausführung derſelben wirkſam verhüten ſollten. Er beſſerte ſich jedoch bald nachher und ſuchte Ruhe und erneuerte Geſundheit in den kühlen Thälern Kaſchmirs.

Während ſeiner Abweſenheit auf der nördlichen Grenze ſeines Reichs fielen im Dekhan Ereigniſſe vor, welche beſtimmt waren, in nicht entfernter Zeit ſeine Thätigkeit und ſeine Talente vollauf zu beſchäftigen. Siwadſchei, der Mahrattenchef, hatte aus einer unerklärt gebliebenen Urſache ſich veranlaßt gefunden, die mit dem Kaiſer geſchloſſene Alliance zu brechen, er machte Angriffe auf die Feſtungen in der Nachbarſchaft Aurangabads und verheerte die Thäler in den Niederungen.

Dies zog ihm die Züchtigung des Vicekönigs des Dekhans zu, der, ungeachtet des kühnsten Widerstands und der unbeugsamen Tapferkeit der mahrattaischen Truppen, es dennoch bewerkstelligte, sie nach ihren eigenen Festungen zurückzuwerfen.

Ein glücklicher Ueberfall in Surate, bei welcher Gelegenheit diese Stadt von den Truppen Siwadscheis völlig ausgeplündert ward, ermunterte jenen Raubritter, den Titel Radschah anzunehmen, auch ließ er Geld mit seinem Bildnisse prägen. Jene Gewaltthat und diese Eigenmacht des auffässigen Vasallen konnten nicht länger ungeahndet bleiben. Der Kaiser schickte daher ein sehr verstärktes Heer unter dem Befehl des Radschah Dschie-Sing gegen ihn. Siwadschei, in seinen Gebirgen eingeschlossen und von der kaiserlichen Armee eng belagert, sah sich gezwungen, sich dem Kaiser zu unterwerfen, den größten Theil der befestigten Posten zu verlassen, und die übrigen unter Oberherrschaft jenes Monarchen zu behalten.

Eine Zeitlang diente der Mahratten-Anführer in der delhischen Armee gegen seine früheren Feinde aus Beidschapur, und erwarb sich sehr große Lobsprüche von Seiten Aureng-Zeyb's, aber in der Folge, als Siwadschei sich auf Einladung am kaiserlichen Hofe vorstellte, nahm ihn der Kaiser so kalt und sogar demüthigend auf, daß er beschloß, mit seinem Oberherrn zu brechen, und nachdem er Mittel gefunden hatte, sich der strengen Ueberwachung in Delhi zu entziehen, floh er sorgfältig verkleidet nach seinem eigenen Lande.

In diesem Jahre (1666) starb Schach Dschehan

nach siebenjähriger Gefangenschaft in der Schloßcitadelle zu Agra. Während dieser ganzen Zeit hatte es den Anschein, als wäre er Herr seiner Handlungen innerhalb der ihm vorgeschriebenen Grenzen.

Bis zu dieser Periode schien das Glück allen Unternehmungen des Kaisers zu lächeln. Klein-Thibet im Norden und Tschittagong im Osten wurden mit seinen Staaten vereinigt, und benachbarte Potentaten suchten seine Freundschaft und Alliance.

Der Dekhan hingegen vereitelte die Anstrengungen aller gegen ihn geschickten Befehlshaber, und Siwadschei, abermals unter seinen früheren Anhängern, bewies sich als ein ebenso furchtbarer Feind, wie er vorher ein nützlicher Verbündeter gewesen war. Er verließ sich nicht allein auf seine Waffen, sondern es gelang ihm auch den kaiserlichen General durch Geschenke zu bestechen, daß er den Kaiser beredete, ihm unter sehr günstigen Bedingungen Frieden zu gewähren.

Beidschapur und Golkonda, beide durch in die Länge gezogene Streifereien ermüdet, waren froh, von den Mahratten einen Aufschub durch Zahlung einer großen Summe Geldes zu erlangen, und Siwadschei, nunmehr im ungestörten Besitze seiner Territorien und Bergfesten, verwandte seine ganze Aufmerksamkeit darauf, seine Stellung zu verstärken und die inneren Angelegenheiten seines kleinen Königreichs zu ordnen.

Die anscheinende Ruhe war indeß nur von kurzer Dauer, denn zwei Jahre nach abgeschlossenem Frieden brach Aureng-Zeyb den Vertrag durch einen Versuch, sich der Person Siwadschei's zu bemächtigen. Dies

führte zur Wiedereroberung vieler wichtiger Posten des Kaisers Seitens der Mahratten und auch zu deren Ueberfall in die Staaten Surate und Kandiesch.

Obschon die kaiserliche Armee der des Mahratten-Chefs an Zahl sehr überlegen war, trug die Uneinigkeit in ersterer, die kühnen Angriffe Siwadschei's und das schwankende Benehmen sowie die Eifersucht Aureng-Zeyb's auf seine verschiedenen Generale dazu bei, den Krieg im Dekhan in die Länge zu ziehen, bis seine Aufmerksamkeit nach einer andern Gegend hingerufen wurde. Ein Krieg wurde seit einiger Zeit mit einem oder zwei Afghanen-Stämmen geführt, die unter dem Befehle eines Sohnes des berühmten Mier Dschumla standen. Das Glück, welches anfänglich den kaiserlichen Waffen zur Seite stand, wendete sich von ihnen ab und sie erlitten bedeutende Niederlagen. Gerade zu dieser Zeit (1672) entschloß sich der Kaiser, persönlich der Fortsetzung des Kriegs beizuwohnen.

Seine Gegenwart im Norden schien seiner Sache nur wenig zu helfen, und nach verschiedenen Feldzügen von mehr als zweifelhaftem Erfolge kehrte er nach Delhi zurück, nachdem er mit den widerspenstigen Stämmen eine Art von Verständigung eingegangen war.

Die Anhänglichkeit seiner hinduischen Unterthanen ward nach seiner Rückkunft aus den nordwestlichen Provinzen durch eine Menge von außerordentlich strengen und drückenden Edicten und Verordnungen auf eine harte Probe gestellt.

Unter anderem befahl er, daß nur Muhammeda-

ner irgend ein Vertrauen erforderndes Regierungsamt bekleiden ſollten. Verſchiedene Steuern, die beſonders die Landbebauer trafen, wurden erhöht; und die verwerflichſte aller Auflagen, die Dſchezzia oder Kopfſteuer auf Ungläubige, ward zur großen Unzufriedenheit aller Claſſen, mit Ausnahme der Muhammedaner, wieder eingeführt.

Dieſe Maaßregeln und einige perſönliche Streitpunkte verleiteten die Radſchputen der weſtlichen Radſchputana, ſich gegen die Botmäßigkeit des Kaiſers zu verbinden. Demzufolge finden wir eine bedeutende Armee gegen ſie im Marſch. Friede ward zwar zeitweilig geſchloſſen, aber bald wieder gebrochen, und ein noch größeres Heer gegen die Radſchputen abgefertigt. Feuer und Schwert verheerten ihre Gefilde und machten ihre Familien zu Gefangenen, aber vergeblich. Die tapfern Radſchputen vertheidigten ihre Bergfeſtungen mit unbeugſamer Hartnäckigkeit, und da nachher der Prinz Akbar mit einem ſtarken Truppenkörper ſeiner Anhänger ſich ihnen anſchloß, wagten ſie es ſich mit dem kaiſerlichen Heere in der Ebene in ein Treffen einzulaſſen. Indeß wurde Verrath gegen ſie angeſtiftet, und da ſie ſich durch dieſes Mittel einer ihnen weit überlegenen Macht ausgeſetzt fanden, flohen ſie vom Schlachtfelde. Akbar und der radſchputiſche Rana fanden bei den Mahratten im Dekhan Zuflucht. Andere radſchputiſche Häuptlinge blieben jedoch zurück, um mit den kaiſerlichen Truppen über den Beſitz ihrer Ländereien zu ſtreiten, und obgleich es ihnen nicht gelang ſie zu vertreiben, ſo fuhren ſie doch fort ſie zu

beunruhigen und Einzelne abzuschneiden, wodurch sie fortwährend im Allarmzustande gehalten wurden. Noch ein Mal wandte der Kaiser seine Waffen gegen den Dekhan, und verschiedene Treffen fanden statt, die gewöhnlich zum Vortheile der Mahratten ausfielen. Siwadschei hatte gerade zu dieser Zeit einen Ueberfall auf die südlichen Staaten der Halbinsel unternommen, und es war ihm geglückt, einen beträchtlichen Theil des mysorischen Dschaguire seinen Territorien einzuverleiben. Anhaltende Einfälle der Kaiserlichen riefen ihn wieder nach dem Norden zurück und er stand im Begriffe ihre Angriffe zurückzuschlagen, als eine plötzliche Krankheit ihn im dreiundfunfzigsten Lebensjahre (1680) wegraffte.

Sämbadschei folgte seinem Vater in der Herrschaft, aber in keiner seiner guten Eigenschaften; gleich die ersten Tage seiner Regierung wurden durch Handlungen übermüthiger Grausamkeit gegen einige Mitglieder seiner Familie geschändet.

Das Betragen des neuen Oberhaupts gegen seine Unterthanen war eben so unpolitisch, wie grausam gegen seine Verwandten. Neue Abgaben wurden erhoben, die Einkünfte des Landes verschwendet, seines Vaters vorzüglichsten Rathgeber vernachläßigt, und der Sold seiner meisten Truppen zurückgehalten.

Diese Gründe und die Erscheinung des flüchtigen Akbar im Mahrattenlande veranlaßten einige der Unzufriedensten, dem Prinzen zu eröffnen: er möchte den Ansprüchen eines Stiefbruders Sambaoscheis, einem gewissen Radschah Ram, durch seinen Namen Geneh-

migung verſchaffen. Das verrätheriſche Project wurde indeß entdeckt und vereitelt. Um ſeine Leute zu beſchäftigen, führte Sämbadſchei ſie gegen die Abyſſinier von Dſchindſchera, und ließ ſich bald nachher in Feindſeligkeiten mit den Portugieſen ein, die ſich an derſelben Küſte niedergelaſſen hatten.

Ein weit fürchterlicher Feind erſchien jedoch in der Perſon des Kaiſers, der, nachdem er ſeine Angelegenheiten mit den Radſchputen in Ordnung gebracht hatte, Muße fand ſeine Aufmerkſamkeit wieder einmal dem Dekhan zuzuwenden.

Während der beiden folgenden Jahre herrſchte keine Ruhe, beide Theile brachten ſich gegenſeitig große Verluſte bei. Sämbadſchei verheerte ganze Gegenden in Gudſcherat, während die kaiſerlichen Truppen im Süden beſchäftigt waren; und obgleich er nicht im Stande war es mit der großen Streitmacht aufzunehmen, die gegen ihn und ſeine Verbündeten operirte, ſo ſchnitt er ihr doch durch unaufhörlich fortgeſetzte Ausfälle aus ſeinen Bergfeſten die Zufuhren ab und ſtörte vielfach ihre Bewegungen.

Alles dies verhinderte indeß die kaiſerlichen Truppen nicht, die Hauptſtadt Beidſchapur eng einſchließend zu belagern. Sie mußte ſich endlich ergeben, und da ſie geſchleift ward, konnte ſie nachher niemals wieder Truppen Schutz gewähren. Hierauf folgte die Unterjochung des Königreichs Golkonda, und bald nachher fiel der Radſchah der Mahratten in die Gewalt des Kaiſers, der ihn im Gefängniſſe köpfen ließ.

Das Land war indeß damit noch lange nicht

unterworfen. Der Bruder Sämbadschei's übernahm den Befehl des mahrattischen Heers, welches, dem Beispiele früherer Feldzüge folgend, den Feind auf jede mögliche Weise zu ermüden suchte, ohne sich selbst ernstlichen Gefahren auszusetzen. Größere Armeen wurden in's Feld gestellt und suchten dadurch, daß sie den Feind auf verschiedenen Stellen zugleich angriffen, seine Aufmerksamkeit zu zersplittern und seinen Widerstand zu schwächen. Aber die natürliche Lage des Landes war der Bewegung großer Truppenkörper ungemein ungünstig, denn die Zufuhren mußten aus großer Entfernung und mit schweren Kosten nachgeführt werden. Vergeblich zog Aureng-Zeyb selbst mit unermüdlicher Ausdauer zu Felde, um persönlich die Belagerung einiger der wichtigsten festen Plätze der Mahratten zu beaufsichtigen. Es schien eine fruchtlose Arbeit zu sein eine starke Stellung nach der andern und eine Stadt nach der andern zu nehmen, während der Feind, so kühn und so ununterjocht wie je, sich zwischen seinen Bergen und Dickichten versteckt hielt.

Mehr als zehn Jahre brachte der Kaiser auf solche Weise zu, und am Ende derselben schienen seine Aussichten so hoffnungslos zu sein, wie sie beim Anbeginn gewesen. Die starken Abflüsse seiner Hülfsquellen, welche diese kostspielige Art Krieg zu führen verursachte, und Unterschleife einiger Theile seiner Landsteuern, machten dem Kaiser viele Sorgen, und verhinderten bald seine Bewegungen. Seine Truppen fingen an ihren rückständigen Sold laut zu fordern, es lag aber nicht in seiner Macht sie zu befriedigen.

Aergerliche Auftritte und viele Ausreißer waren die Folge hiervon, und um diesen Unglücksfällen die Krone aufzusetzen, überflutheten schwere Regengüsse seine Lager und verursachten den Verlust seiner Vorräthe und Gepäcke, so wie den Verlust einiger Tausende seiner Truppen.

Auf allen Seiten und auf jede Weise hart bedrängt, würde der Kaiser jetzt gern Bedingungen zur Ausgleichung der Streitigkeiten Gehör gegeben haben; aber die Mahratten, mit der zunehmenden Schwäche ihrer Gegner bekannt, machten so unbillige Forderungen, daß der Kaiser sich genöthigt sah, alle Unterhandlungen abzubrechen. Da er es unmöglich fand seine große Streitkraft länger in einem solchen Lande und unter so vielen ernstlichen Nachtheilen zu unterhalten, sich selbst aber durch Strapatzen abgemattet und durch Finanzverlegenheiten gelangweilt fühlte, gab er endlich Befehl zum Rückzuge nach Achmednäggär, und pries sich glücklich, in dieser Stadt mit Verlust eines bedeutenden Theils seiner einst so stolzen und unüberwindlich geglaubten Armee anzukommen.

Es ward bald augenfällig, daß die Tage Aureng-Zeyb's gezählt seien. Er scheint sich in der That völlig von dem Tage an, als er seinen letzten irdischen Ruheplatz betrat, überzeugt gefühlt zu haben, daß sein Ende nicht fern sei; seine Briefe, von denen noch viele vorhanden, dienen dazu, seinen körperlichen und geistigen Zustand zu zeigen.

Von jeher hatte er seine ganze Umgebung in Verdacht; bei der herannahenden Aussicht auf seinen Tod

ſchien ſich dieſe Eiferſucht zu verſtärken, und er verwendete ſeine äußerſten Anſtrengungen, um irgend mögliche Umtriebe Seitens ſeiner Söhne zu erſticken. In ſeinen letzten Augenblicken dictirte er dieſen Prinzen, die er angelegentlich entfernt von ſich gehalten hatte, einige Briefe, welche, indem ſie viele nützliche Ermahnungen und Rathſchläge für die Zukunft enthalten, nicht weniger ſeine eigenen Gewiſſensbiſſe der Vergangenheit wegen zeigen. Kurz vor ſeinem Tode machte er ſein Teſtament, worin er den Wunſch ausdrückte, ſeine Söhne möchten das Reich unter ſich theilen; der Aelteſte, Moazzim, ſollte die nördlichen, Azim die ſüdlichen Diſtricte nehmen, während der Jüngſte, Kämbäkhſch, die Königreiche Golkonda und Beidſchapur bekommen ſollte. Dieſes ſcheint ſeine letzte Handlung geweſen zu ſein. Er verſchied bald darauf unter vielen Gewiſſensbiſſen und mit großem Bangen vor der Zukunft im funfzigſten Jahre ſeiner Regierung, und im neunundachtzigſten ſeines Lebens.

So ſtarb einer der größten, aber am wenigſten glücklichen der tartariſchen Monarchen, die im Orient regiert haben. Indem er keinem ſeiner Vorfahren weder in körperlichen noch in geiſtigen Fähigkeiten nachſtand, und die meiſten übertraf, war er doch in ſeiner eigenen perſönlichen Laufbahn beſonders unglücklich, nicht weniger in ſeiner Herrſchaft über ſeine vielen Unterthanen und in ſeinen Unternehmungen gegen fremde oder ihm zinsbare Staaten. Seine falſche und ſcheinheilige Natur und ſeine engherzige Politik trugen weit mehr dazu bei, die Herzen ſeiner Freun

und eines großen Theils seiner Unterthanen von ihm zu entfremden, als irgend eine That offenbarer Grausamkeit oder entschiedener Unterdrückung.

Unter der Regierung dieses Monarchen war es, als die Untergebenen der britisch-ostindischen Compagnie, durch die Beharrlichkeit, mit welcher sie bei verschiedenen Gelegenheiten die Portugiesen und andere Feinde des Reichs angriffen und schlugen, zuerst den Grund zur politischen Macht jener Gesellschaft legten, welche bestimmt war, sich in einer nicht sehr entfernten Periode auszubreiten, und am Ende die tartarische Dynastie zu überflügeln.

Auf die Grenzen der alten von Eingebornen erbauten Städte Calcutta, Madras, Surate und der Insel Bombay beschränkt, hatten die englischen Handelsleute, welche in Vollmacht der ostindischen Compagnie Geschäfte trieben, kaum die Aufmerksamkeit irgend einer der orientalischen Regierungen auf sich gezogen.

Die Gesandtschaften, welche von Zeit zu Zeit aus Großbritannien an den Hof von Delhi geschickt wurden, empfing dieser mit Zeichen der Gunst, welche an Beschützung grenzte, und keine Eifersucht zeigte sich von Seiten der Souveraine in Betreff der anspruchslosen Etablissements dieser europäischen Faktoren.

Der britische Einfluß im Oriente hatte weit mehr von der Macht und Eifersucht der Holländer zu fürchten, denen es vor noch nicht langer Zeit gelungen war den Portugiesen einen großen Theil ihrer Besitzungen und den Handel in den östlichen Seen zu entreißen,

und die entschlossen schienen, wo möglich den Handel Indiens gegen ihre britischen Mitbewerber zu schließen. Das waren indeß nicht die einzigen Schwierigkeiten, mit welchen der Fortschritt und die Wohlfahrt der Gesellschaft zu kämpfen hatte. Schlechte innere Verwaltung, Unfähigkeit und Tyrannei Seitens eines oder zweier Statthalter ihrer Niederlassungen, welche es darauf absahen, die Energie derjenigen, die ihr treue Dienste leisteten, niederzuhalten, setzten zu einer Zeit selbst die Existenz der Association in Gefahr.

Das übereilte Benehmen Sir John Child's führte die Waffen Aureng-Zeyb's gegen diese kleine Besitzung herbei und er würde ohne Frage den Platz überwältigt haben, wenn nicht der Tod des unfähigen Befehlshabers eingetreten wäre. Hierauf bewilligte der Kaiser einen Tractat unter billigen Bedingungen.

In der Periode, von welcher wir jetzt die Begebenheiten erzählen (1707), wurde in London zum Zwecke des Handels nach dem Oriente eine neue concessionirte Gesellschaft errichtet, und kurz darauf die nun bestehenden zwei, zum Vortheile beider, in eine Körperschaft verschmolzen. Das Directorium wurde besser constituirt, seine Gewalt klarer definirt, und neue Lebenskraft schien allen Zweigen ihres Dienstes eingehaucht, denn ehe viele Zeit verging, trugen die in so fernen Niederlassungen betriebenen Operationen sichtbar erfreuliche Resultate.

Um wieder auf die Angelegenheiten des Reichs zurückzukommen. Die von Aureng-Zeyb hinterlassenen Verfügungen bezüglich der Erbfolge beachteten seine

Söhne durchaus nicht. Während Moazzim unter dem Titel Bähadur Schach zum Kaiser aller Indier in Kabul ausgerufen ward, that sein Bruder Azim denselben Schritt in Agra, wohin er zurückgekehrt war, sobald er den Tod seines Vaters erfahren hatte. Beide machten Vorbereitungen ihre Ansprüche auf den Thron durch Waffengewalt zu behaupten. Es kam zu einer Schlacht, in welcher Azim und seine beiden Söhne getödtet wurden und Bähadur Schach im Besitze des Schlachtfeldes und der Krone ließen.

Prinz Kämbäkhsch, der jüngere der beiden Brüder, der nicht geneigt war, den neuen Kaiser anzuerkennen, wurde bei Hyderabad angegriffen, seine Armee gänzlich zersprengt und er selbst tödtlich verwundet.

Bähadur, nun ohne Nebenbuhler, richtete seine Aufmerksamkeit sogleich auf die Unruhen im Dekhan, wo die Erbfolge eines Mahrattenhäuptlings durch den Neffen und die Vormünder des unmündigen Sohns des verstorbenen Radschahs bestritten werden sollte. Diese Streitfragen wurden bald nachher ausgeglichen, ebenso die Zwistigkeiten des Kaisers mit den Radschputen, die jetzt gern die Bedingungen des Souverains annahmen.

Aber auch Bähadur war an der schnellen Beendigung dieser Angelegenheiten gelegen, denn die Sikhs im Norden machten seinen Statthaltern viel zu schaffen; er marschirte nach dem Pundschab, entschlossen, mit eiserner Hand die aufrührerischen Vasallen niederzuwerfen. Das war bald geschehen; er trieb die rauhen Krieger nicht nur in ihre eigenen Länder zurück,

sondern es gelang ihm endlich auch, ihre stärksten Festungen zu erobern und ihre Truppen mit beträchtlichem Verlust aus einander zu jagen.

Von diesem Unternehmen nach Lahore zurückgekehrt, starb Bâhdur Schach nach einer kurzen Krankheit im einundsiebenzigsten Jahre seines Alters, nachdem er nur fünf Jahre regiert hatte.

Der Kaiser war kaum todt, als seine vier Söhne sich schon einander die Herrschaft streitig machten. Schlachten wurden geliefert, Unterhandlungen angeknüpft, und jede List und Gewalt angewendet, die Sache der verschiedenen Prätendenten zu verstärken; am Ende aber glückte es Dschehander Schach, dem ältesten der Brüder, die andern zu schlagen und sich einstweilen auf den Thron zu schwingen.

Der verächtliche Charakter dieses Monarchen entfremdete ihm bald (1712) die Liebe des Adels und des Volks; ja man hat Ursache zu glauben, daß sein Betragen zum offenbaren Aufruhr geführt haben würde, wenn nicht gerade in diesem Augenblick ein wichtiges Ereigniß sich zugetragen hätte. Dieses war die Erscheinung eines mitbewerbenden Kronkandidaten in der Person Farokschirs, des Neffen des Kaisers, der in Allahabad ein Herr zusammenzog, eine oder zwei gegen ihn abgeschickte Truppenabtheilungen zurückwarf und endlich Dschehanders Soldaten bei Agra eine so vollkommene Niederlage beibrachte, daß dieser Monarch sich genöthigt sah, verkleidet nach Delhi zu fliehen. Dort wurde er von seinem bisherigen Vezier ergriffen und dem Farokschir ausgeliefert, welcher nicht nur den ge-

fallenen Souverain, sondern auch seinen verrätherischen Minister, anstatt ihn zu belohnen, tödtete.

Das Reich gewann durch den Herrscherwechsel nur wenig. Farokschir war eben so verächtlich wie sein Vorgänger, nur mit dem Unterschiede, daß er außerdem noch grausam und eifersüchtig war. Er hätte sich gern Hosen Ali's, einer seiner geschicktesten und kräftigsten Stützen, den er gegen seinen Willen zum Oberbefehlshaber seiner Armee hatte ernennen müssen, entledigt. Aber der Verrath mißlang, Hosen Ali, das dem Tode geweihte Opfer, rückte zu einer Expedition gegen die Mahratten im Dekhan aus.

Der Ruf dieses Feldherrn litt in der folgenden Campagne. Die Mahratten setzten ihre alte Taktik mit so vieler Beharrlichkeit durch, daß sie die kühnsten Versuche Hosen Ali's, sie zu einem entscheidenden Treffen zu zwingen, zu Schanden machten, und er war am Ende froh, die Streitfragen durch mehrere Zugeständnisse, welche jedoch Farokschir zu ratifiziren sich weigerte, auszugleichen.

Dies führte zu Uneinigkeit zwischen dem Monarchen und seinem General, worauf ein Zwist mit dessen Bruder, dem Vezier, folgte. Farokschir besaß zwar den Willen, aber nicht die nöthige Entschlossenheit, sich dieser beiden einflußreichen, fähigen Männer zu entledigen, er intriguirte daher im Geheimen gegen sie, benahm sich dabei aber so ungeschickt und unentschieden, daß diese Umtriebe nur dazu dienten, seine Dummheit und Furcht an den Tag zu bringen, und zugleich Diejenigen,

welche ihn in seiner Absicht unterstützt hatten, völlig abzuschrecken und zu entfernen.

Das unmittelbare Resultat dieser schwachen und nichtigen Versuche Seitens des Kaisers war: der Marsch Hosen Ali's nach der Hauptstadt an der Spitze eines ihm ergebenen Heers. Nach einigen Unterhandlungen mit dem schwachsinnigen Souverain und einem Aufstande der Stadtbewohner gegen Hosens Anhänger, nahmen die Brüder förmlichen Besitz von der Citadelle, bemächtigten sich der Person des Kaisers, und tödteten ihn kaltblütig, nachdem er sechs Jahre regiert hatte.

Die Entsetzung Farokschirs berief nach einander zwei junge Prinzen aus der kaiserlichen Familie auf den Thron, von denen jeder nur wenige Monate am Leben blieb. Hierauf erhoben der Vezier und seine Brüder einen andern Prinzen, Namens Rauschuh Akhter, zur kaiserlichen Würde. Er ward unter dem Titel Muhammed Schach zum Kaiser ausgerufen.

Seit dem Beginne seiner Regierung (1719) fehlte es nicht an untrüglichen Zeichen der Abnahme und des Verfalls der tartarischen Dynastie in Indien. Das hochmüthige Benehmen des Veziers und seines Bruders, vereint mit dem Abscheu, den das Bekanntwerden der Mittel verursachte, durch welche Farokschir getödtet worden, wendete die öffentliche Meinung gegen das dermalige Ministerium, welches überdies durch fortwährende Uneinigkeit seine eigene Schwäche bewies.

In Allahabad und in anderen großen Städten, so wie in den südlichen Gegenden des Pundschabs entstan-

dene Verschwörungen beschäftigten die kaiserlichen Truppen einige Zeit lang.

Unter der Regierung dieses Monarchen wurde von der Statthalterschaft der ostindischen Compagnie eine Gesandtschaft von Calcutta an den Hof von Delhi abgefertigt, mit der Absicht, einige fernere Länderabtretungen und größere Privilegien, als sie damals genossen, zu erlangen. Der Kaiser empfing die britischen Beamten mit Zuvorkommenheit; aber durch den geheimen Einfluß des Veziers, der zugleich Statthalter von Bengalen und außerordentlich eifersüchtig auf europäische Einwanderer war, schienen die Sachen einige Zeit lang so schlecht für die Briten zu stehen, daß man sich von dieser Mission keine günstigen Resultate versprechen konnte. Zum Glück für die Engländer wurde der Kaiser von einer gefährlichen Krankheit befallen, welcher die Geschicklichkeit seiner Leibärzte nicht gewachsen war, daher nahm seine Umgebung, als jene ihn aufgegeben, ihre Zuflucht zu dem der Gesandtschaft beigegebenen Arzte, dem es gelang, seinen kaiserlichen Patienten in kurzer Zeit herzustellen. Dies bewog den letztern, den Briten alle von ihnen verlangten Concessionen zu bewilligen, und sie kehrten sehr befriedigt von ihrer delhischen Reise nach Calcutta zurück.

Unter anderen friedenstörenden Vorgängen, welche das Reich in Aufregung versetzten, war es das Walten Asof Dschahs, des Statthalters von Malwa, der unter verschiedenen Vorwänden sich bemühte, ein beträchtliches Heer auf die Beine zu bringen, mit welchem er nach dem Dekhan marschirte, und als er auf Abtheilungen

der kaiſerlichen Armee ſtieß, ſchlug er ſie, und ſetzte ſich durch Mitwirkung der Mahratten in Beſitz einer großen Strecke Landes.

Dieſen furchtbaren Häuptling zu vertreiben, ſetzte ſich Hoſen Ali nach dem Süden in Bewegung; indem er Sorge trug, daß der Kaiſer ihn begleitete, um Umtriebe, die während ſeiner Abweſenheit gemacht werden könnten, zu verhüten. Dem Muhammed verdroß der geknechtete Zuſtand, in welchem er unter der Herrſchaft der Brüder lebte, und begierig ſie los zu werden, ging er in einen Plan zur Ermordung Hoſens ein, der nicht weit vom kaiſerlichen Zelte ausgeführt ward. Dieſes Verbrechen führte zur Auflehnung Abdallahs, des Veziers, der jedoch bald nachher geſchlagen und gefangen wurde, aber ſeine Unfälle nur kurze Zeit überlebte.

Dieſem Ereigniſſe folgte die Ernennung Aſof Dſchähs zum Vezier. So ſehr geneigt dieſer rauhe und ehrgeizige Mann auch geweſen ſein mag, die Regierung des Reichs zu unterſtützen, ſo ekelte ihn doch die frivole Lebensweiſe Muhammeds und die geringe ihm bezeigte Achtung an. Am Ende des erſten Amtsjahres kündigte er die Vezierſchaft auf, und zog ſich nach dem Dekhan zurück, wo man ſogleich ſeine Abſicht, ſich von der kaiſerlichen Autorität unabhängig zu machen, bemerkte.

Indem er ſich zu Hydrabad (1723) niederließ, that er ſofort Schritte, ſich den Beſitz der umgebenden Staaten zu ſichern, und zugleich die Streitmacht der Mahratten zu ſeinem Vortheil zu benutzen, indem er ſich der Waffen dieſes unruhigen Volks gegen das Reich

bediente. Säho war zu dieser Zeit dominirender Radschah des Stammes, während ein anderer Prätendent, Samba, sich in Bereitschaft hielt, bei irgend einer vorkommenden Gelegenheit seine gerechten oder vorgeblichen Ansprüche geltend zu machen. Dadurch, daß er einen dieser beiden Kronbewerber gegen den andern hetzte, trachtete Asof sich selbst zu kräftigen, und überredete Säho endlich, einen Vertrag mit ihm einzugehen, in welchem er sich verpflichtete, die kaiserlichen Länder zu überfallen.

Um diese Zeit (1731) hören wir zuerst die nachher in der indischen Geschichte so berühmt gewordenen Namen Holkar und Scheindia erwähnen. Die Voreltern der bezeichneten Häuptlinge waren zur Zeit, von welcher wir jetzt sprechen, der Erste ein Schäfer am Flusse Neirä oder Nira, südlich von Punah, der Andere, obschon von guter Familie in der Gegend von Sattärä, befand sich in so dürftigen Umständen, daß er Hausdiener eines mahrattischen Generals war.

Die Begebenheiten der folgenden sechs Jahre (1737) lassen sich in wenigen Worten zusammenfassen, da nichts vorfiel, was besondere Bemerkung verdient. Auf allen Seiten fuhren die Mahratten fort Uebergriffe zu machen, indem sie ihre Territorien, so oft sich Gelegenheit dazu bot, vergrößerten, selten Widerstand fanden, nie aber einen wirksamen. Das Reich wurde jährlich schwächer, und es bedurfte nur eines heftigen und plötzlichen Anstoßes, um es gänzlich über den Haufen zu werfen.

Inzwischen hatten sich überall in Indien die Besitzungen und der Einfluß der Europäer nach und nach

ausgebreitet. Die Franzoſen waren auf dem Schauplatz erſchienen, und ihre Marine, unter dem Befehle des tapfern Labourdonnaie, hatte die britiſche Flotte ſo wirkſam angegriffen, daß dieſelbe ſich lange außer Stande befand, ernſte Operationen zu unternehmen.

Nachdem der Frieden zwiſchen beiden Nationen wiederhergeſtellt war, ſetzten ſie ihre Feindſeligkeiten gegen verſchiedene Staaten der Eingeborenen unter dem einen oder dem andern Vorwande fort. Der Statthalter von Madras nahm ſich der Sache des abgeſetzten Radſchahs von Taudſchore an, und ließ ein Heer nach jenem Lande ausrücken, um ſeine Rechte zu verfechten, ohne indeß einen wirkſamen oder erfolgreichen Streich auszuführen. Bei dieſer Expedition befand ſich der ſeitdem ſo berühmt gewordene Clive als junger Lieutenant, der damals zum erſten Male zu Felde zog; er gab ſchon in ſo früher Jugend Beweiſe von derjenigen kaltblütigen Tapferkeit und dem richtigen Urtheil, durch welche er ſich in kurzer Zeit einen weltberühmten Namen erworben hat.

Die Unruhen im Dekhan (1739) und der Leichtſinn ſeines eigenen Hofes hatten des Kaiſers Aufmerkſamkeit ſo ſehr beſchäftigt, daß er die Bewegungen des ehrgeizigen perſiſchen Monarchen Nadir Schach, der ſeinem Königreich an der Spitze einer tapfern und wohlgeſchulten Armee den Rücken gekehrt, einen großen Theil der afghaniſchen Länder erobert hatte, und jetzt ſeinen Blick auf Indien richtete, wo ihn, wie er wohl wußte, ein ſicherer Sieg und reiche Beute erwartete, kaum beachtete. Nadir ſuchte nicht lange nach dem

nöthigen Vorwande einer unbedeutenden Rechtfertigung, um den Indus zu überschreiten, was er gegen Ende des Jahres 1738 ins Werk setzte.

Mohammed Schach raffte, durch diese unwillkommene Neuigkeit aufgeschreckt, eine zur Bekämpfung des hereinbrechenden Veteranenheers schlecht geeignete Streitmacht zusammen, welche freilich durch die zweideutige Gegenwart des Nizam vom Dekhan unterstützt wurde. Im Frühling des folgenden Jahrs wurde bei Karnal eine Schlacht geliefert, welche mit der Niederlage der kaiserlichen Armee und der Unterwerfung Muhammed Schachs endigte. Der Kaiser wurde mit großer Achtung behandelt, und erhielt die Erlaubniß, unbewacht in seinem eigenen Quartiere bleiben zu dürfen. Die beiden Monarchen reisten nachher nach Delhi, wo sie unter demselben Dache wohnten. Der, obgleich kurze, Aufenthalt des persischen Monarchen in der indischen Hauptstadt ward durch Geldgier und Blutvergießen bezeichnet. Ein in der Stadt entstandener Tumult mußte zum Vorwand dienen, den persischen Truppen eine Ermordung der Einwohner ohne Unterschied, welche einen ganzen Tag dauerte, zu gestatten. Der Verlust an Getödteten während dieser Zeit wird verschiedentlich von 30,000 bis 150,000 geschätzt.

Hierauf folgte eine allgemeine Plünderung der Stadt, von der kaiserlichen Schatzkammer abwärts bis zu der bescheidensten Wohnung, wodurch ein unglaublicher Betrag an Münzen und Juwelen verschiedener Art zusammengebracht worden zu sein scheint, und welche sich der persische Monarch als Bezahlung für die Kosten dieses

unwillkommenen Beſuchs aneignete. Der Werth der auf dieſe Weiſe fortgeſchleppten Gold- und Silbermünzen ſoll neun Millionen Pfund Sterling, und ebenſo viel der der Gold- und Silber-Geräthſchaften und Juwelen betragen haben. Außer einer großen Anzahl der ſchönſten Pferde, Elephanten und Kameele, führte Nadir Schach mehrere Hunderte der geſchickteſten Techniker, beſonders Gold- und Silberarbeiter, mit ſich fort.

Nadir Schach reiſte endlich nach einem dreiundfunfzigtägigen Aufenthalt aus der Hauptſtadt Indiens ab. Ehe er Delhi verließ, ſetzte er Mohammed Schach auf ſeinen Thron und legte dem wieder neu inſtallirten Kaiſer mit eigenen Händen das Diadem an, indem er die um ihn her verſammelten Edelleute und Häuptlinge, welche der Ceremonie beizuwohnen gekommen waren, zum treueſten Gehorſam gegen denſelben verpflichtete.

Von der Gegenwart der mächtigen Feinde befreit, ſah der Kaiſer überall nichts als Elend, ohne die Gewalt zu beſitzen, ihm abzuhelfen. Mit kaum einem Schatten ſeiner ſonſtigen Armee, einem erſchöpften Schatze, einem verheerten Lande, Städten in Trümmern, und umgeben von vielen, nach ſeinem Untergang trachtenden Feinden, war ſeine Ausſicht auf die Zukunft in der That entmuthigend.

Die Nabobſchaft des Carnatic war um dieſe Zeit (1740) der Zankapfel zweier rivaliſirender Candidaten; die von einem derſelben um Hülfe angegangene Mahratten-Armee entſchied die Frage für den Augenblick, indem ſie den geſchlagenen Mitbewerber einſperrte. Die Einmiſchung ſah aber Aſof, oder wie er gewöhnlicher

bezeichnet wurde, der Nizam al Muhlk, mit neidischen Augen an; er verwendete seinen Einfluß, um einen seiner eigenen Verbündeten zum Range eines Nabobs des Carnatik zu erheben. Der französische Befehlshaber von Pondischerry wünschte sehnlichst mit einem der eingeborenen Fürsten auf vertrautem Fuß zu stehen, er benutzte daher seinen Einfluß und etwas Geld, um die Befreiung Tschanda Sahibs, des abgesetzten Nabobs, zu erlangen, der sich nicht sobald in Freiheit befand, als er anfing Truppen auszuheben und unbeschützte Städte zu spoliren.

Von diesem Jahre bis zum Jahre 1748 fesselte der Zustand der Dinge im Staate Arkot die Aufmerksamkeit des in dieser Periode in dem hohen Alter von hundert Jahren sterbenden Nizams. Dieses Ereigniß führte, wie immer bei den orientalischen Regierungen der Fall ist, zu Wettstreiten in der Familie um die Erbfolge. Bei diesen Streitigkeiten betheiligten sich sowohl Engländer als Franzosen, um solche zu ihrem eigenen Vortheil auszubeuten.

Seit der Abreise Nadir Schachs aus Delhi hatten sich in diesem niedergedrückten Reiche nur wenige Begebenheiten von Interesse zugetragen. Die alleinigen Ausnahmen von diesem Stillstande in der Politik bildeten der Aufruhr der Rohillas, eines afghanischen Stammes, der eine gebirgige Gegend nicht weit von Audh bewohnt, und der Einfall eines afghanischen Häuptlings, Namens Achmed Schach Durani, in Indien. Ersterer wurde vom Kaiser in Person besiegt; letzterer durch kaiserliche Truppen unter Prinz Achmed bei

Sirheind, jedoch nicht ohne tapfere Gegenwehr, zurückgeschlagen.

Unmittelbar nach dieser Schlacht wurde der Prinz durch die Nachricht von der gefährlichen Krankheit seines Vaters, welche einen Monat später mit dessen Tode endete, zurückgerufen. Mohammed Schach hatte neunundzwanzig Jahre regiert. Gegen die Erbfolge seines Sohnes wurde kein Widerspruch erhoben, er mithin unter dem Titel Achmed Schach zum Kaiser ausgerufen.

Eine der ersten Waffenthaten des neuen Monarchen war gegen die Rohillastämme, welche sich noch immer als schlechte Nachbarn zeigten, gerichtet. Der Vezier Safter Dschäng wurde gegen sie geschickt, aber zurückgedrängt, und endlich aufs Aeußerste getrieben, nahm er zu dem erniedrigenden Auskunftsmittel, um Hülfe bei den beiden Mahratten-Häuptlingen Holkar und Sceindia anzusuchen, seine Zuflucht. Mit Unterstützung dieser brauchbaren Hülfsvölker erlangte der Vezier verschiedene Vortheile über die Rohillavölker, und nachdem es ihm gelungen war, sie aus den starken Stellungen am Fuße der Himalaya-Gebirge zu vertreiben, baten sie demüthig um unbedingten Frieden.

Ein weit furchtbarerer Feind erschien bald darauf in der Person des afghanischen Königs, der wieder einmal nach dem Pundschab marschirte, Lahore und andere Hauptstädte besetzte, und dann an den Kaiser das Verlangen stellte, er solle ihm das ganze Land förmlich abtreten. Zu schwach dieses Ansinnen abzuschlagen, und einen abermaligen Ueberfall in Indien befürchtend,

ging Achmed Schach sogleich auf die vorgeschlagenen Bedingungen ein, und war froh, einen Feind von so fürchterlichem Charakter so wohlfeilen Kaufs losgeworden zu sein.

Uneinigkeit bei Hofe folgten diesen äußerlichen Zwistigkeiten. Die Ermordung eines Lieblingsverschnittenen des Kaisers durch seinen Vezier führte zum offenen Bruch und endlich zur Ausweisung des verbrecherischen Ministers. Sein Nachfolger bewies sich indeß dem Monarchen nicht annehmbarer, denn er verschwor sich gegen das Leben des letzteren. Bei Entdeckung dieser Umtriebe brach erklärter Krieg zwischen dem Kaiser und seinem Unterthan aus. Letzterer kam siegreich davon, bemächtigte sich der Person des Monarchen, ließ ihm die Augen ausstechen und an seiner Stelle einen jungen Prinzen aus derselben Familie als Kaiser unter dem Namen Alamghir II. proclamiren.

Der neue Kaiser bezeigte (1754) seinem Vezier, Ghazi-u-din, der ihn auf den Thron gehoben hatte, ebensowenig Herzlichkeit, wie sein Vorgänger gethan. Es wurde augenfällig, daß der Vezier mit eiserner Hand regieren wollte, während sein kaiserlicher Herr nur ruhig zusehen und seine Handlungen genehmigen sollte. Die drückende Strenge seiner Regierung verursachte bald eine offene Meuterei, die ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Dies war aber nicht das einzige Resultat seines Betragens. Nachdem er durch Verrath zum Besitz von Lahore und anderer Städte im Pundschab, im Widerspruche mit dem kurz vorher mit Achmed Schach von Afghanistan abgeschlossenen Vertrage, gelangt

war, ging letzterer wiederum über den Indus, marschirte auf Delhi, und da er dieses Mal keinen Widerstand fand, besetzte er die Hauptstadt, und gab sie dem Morden und Plündern Preis.

Da er keine Lust hatte Delhi zu behalten, begnügte sich der afghanische König damit, diejenigen Schätze, welche dem Nadir Schach entgangen waren, in Sicherheit zu bringen, und zog sich dann wieder über den Indus zurück, nachdem er inzwischen einen rohillanischen Häuptling als Befehlshaber in der Hauptstadt, als ein auf die tyrannische Gewalt des Ghazi-u-din über den Kaiser zu wirkendes Hemmniß zurückgelassen hatte. Der ehrgeizige Minister nahm abermals seine Zuflucht zu seinen alten Freunden, den Mahratten, um ihm in seinen Anstrengungen, die Obergewalt zu erlangen, beizustehen.

Mit Hülfe dieser Macht gelang es ihm endlich den Pundschab den Händen des afghanischen Monarchen zu entwinden; er bezwang Delhi, und nachdem er den unglücklichen und verlassenen Alamghir zum Gefangenen gemacht, verdammte er ihn zum Tode.

Der Thronerbe Schach Alum verdankte seine Sicherheit seiner augenblicklichen Abwesenheit von der Hauptstadt. Achmed Schach Durani von Afghanistan besann sich nicht lange, wegen Besetzung des Pundschabs Rache zu nehmen. Er rüstete ein furchtbares Heer aus, ging über den Indus zu einer Jahreszeit, in welcher Armeen selten zu Felde ziehen, und indem er sich südwärts wandte, begegnete er den mahrattischen Streitkräften in der Ebene des Paniputs nahe beim Fluß

Dschumna, unter Seidascheo Bhao. Die Truppen des letzteren bestanden aus 100,000 Reitern und 15000 Fußknechten, von denen viele Sipahis waren, überdies aus einem starken Artillerie-Park und einer nicht unbedeutenden Zahl Raketen. Der Durani brachte gegen dieses Heer etwa 50,000 Reiter, aus Persern und Afghanen bestehend, mit 30,000 Fußknechten, theils Rohilla, theils indische, aber schlecht geschulte Soldaten.

Nachdem sie einige Zeit lang sich einander gegenüber gestanden, während welcher die Mahratten großen Mangel an Lebensmitteln litten, fand ein Gefecht statt, in welchem die Duranische Armee, nach einem fürchterlichen Blutbade auf beiden Seiten, den Sieg davon trug.

Die überlebenden Mahratten flohen vom Schlachtfelde, wurden aber so heiß verfolgt, daß nur sehr wenige von ihnen entkamen, um die Geschichte ihres Unglücks zu erzählen. Die Macht dieses Volks war durch diese Schlacht, in welcher fast alle ihre Häuptlinge fielen, so wirksam gebrochen, daß mehrere Jahre verflossen, ehe sie wieder irgend einen Einfluß auf die indischen Angelegenheiten erlangen konnten.

Die Invasions-Armee hatte auf diese Weise die letzten Ueberbleibsel des Reichs aufgerieben, sie zog sich über den Indus zurück und erschien nicht wieder am östlichen Ufer dieses Flusses.

Die Geschichte der tartarischen Dynastie kann man von nun an als geschlossen ansehen, da die übrigen Ereignisse, welche in den verschiedenen Provinzen Indiens, die dieses einst so mächtige Reich ausmachten, vorfielen, gänzlich der Geschichte der britischen Macht im

Oriente angehören. Der flüchtige Schach Alum gelangte zwar später zum Besitze der Residenz seiner Vorfahren, aber außer Stande sie zu behaupten, fiel er in die Hände eines Rohilla-Häuptlings, der ihn seines Augenlichts beraubte und ihn nachher der Gewalt des Sceindia, einem der Mahratten-Häuptlinge, auslieferte, welcher ihn in engem Gewahrsam in Delhi zurückhielt, bis diese Stadt von britischen Truppen im Jahre 1803 eingenommen ward. Schach Alum und sein Sohn Akbar Schach lebten beide von nun an bis zu ihrem Tode von ihnen als Almosen der ostindischen Compagnie ausgesetztem Jahrgehalte, und mit dem letzten dieser Prinzen endigt das Geschlecht der tartarischen Monarchen in Indien.

Die europäiſche Periode.

Kapitel I.

Frühe Verbindung zwiſchen der öſtlichen und weſtlichen Welt, mit dem darauf folgenden europäiſchen Fortſchritte, bis zur Behauptung der britiſchen Oberherrſchaft in Indien.

Die früheſten von den Handelsverbindungen der Einwohner Indiens mit den öſtlich von Arabien gelegenen Ländern ſprechenden Aufzeichnungen beziehen ſich auf das jüdiſche Königreich. Die Geſchichte lehrt uns, daß Salomon öfters große Vorräthe von Gewürzen und baumwollenen Waaren aus den ſüdlichen und öſtlichen Theilen Aſiens bezog, und daß, wie man bereits zu ſeiner Zeit ſagte, die Phönizier ſchon lange im Beſitze des größten Theils des indiſchen Handelsverkehrs, der hauptſächlich auf dem Wege des rothen Meers und des perſiſchen Meerbuſens betrieben ward, geweſen wären. Auch eine Verbindung zu Lande ſcheint, durch Perſien und Arabien, beſtanden zu haben; aber trotz alledem blieben die weſtlichen Nationen in völliger Un-

kenntniß des gegen Sonnenaufgang belegenen Landes und der daſſelbe bewohnenden Völker. Alles, was Europa vor der Expedition des macedoniſchen Eroberers nach Indien wußte, war: daß von dorther Gold, Perlen, Gewürze und koſtbare Zeuge kämen. Aber der Zeitaufwand einer ſolchen Reiſe, die großen Umwege, welche man bei Waarenbeförderungen einzuſchlagen genöthigt war, die vielen Hände, durch welche ſie zu gehen hatten, machten es höchſt unwahrſcheinlich, daß andere als die wildeſten, phantaſtiſchſten Vorſtellungen vom Orient je die Conſumenten der aus ſolcher Entfernung geholten Erzeugniſſe erreichen würden.

Alexander dem Großen (331 Jahre vor Chriſti Geburt) war unter anderen Dingen es vorbehalten, dieſe verborgene Region zu enthüllen, obſchon er perſönlich nur die nach Weſten grenzenden Gegenden Indiens beſuchte. Unähnlich den nach ihm kommenden nördlichen Eroberern, welche ſich mit Feuer und Schwert den Weg bahnten und Tod und Verderben vor ſich herſchleuderten, brachte der Macedonier den beſänftigenden Einfluß der Civiliſation mit. Von der Kenntniß Indiens, die man in Folge der Eroberung Alexanders im Weſten erwarb, haben wir ſchon am Schluſſe unſeres erſten geſchichtlichen Abſchnitts geſprochen.

Der frühe Tod des Eroberers zerſtörte alle vermuthlich von ihm entworfenen Pläne zur Eröffnung eines Verkehrs mit Hindoſtan, oder zur Begründung eines Reichs daſelbſt, und drei Jahrhunderte lang wurde der Handel zwiſchen den öſtlichen und weſtlichen

Welttheilen durch egyptiſche und arabiſche Kaufleute auf dem Wege des rothen Meers, des Nils und der mittelländiſchen See vermittelt; die Häfen Berenice, Coptos und Alexandrien wurden hierzu benutzt.

Es gab indeß zwei andere Handelsſtraßen, auf welchen ſich ein kleiner Theil des Verkehrs mit dem Oriente bewegte. Eine derſelben ging nach Perſien und den oberen Theil Arabiens nach den ſyriſchen Städten: ein wüſter und ſchwieriger, aber ſeit vielen Menſchenaltern gekannter Weg. Der einzige Anhaltepunkt auf dieſer öden Heerſtraße war die weitberühmte Stadt Tadmor, oder Palmyra, welchen letzteren Namen ſie von der Menge Palmbäumen, die ihre Wälle umgaben, erhielt. Die königliche Stadt dankte ihren Wohlſtand dem Durchgangs-Verkehr, der im Laufe der Zeit den Staat zu einem Grade der Bedeutung und der Macht erhob, welche ſie der Eiferſucht des kaiſerlichen Roms ausſetzte. Ein Krieg entſtand, in Folge deſſen ihre tapfere und edelmüthige Königin Zenobia gefangen und die Stadt und mit ihr die ſeit den Tagen Abrahams beſtandene Handelsſtraße zu Lande durch die Wüſte zerſtört wurde.

Die zweite Straße führte den Indus hinauf über die Felſenpäſſe des Hindu-Kuſch u. ſ. w. bis zum Fluſſe Oſeus und dem kaſpiſchen Meere, von wo ab die Güter durch andere Transportmittel zu Waſſer und zu Lande nach den Handelsplätzen des Nordens und des Nordweſtens geſchafft wurden. Sogar in unſeren Tagen iſt dieſe Landſtraße noch von einiger Wichtigkeit, indem ſie den zwiſchen Indien, Perſien und Rußland

ſich bewegenden Verkehr vermittelt, welcher Verkehr für das letztgenannte Land von größerer Bedeutſamkeit iſt, als man in Europa gemeinhin glaubt. Die ſchwerſten Seidenſtoffe, die feinſten Muſſeline, die koſtbarſten Shawls, die ſeltenſten Droguerie- und Gewürzwaaren kaufen die ruſſiſchen Handesleute und ſchaffen ſie auf dieſem beſchwerlichen Wege nach den Städten des großen Czarenreichs.

Der Speditionshandel Egyptens mit dem Orient litt ebenſo wie der Zwiſchenverkehr Palmyras durch die Verheerungen und Eroberungen der römiſchen Kaiſer, jedoch nicht ſo anhaltend wie letzterer. Man lieſt, daß während der Regierung des Kaiſers Claudius einer der Könige von Ceylon, damals ſeiner Gewürze und Perlen wegen berühmt, einen Geſandten mit vielen köſtlichen Geſchenken nach dem römiſchen Hofe abſchickte. In einer noch ſpäteren Periode ſtattete ein Emiſſair des großen Beherrſchers des weſtlichen Welttheils den Chineſen einen Beſuch ab.

Wie das römiſche Reich ſank, raffte ſich der Handel mit Indien wieder auf und gewann einigermaßen ſeine alte Bedeutung wieder. Zwei Begebenheiten jedoch, die am weſentlichſten zur Wiederbelebung dieſes Handels beitrugen, waren: die Verlegung des kaiſerlichen Regierungsſitzes von Rom nach Conſtantinopel und die Einfälle der Saracenen zu einer ſpäteren Periode.

Nicht weniger unternehmend als tapfer, zeigten die ſaraceniſchen Eroberer ſich thätig in Errichtung von Factoreien und in Eröffnung eines Handels überall, wo die Natur ſolche Unternehmungen begünſtigte. Sie

legten die Stadt Buſſorah auf einem Platze an, der zur Schifffahrt beſonders geeignet war, und in kurzer Zeit wimmelten der Euphrat und der Tigris von Kauffartheiſchiffen dieſer neuen und energiſchen Race. Indeß war das Genie der Saracenen nicht der Art, ſie zum Civiliſiren und zum Betreiben der Handelsgeſchäfte zu befähigen. Sie beſaßen zu viel von dem militairiſchen Feuer der Eroberer, um ſich ruhig niederzulaſſen und die vielen ihnen ſich darbietenden commerziellen Vortheile auszubeuten; es genügte ihnen den Weg gezeigt zu haben.

Die türkiſchen Herrſcher, welche den Fußtapfen der ſaraceniſchen Dynaſtie, über deren Trümmer einherſchreitend, folgten, bekümmerten ſich ebenſowenig wie ihre Vorgänger um den großen Gewinn, welchen der orientaliſche Handel verſprach, und waren damit zufrieden, daß Conſtantinopel der Mittelpunkt des Verkehrs wurde; daher ſahen ſie es ruhig mit an, wie der Handel den Genueſen in die Hände fiel.

Dieſes war indeß nur eine Hälfte des orientaliſchen Handels. Die Araber, eben ſo kühn und unternehmend zur See wie auf dem Lande, hatten den Verkehr durch Egypten wieder in's Leben gerufen. Durch anhaltenden Fleiß, bei fortgeſetzten Peilungen den Küſten entlang, wurden ſie ſo dreiſt, von den Häfen des rothen Meers durch die Meerenge von Bab el mandeb zu ſegeln und indem ſie ſich öſtlich ausdehnten, erreichten ſie die Küſten von Malabar zur gehörigen Zeit. Man glaubt, daß wir dieſen unternehmenden Seeleuten aus dem Oſten Europas die Einführung

des See-Compasses verdanken. Dieser Theil des indischen Handels ging in die Hände der Venetianer in Egypten über und erhob ihre Republik schnell zu einer Wichtigkeit und Macht, wie solches selten bei einem neuern Staat von ähnlichem Umfang der Fall gewesen.

So war der Zustand des orientalischen Handels, als ein Ereigniß eintrat, welches zu mächtigen Resultaten führte und den Lauf der Geschäfte gänzlich änderte. Indem Christoph Columbus ausging Entdeckungen im Osten zu machen, fand er eine neue Welt im Westen, und nicht lange darauf (1486) stolperte Bartholomäus Diaz über eine Straße nach dem Osten um das „Vorgebirge der Stürme", so von ihm als Zeichen des dort erfahrenen Unwetters benannt.

Der König von Portugal, in dessen Diensten Diaz gesegelt, war natürlich über die Wichtigkeit dieser Entdeckung höchlich erfreut, denn es war leicht einzusehen, daß vermittelst dieses neuen Wegs nach Indien der von den Italienern betriebene, mit so großer Gefahr und Kosten verbundene Handel schnell ihren westlichen Nachbarn zufallen würde.

Seefahrtsangelegenheiten wurden in jenen Tagen auf vom heutigen Geschäftsverfahren sehr verschiedene Weise betrieben, und so begierig der Hof von Lissabon sich auch zeigte, von der glücklichen Entdeckung Nutzen zu ziehen, so vergingen doch elf Jahre, ehe eine große und gut ausgerüstete Flotte unter dem Befehle Vasco de Gama's segelte. Das Vorgebirge der guten Hoffnung, wie es jetzt umgetauft ist, ward

glücklich umschifft, und nach Verlauf von zehn Monaten, vom Tage der Abreise gerechnet, ankerte die erste nach Indien fahrende Flotte auf der Rhede von Calicut an der malabarischen Küste. Eine werthvolle Ladung der prächtigsten Erzeugnisse des Orients belohnte die waghalsigen Schiffer für alle ausgestandenen Mühseligkeiten und Gefahren; und der König von Portugal hatte die stolze Freude, die Ausbeute des indischen Handels zu seinen Füßen aufgestapelt zu sehen, während die Kaufleute Italiens und Egyptens mit unverhehlter Unruhe zusahen. Es stellte sich bald deutlich heraus, daß das Monopol des orientalischen Handels zu Ende sei. Vergebens schlossen die venetianischen Kaufleute mit den Mameluken Egyptens, Behufs Ausrüstung einer mächtigen Flotte, ein Bündniß und versuchten die portugiesische Flotte zu vernichten. Letztere war ihren Angreifern mehr als gewachsen und verblieb Herrin der indischen Gewässer. Nach und nach kam die Macht des venetianischen Staates in Verfall und sank endlich so sehr, daß die Kaufleute dieses Staats aufhörten, irgend einen Einfluß auf andere Mächte auszuüben. Auch Egypten ging in andere Hände über, und obschon die türkischen Nachfolger der Mameluken die Macht der Portugiesen gern geschwächt hätten, so mangelte ihnen doch die Geschicklichkeit und der Unternehmungsgeist der Letzteren, um ihnen auch nur den geringsten Schaden zufügen zu können.

Die Kaufleute Lissabons wurden indeß von anderen Widersachern bekämpft — Widersacher, die sowohl Geschicklichkeit wie Muth besaßen. Die mauri-

schen Kauffahrer, halb Handelsleute, halb Seeräuber, blieben bis zu dieser Zeit ohne Widerstand im Besitze der indischen Meere, und lange Gewohnheit nährte bei ihnen das Gefühl, daß sie allein berechtigt wären, die östlichen Gewässer zu befahren und darauf Handel zu treiben. Es war daher nicht zu erwarten, daß solche Leute ruhige Zuschauer bleiben würden, wenn Eindringlinge ihre vermeintlich wohlbegründeten Gerechtsame antasten wollten; auch währte es nicht lange, daß die Unterthanen König Emanuels den Neid der Piraten zu ihrem Nachtheile empfanden.

Dem portugiesischen Monarchen kam die Opposition nicht unerwartet, welche sein Versuch, einen Verkehr mit den Eingeborenen Indiens zu eröffnen, bei den Mauren hervorrufen würde. Alle erdenkliche Vorsorge war daher getroffen, die Fahrzeuge, welche der ersten Expedition folgten, so stark und wirksam wie möglich zu bewaffnen. Eine Flotte von sechszehn Segeln aller Größen, gut bemannt und mit mehr als tausend Soldaten besetzt, ward von Lissabon abgefertigt, um die durch Vasco de Gama so günstig begonnenen commerciellen Operationen zu erweitern. Diese Flotte stand unter den Befehlen Pedro Alvarez de Cabral's, welchem die Weisung ertheilt wurde, merkantilische Unterhandlungen mit dem Zamorin von Calicut anzuknüpfen, um von demselben die Erlaubniß auszuwirken, innerhalb seines Gebiets Niederlassungen zum Behufe des Handels errichten zu dürfen.

Auf dieser Reise entdeckte Cabral zufällig Brasilien, indem er durch Stürme an die südamerikanische

Küſte getrieben wurde. In Calicut angekommen, fand der portugieſiſche Befehlshaber wenig Schwierigkeit den Landesfürſten zu überreden, auf die von ihm gemachten Vorſchläge einzugehen. Ein Handelstractat ward abgeſchloſſen, und die Ankömmlinge etablirten ſich innerhalb der Stadtgrenzen.

Die Mauren übten natürlich durch ihre langjährigen Verbindungen großen Einfluß auf den Zamorin, der vielleicht die Portugieſen mit keinen günſtigern Augen betrachtete, als die Mauren. Dieſe verſtanden es, die Furcht und Eiferſucht des Fürſten rege zu machen und ihn zu bereden, mit ihrer Unterſtützung die europäiſche Factorei anzugreifen und alle Bewohner derſelben zu tödten. Cabral, von dieſer Verrätherei in Kenntniß geſetzt, beſann ſich nicht lange ſie zu rächen; er griff die Stadt mit ſeiner ganzen Streitkraft an, und verwandelte ſie in einen Trümmerhaufen; den größten Theil der mauriſchen Schiffe aber, die unter den Feſtungsmauern vor Anker lagen, verbrannte er oder bohrte ſie in den Grund. Der Zamorin war daher froh, ſeine Sicherheit den Beſuchern um den Preis mehrerer neuer Conceſſionen abzukaufen, und ein für die letzteren weit günſtigerer Vertrag als der erſte wurde auf der Stelle abgeſchloſſen.

Die entſchiedene den Truppen des Herrſchers von Calicut zugefügte Schlappe brachte bald nachher für die Portugieſen die günſtigſten Reſultate hervor. Durchdrungen von dem Muthe und dem Glücke der neuen Ankömmlinge, ſuchten viele der kleinen Fürſten der an Calicut grenzenden Staaten ihre Freundſchaft, gingen

Bündniſſe mit Cabral als Stellvertreter ſeines Souverains ein, und erlaubten ihm überall, wo die Ortslage irgend eine günſtige Gelegenheit zur Eröffnung von Handelsverbindungen mit dem Innern des Landes darbot, Faktoreien zu errichten.

Nachdem Cabral in dieſer Weiſe der portugieſiſchen Flagge auf der malabariſchen Küſte Geltung verſchafft hatte, bereitete er ſich zur Rückreiſe nach Europa vor; ſeine Flotte war mit den ſeltenſten und koſtbarſten orientaliſchen Producten beladen, und er ſelbſt hatte ſich einen reichen Schatz von Erfahrungen in Bezug auf die damals in das tiefſte Geheimniß gehüllten aſiatiſchen Angelegenheiten geſammelt.

In Liſſabon wurde er bei ſeiner Ankunft mit den größten Ehrenbezeigungen ſeines königlichen Herrn empfangen, auf welchen die koſtbare Ladung der Schiffe und die unbegrenzte Ausſicht auf die Zukunft einen tiefen Eindruck machten. Der Reichthum Indiens, auf dieſe Weiſe, ſo zu ſagen, Europa auf die Thürſchwelle gelegt, war wohl geeignet, die Energie einer Nation zu erwecken, welche zu jener Periode von einem ritterlichen Geiſte der Unternehmung und der Entdeckung beſeelt war. Dieſe großartige Ausſtellung von Gewürzen, Seidenwaaren, Edelſteinen und Gummi zeigte nur die Typen der gränzenloſen Reichthumsminen der in jenem fernen Lande der Verheißung ſich enthüllenden prächtigen Schätze. Die beneidete Macht und die fürſtlichen Reichthümer der Kaufleute Venedigs hoffte man nun ſelbſt zu erwerben. Man ſah den Orient zu ſeinen Füßen liegen, und man brauchte nur die Hand auszu-

ſtrecken, um das aus dem Glücksrade ſpringende Loos zu ergreifen.

König Emanuel ſäumte nicht, die durch Cabral erhaltenen Berichte, ſo wie den durch denſelben in den Gemüthern des Volks hervorgebrachten Enthuſiasmus zu ſeinem Vortheile auszubeuten. Eine zwanzig Segel ſtarke Flotte, aus lauter guten, königlich ausgeſtatteten Schiffen beſtehend, wurde ſogleich ausgerüſtet und der Oberbefehl derſelben Vasco de Gama, der durch ſeine frühere Erfahrung ſehr wohl zu dieſer Auszeichnung befähigt war, übergeben. Der König hatte keine Urſache, ſeine Wahl zu bereuen. De Gama ſetzte die Angelegenheiten ſchnell auf einen geſundern und ergiebigern Fuß, als ſie bis dahin geweſen, indem er die bereits angeknüpften freundſchaftlichen Verbindungen mit allen ſolchen eingeborenen Fürſten, die ſeine Abſichten gern unterſtützen wollten und die dazu nöthige Kraft beſaßen, noch enger ſchloß. Mit dem Zamorin von Calicut machte er weniger Umſtände, weil er von deſſen Falſchheit und von ſeinem Vorurtheile gegen die Europäer völlig überzeugt war. Dieſe Nichtbeachtung ſeiner Wichtigkeit verdroß den Fürſten; er ließ ſeine Flotte auslaufen, um die Schiffe de Gama's anzugreifen; aber obſchon dieſelbe der portugieſiſchen an Schiffen weit überlegen war, kämpfte ſie doch vergebens gegen die größere Geſchicklichkeit und den höheren Muth der Portugieſen: der Zamorin hatte den Verdruß, ſeine Gegner in allen ihren Unternehmungen glücklich zu ſehen.

Nachdem der portugieſiſche Befehlshaber ſeine Miſſion im Oſten erfüllt, reiſte er nach Europa ab, eine

kleine Flotte mit hinreichender Besatzung zum Schutz der nationalen Faktoreien unter dem Befehle eines gewissen Loche zurücklassend. Aber dieser Offizier zeigte sich seiner Aufgabe nicht gewachsen; anstatt die Handelsniederlassungen zu bewachen und die Länder derjenigen eingeborenen Fürsten, die seine Landsleute begünstigt und sich die Feindschaft des mächtigen Herrschers von Calicut zugezogen hatten, zu beschützen, ließ er sich in verschiedene abenteuerliche Streifzüge zur Entdeckung von Schätzen ein. Der unmittelbare Erfolg dieses Verfahrens war der Angriff und die Eroberung eines befreundeten Staats Seitens des Zamorins von Cochin. Die Rückkehr der Flotte zur malabarischen Küste, der Tod des ungeeigneten Befehlshabers und die endliche Ernennung Albuquerque's zur General-Capitainsstelle der portugiesischen Streitkräfte in Indien waren Mittel, die Angelegenheiten wieder auf den ursprünglichen Fuß herzustellen. Der König von Cochin schlug mit Hülfe seiner europäischen Verbündeten die zahlreichen Truppen des Zamorins und zwang ihn dadurch, ihm seine Stadt herauszugeben.

Für die Portugiesen war es ein Glück, einen so geschickten General wie Albuquerque zu besitzen; denn Alles, was Tapferkeit, Umsicht und Entschlossenheit bewirken konnten, war erforderlich, um ihre Macht und ihren Einfluß auf die eingeborenen Fürsten zu bewahren. Die Bekanntmachung einer päpstlichen Bulle, abgefaßt in jenem, solchen insolenten Documenten eigenthümlichen arroganten und dictatorischen Styl, welche dem Könige von Portugal den Besitz und die Sou-

verainetät von ganz Indien überwies, war durchaus nicht geeignet, der Sache seiner hergelaufenen Unterthanen zu dienen, sondern drohte vielmehr ihre Existenz in jenem Welttheile in Gefahr zu bringen. Es wollte ihnen nicht gelingen, die in der dicksten Finsterniß des Heidenthums wandelnden Bewohner des Morgenlandes zu überreden, daß ein christlicher Priester das Recht besitze, ihre Länder oder ihr sonstiges Eigenthum, ja sogar ihre Personen an eine Bande von Abenteurern zu verschenken, die es sich in den Kopf setzte, Ansprüche auf so verschwenderische Gaben zu erheben.

Die unter dem Deckmantel dieser katholischen Urkunde gemachten Versuche häuften Feindschaft und Haß auf die Häupter der Portugiesen. Sie sahen sich bald n die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, ihren Tauschhandel mit den indischen Völkerschaften im Bereiche ihrer Kanonen zu betreiben. Ihre Factoren waren gezwungen, bis an die Zähne bewaffnet einherzugehen, jeder Waarenballen kostete Blut beim Einkauf, und jede Eintragung in ihre Bücher mußte unter dem Schutze gezogener Schwerdter geschehen.

Die unermüdliche Energie und Ausdauer nicht weniger, als die Klugheit und Vorsicht Albuquerque's rettete die Portugiesen aus der drohenden Gefahr, welche in dieser Periode (1511) ihre Besitzungen im Orient bedrängte. Eine Reihenfolge kühner Unternehmungen, die alle mit bestem Erfolge gekrönt wurden, machten den portugiesischen Namen wieder gefürchtet und ehe zwei Jahre verflossen, hatte dieser vortreffliche Feldherr die Genugthuung zu sehen, daß sich die be-

nachbarten Radſchahs und Fürſten eifrig um ſeine Freundſchaft bemühten und Handelstractate mit ihm abſchloſſen. Goa ward in Beſitz genommen und ſtark befeſtigt, die Inſel Malakka erobert und mit einer Garniſon verſehen; kurz, auf jedem Punkte der öſtlichen und weſtlichen Küſten der Halbinſel, wo zu Handelsverbindungen ſich nur Gelegenheit zeigte, pflanzte Albuquerque die Flagge ſeines Souverains auf und baute dort eine Factorei. Sich nicht mit ſeinen Eroberungen in Indien begnügend, eröffnete der portugieſiſche Befehlshaber auch Verbindungen mit China und befrachtete mehrere Schiffe nach jenem ſo weit entfernten Lande.

Er gab durch viele weiſe und freiſinnige Verordnungen dem Handel und der Schifffahrt ſo große Aufmunterung, daß in ſeinen Häfen ſich bald Kauffahrteiſchiffe aus allen öſtlichen Staaten zuſammenfanden, die begierig waren Geſchäfte auf einem Platze zu treiben, wo ſie es mit größter Sicherheit und am Vortheilhafteſten thun konnten.

Da er nun das portugieſiſche Reich in Indien auf Handels-, Denk- und Glaubensfreiheit begründet hatte, würde Albuquerque ſeinen Einfluß noch weiter haben ausdehnen können, hätte ihn der Tod nicht auf der Höhe ſeiner glücklichen Erfolge nach einer glänzenden fünfjährigen Verwaltung dem Leben entrückt. Sein Verluſt ward nicht weniger tief von den Eingeborenen Indiens als von ſeinen Landsleuten gefühlt. In der Nähe und in der Ferne hatte ſich der gute Klang ſeines Namens geltend gemacht, und überall, wo man ihn kannte, drückte ſich tiefes und allgemei-

nes Bedauern über den Verluſt eines ſo guten und talentvollen Mannes aus.

Sein Nachfolger, Soarez, war das Gegentheil ſowohl in ſeinem Naturell wie in ſeinem Ruf, und in demſelben Verhältniſſe, in welchem ſein Verfahren von dem feſten und unerſchrockenen Charakter Albuquerques abwich, litt die Wohlfahrt der portugieſiſchen Niederlaſſungen in ihren Geſchäften mit den eingebornen Krämern. Eigennutz beherrſchte den neuen Befehlshaber, und da ſein Beiſpiel von ſeinen Untergebenen nachgeahmt ward, ſo entſtand bald ein Wetteifer unter allen Militairperſonen, um ſich ſo raſch wie möglich zu bereichern, ohne den öffentlichen Dienſt oder die zu dieſem Endzweck benutzten öffentlichen Mittel in Betracht zu ziehen. Beſtechung und Bedrückung erhoben ihr Haupt auf allen Stationen; Gerechtigkeit ward bei der Hetzjagd nach Reichthum vergeſſen, und es ſtellte ſich bald mit Gewißheit heraus, daß die Lage der portugieſiſchen Angelegenheiten in Indien in kurzer Zeit nicht beſſer ſein würde, als ſie vor der Verwaltung Albuquerque's geweſen.

Zum Glücke für ihren Ruf erhielten die Behörden in Liſſabon endlich genaue Berichte über die dermalige Sachlage im Orient und riefen Soarez, ſo lange noch etwas zu retten war, zurück; leider that der zu ſeinem Nachfolger ernannte Sequera nichts, um die Angelegenheiten aus der Confuſion, in welche ſie gerathen waren, zu reißen.

Die Macht der Portugieſen war um dieſe Zeit ſehr tief geſunken und es leidet keinen Zweifel, daß

wenn die eingeborenen Fürſten einen verbündeten und gutberechneten Angriff auf ſie gemacht hätten, ſie ihren Zweck vollkommen erreicht haben würden. Der von Alters her begründete Ruhm der portugieſiſchen Waffen diente dieſen jedoch noch als Sicherheit gegen Umtriebe.

Endlich trat im Rathe des liſſaboner Hofs durch das Ableben König Emanuel's eine Veränderung ein. Der Veteran Vasco de Gama wurde unter dem Titel Graf di Vidigueyra zum alleinigen Befehlshaber als Generalcapitain des indiſchen Reichs erhoben, und ſegelte noch ein Mal an der Spitze eines gutgewählten Civil- und Militair-Stabs nach dem Schauplatze ſeiner früheren Heldenthaten ab. Unglücklicher Weiſe lebte der alte Feldherr nur drei Monate nach ſeiner Ankunft in Indien; er that aber für einen ſo kurzen Zeitraum das Mögliche, um die vielen Mißbräuche abzuſtellen, und die verheerenden Räuberſchaaren zur See und zu Lande, welche ſo wie die zahlreichen betrügeriſchen hohen Beamten den Einwohnern auf alle Weiſe ſchadeten, zu unterdrücken.

Seinem Tode folgten ſchändliche Streitigkeiten der portugieſiſchen Anführer um das Obercommando, und als endlich ein hoher Beamter von Liſſabon abgeſchickt wurde, konnte er nur mit Mühe ſeiner Würde Geltung verſchaffen, ja er ſah ſich genöthigt einen der Störrigſten unter Arreſt nach Europa zu ſchicken.

Nunio (ſo hieß der Nachfolger Albuquerque's) machte zwar die größten Anſtrengungen, um die in Verfall gerathenen portugieſiſchen Angelegenheiten wie-

der in Flor zu bringen; es ſchien ihm jedoch nicht damit glücken zu ſollen. Der Bruch zwiſchen den Europäern und den verſchiedenen Radſchahs war zu tief. Zu alle dem verwickelte er ſich auch noch in einen Streit mit dem Kaiſer von Delhi wegen des Sultans von Gudſcherat. Der Kaiſer erhielt bald darauf eine Schlappe, und der dadurch übermüthig gewordene Sultan und ſeine Alliirten ließen es zum offenen Bruch kommen. In dem darauf folgenden Kriege zwiſchen beiden Mächten fand der Kaiſer Gelegenheit ſeine Niederlage zu rächen, indem er zur Verſtärkung ſeiner Landsleute gegen die Europäer Hülfsvölker abſchickte.

Aber die Tapferkeit und Disciplin der portugieſiſchen Truppen behaupteten am Ende doch das Feld gegen die rohen Horden der indiſchen Fürſten; die Gefahr wurde nicht nur abgewendet, ſondern der portugieſiſche Name war bald von den vielen kleinen benachbarten Häuptlingen ſo gefürchtet, daß diejenigen von ihnen, welche bis dahin nur auf den Augenblick gewartet hatten, wo ſie ſich ohne Gefahr gegen die Portugieſen würden erklären können, jetzt ſich als die unterwürfigſten ihrer Anhänger bekannten und auf jede Weiſe ihre Freundſchaft nachſuchten.

Stephan de Gama, der Sohn des Veteranen dieſes Namens, obſchon in jeder Beziehung zu der wichtigen Stelle geeignet, die er bekleidete, bekam die Erlaubniß nicht, die Zügel der Regierung im Orient lange genug in Händen zu behalten, um wohlthätige Verbeſſerungen in der Verwaltung zu bewirken; wohl aber trug ſeines Nachfolgers, des berüchtigten de Souza,

Verfahren ſehr viel dazu bei, durch Grauſamkeit, Bedrückungen und religiöſe Verfolgungen den portugieſiſchen Charakter und Einfluß in jenem Welttheile zu Grunde zu richten. So infam war das Betragen dieſes blutdürſtigen und hochmüthigen Mannes, daß der Sultan von Gudſcherat abermals den Bedrückern Indiens den Krieg erklärte, und mit Unterſtützung des Hofs von Delhi eine befeſtigte Stadt belagerte und ſie ſo eng einſchloß, daß ſie ihm in die Hände hätte fallen müſſen, wenn nicht zur rechten Zeit noch Souza's Nachfolger aus Liſſabon eingetroffen wäre. De Caſtro war ein Mann ganz andern Schlags; er befreite die belagerte Stadt, warf die Belagerer in einer blutigen Schlacht nieder und ſpielte den Krieg ſo kräftig und glücklich in das Herz des feindlichen Landes hinüber, daß die Souveraine des Dekhans und Gudſcherats gern bereit waren, den Frieden auf die von ihm geſtellten Bedingungen anzunehmen.

Der glückliche General ließ ſeinen Heldenthaten eine Reihe kluger und verſöhnender Maaßregeln folgen, welche die ſchlimmen Eindrücke der Verwaltungen von mehreren ſeiner Vorgänger nach und nach verwiſchten. Feinde wurden zu Freunden, religiöſe Duldung wurde geübt und ehe ein Jahr verging, waren die portugieſiſchen Niederlaſſungen wieder wohlhabend und geachtet. Ihre Häfen füllten ſich mit Fahrzeugen, ihre Speicher mit Rohſtoffen und Fabrikaten, und auf allen Seiten hörte man das geſchäftige Getöſe des Gewerbfleißes. Zu keiner Zeit ihrer indiſchen Geſchichte konnte man von den Portugieſen ſagen, daß

ſie einen höheren Grad des Wohlſtandes erreicht hatten, als ſie ſich unter der weiſen Verwaltung De Caſtro's erfreuten.

Die Errichtung der Jeſuiteninſtitute im Orient durch den Mönch Franz Xavier darf nicht übergangen werden, indem ſie eine wichtige Epoche in der Geſchichte jener geopferten Colonien bildet und in einer nicht fernen Periode einen fühlbaren Einfluß auf den Lauf der Begebenheiten ausübte. Xavier's Fähigkeiten in kirchlichen Dingen waren beſchränkt, er erſetzte dieſen Mangel aber durch Energie und unermüdlichen Eifer, und da er es mit dem Grade der Aufrichtigkeit der von ihm Bekehrten nicht gar zu genau nahm, ſo hatte er bald eine unglaublich große Anzahl Heiden zu einem nominellen Chriſtenthum bekehrt. Der neue Glaube nahm in ſeinen geſchickten und unternehmenden Händen eine ſolche Elaſticität und Biegſamkeit an, daß er ſich ebenſowohl dem hinduiſchen Götzendienſte als dem Islam der moslemitiſchen Racen bequem anpaßte, und da Xavier mehr auf die Zahl als auf den Glauben ſeiner Jünger ſah, ſo wurde er überall mit offnen Armen aufgenommen.

Neben dem Eifer eines Apoſtels beſeelte dieſen Jeſuiten auch der Unternehmungsgeiſt eines Politikers; er ging mit den Civilbehörden Hand in Hand, was er um ſo beſſer konnte, da er, was zu jener Zeit ſelten war, ſich nicht beſtechen ließ, vielmehr überall den Miſſethätern energiſch entgegen trat. Dieſes Uebel der Beſtechlichkeit zeigte ſich beim Tode De Caſtro's, der es nach Kräften niedergehalten hatte, in ſeiner ganzen

widerwärtigen Blöße. Vergebens wendete der Jesuit Xavier seinen Einfluß an, um die üblen Wirkungen dieses Zustandes abzulenken, vergeblich war es auch, daß er das schlechte Verhalten der königlichen Beamten nach Lissabon berichtete: die Uebelthäter hatten dort mächtige Freunde, und überdies war es von Goa nach Lissabon so weit — es war unter diesen Verhältnissen gar nicht zu verwundern, daß die Stimme des Jesuitenpaters ungehört verhallte und daß von Seiten des Königs keine Abhülfe jener Schändlichkeiten geschah.

Während der Herrschaft der auf De Castro folgenden Statthalter fiel wenig vor, was der Erwähnung werth wäre. Die Politik ruhte, dafür wurden unter dem Deckmantel der Religion Schandthaten verübt, vor welchen die Menschheit schaudert und noch jetzt erröthet, wenn sie deren gedenkt. Diese Schandthaten werden erklärlich, wenn man erfährt, daß der Jesuitismus die Inquisiton, diesen Erztypus des römischen Katholizismus, diese Ausgeburt des finsterſten pfäffischen Wahnsinns, nach Indien verpflanzte. Das „heilige Officium" schlug seinen Sitz in Goa auf und war bald sehr eifrig bemüht, sowohl den Befehlen priesterlicher Unduldsamkeit als den Eingebungen des Privathasses gegen Unschuldige zu gehorchen. Die wildesten Saturnalien feierte aber dieses Institut des Teufels, als Portugal nach dem Tode Don Sebastian's an den finstern Philipp II. von Spanien kam: da floß das Blut der Ketzer in Strömen, da flammten unablässig die Scheiterhaufen ad majorem Dei gloriam, und die Priester der Religion der Liebe brachten es glücklich

in Kurzem dahin, daß ihr Name zum Schrecken nicht blos der heidniſchen, ſondern auch der chriſtlichen Bevölkerung Indiens wurde, und daß es wie ein Hauch des Todes über dem nur wenige Jahre früher im Sonnenſcheine glücklicher und friedlicher Induſtrie ſchwelgenden Lande lag. Die Chronik jener ſchrecklichen Zeit iſt viel zu trübſelig, als daß man ſich lange dabei aufhalten ſollte; es iſt genug zu wiſſen, daß ſolche Dinge vorfielen, man ſchaudert, den ſie verhüllenden Schleier zu lüften.

Da aber, wie bekannt, aus Uebeln immer Gutes entſteht, ſo führten auch dieſe Verfolgungen und Schlächtereien im Namen der Religion am Ende zu günſtigen Reſultaten. Es erhob ſich ein Racheſchrei aus den prieſterlichen Schlachthäuſern der Inquiſition, der über das ganze Land hinſchallte und in vielen Herzen ein Echo und Mitgefühl in mancher Familie fand. Verſchwörungen und Aufſtände organiſirten ſich überall und hatten Ermordungen in ihrem Gefolge. Mit einer zweiten päpſtlichen Bulle bewaffnet, überſchwemmten die portugieſiſchen Chriſten das Land mit Blut, aber vergebens. Sogar die eingebornen Bekehrten geſellten ſich zu der Fahne der Hindu und der Muſelmänner, deren Handlungen, wenn auch nicht ihr Glaube, weit barmherziger und toleranter waren, als der der Bekenner der Religion der Liebe aus dem weſtlichen Welttheile.

Und jetzt erſchien ein anderes Volk auf der blutigen Bühne, ein Geſchlecht ausdauernder, gewerbfleißiger Kaufleute, welche durch ihre vorſichtige und menſch-

liche Politik im Oriente ein Reich begründeten, dauerhafter, weil es barmherziger und gütiger war, als jenes der unduldsamen Portugiesen.

Die Holländer (1509) hatten sich einige Auskunft über den Handel und die Besitzungen der Portugiesen in Indien zu verschaffen gewußt und gereizt durch die Aussicht ein gutes Geschäft zu machen, rüsteten sie eine Kauffahrteiflotte unter der Direction einer ostindischen Gesellschaft aus, welche sie nicht nur mit Tauschartikeln, aus verschiedenen Waaren und Gütern bestehend, befrachteten, sondern auch stark bewaffneten. Die Ankunft dieses ersten holländischen Geschwaders war die Morgenröthe der Erlösung für Indien; von dieser Zeit an darf man die Abnahme und den endlichen Ruin des indo-portugiesischen Reichs datiren.

Vergebens bemühte sich der durch die Erscheinung so furchtbarer Mitbewerber in den östlichen Gewässern geängstigte Statthalter von Goa, die Eingeborenen Indiens gegen die Holländer aufzuhetzen. Er fand bald, daß die neuen Ankömmlinge nicht nur nicht mit Furcht oder Eifersucht, sondern vielmehr mit günstigen Augen sowohl von den Fürsten, welche an den Küsten Malabars und Koromandels herrschten, als auch von deren Völkern angesehen wurden, und daß diese auf die Hülfe der Holländer gegen die Bedrückungen der Portugiesen zu rechnen anfingen. Eben so vergeblich war es, die Eindringlinge durch Waffengewalt zu vertreiben; denn wenn auch die Portugiesen eifrig nach einem Vorwande, dies thun zu können, haschten, so täuschte doch die umsichtige Politik der Holländer sie

in dieſem Wunſche, und um ſie zu überrumpeln, waren ſie zu gut bewaffnet und zu wachſam.

Ihnen auf dem Fuße folgend kamen die Engländer, die gleichfalls Verlangen nach einem Antheil der Schätze dieſer fabelhaften Regionen trugen. Die Fama des indiſchen Namens, die märchenhaften Geſchichten, die man ſich von Wundern und grenzenloſen Reichthümern des Landes der aufgehenden Sonne erzählte, waren über die britiſchen Gewäſſer gedrungen, und fanden unter den Kaufleuten Londons aufmerkſame Zuhörer. Dieſer Periode vorhergehend hatten die Engländer unſichere und ſchlecht aſſortirte Schiffsladungen indiſcher Waaren durch die Venetianer empfangen, welche, damals ein Monopol dieſes Handels genießend, von ihnen ſelbſt geſtellte Bedingungen an den Verkauf ihrer Artikel knüpfen konnten. Spätere Unterhandlungen mit dem türkiſchen Sultan ſetzten die Briten in den Stand, ihre Schiffe mit größerem Vortheil nach ſeinen Seehäfen direct ſegeln zu laſſen, und ſie mit den von den dortigen Kaufleuten erſtandenen Gütern, welche dieſe über Perſien einführten, zu beladen. Die ſich jetzt darbietende Gelegenheit, an dem gewinnbringenden Handel mit Indien ſich durch directere und vortheilhaftere Mittel zu betheiligen, war jedoch zu verführeriſch, als daß man ſie hätte unbenutzt laſſen ſollen. Von der Nachricht gereizt, daß der holländiſche Verſuch, einen ſtarken Antheil an dem Gewürzhandel des Orients, zur damaligen Zeit der werthvollſte Verkehr, zu erwerben, von einem ganz glücklichen Erfolg gekrönt ſei, mehr aber noch durch die Berichte mehrerer engliſchen

Reisenden und Unternehmer, welche verschiedene Theile Indiens besucht und vielfache Resultate ihrer Beobachtungen nach Hause geschickt hatten, dreist gemacht, entschloß man sich endlich, das Beispiel der Holländer nachzuahmen und eine englisch-ostindische Gesellschaft zu bilden.

Es war im Jahre 1600, als eine Anzahl londoner Kaufleute zusammentraten, ein Kapital von 369,891 Pfund Sterling zusammenschossen, und bei ihrer Souverainin (der Königin Elisabeth) um einen Freibrief anhielten; sie wurden in Folge dieses Gesuchs unter der Benennung „der Gouverneur und die Gesellschaft der londoner Kaufleute, welche nach Ostindien handeln" incorporirt. Die auf diese Weise erlangte Einverleibungs-Concessionsacte enthielt die Namen der ersten vierundzwanzig Directoren und deren Vorsitzenden, Thomas Smythe; aber die Ermächtigung, ihre Nachfolger künftig zu ernennen, wurde den Zeichnern des Grundkapitals der Compagnie, welches durch Antheile von je 50 Pfund aufgebracht ward, zuertheilt. Folgendes ist der Wortlaut des Privilegiums der neuen Gesellschaft: „zu handeln und vom Waarenhandel zur See Gebrauch zu machen, in und auf solchen Wegen und Straßen, die schon entdeckt sind, oder später entdeckt werden, nach ihrem Gutdünken, die geeignetsten, hin und von Ostindien, nach den Ländern Asiens, Afrikas und Amerikas, und nach und von allen Inseln, Häfen, Einfahrten, Städten, Buchten, Flüssen und Plätzen Asiens, Afrikas und Amerikas, jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung bis zur Meerenge

Maghellans, wo irgend ein Handel oder Verkehr benutzt werden darf; nach und von jedem derselben, in solcher Art, Weise, Form, Freiheit und Bedingung, wie sie selbst von Zeit zu Zeit bestimmen würden."

Unter anderen in dieses Original-Document durch die vorsichtige Elisabeth eingerückten Stipulationen war ein Vorbehalt, daß, wenn innerhalb der, der Corporation durch Freibrief zugestandenen Frist Ihre Majestät befinden sollte, daß die Privilegien und Gerechtsame der Gesellschaft schädlich auf die Wohlfahrt der commercirenden oder anderen Klassen des Gemeinwesens einwirkten, es alsdann der Krone gesetzlich erlaubt sei, die ganze Einverleibungs-Acte durch zweijährige Kündigung aufzuheben. Wenn anderer Seits der Lauf der Ereignisse es herausstellen würde, daß die Compagnie ihre Geschäfte auf eine rechtliche und gemeinnützige Weise führe, dann würde Ihre Majestät einwilligen, die besagte Concession zu erneuern, und zu gleicher Zeit die Gewalt und Privilegien der Compagnie auf mancherlei Weise, wie es ihr und ihren Rathgebern als dem allgemeinen Besten zuträglich erscheinen dürfte, zu verstärken.

Die erste nach Indien ausgerüstete Flotte (1601) bestand aus fünf Schiffen unter dem Befehl des Capitains Lancaster. Diese ankerten im Monat Juni des folgenden Jahrs auf der Rhede von Achen, und eine der ersten Handlungen des Commodore war, einen Handelstractat mit dem Landesfürsten abzuschließen. Nachdem Lancaster einige der mitgebrachten Waaren gegen Artikel, die der Platz lieferte, vertauscht hatte, segelte

er nach Jawa, um die Rückladung durch Gewürze, Gummi, Seidenwaaren, Salpeter u. ſ. w. zu vervollſtändigen, und nachdem er endlich noch einen Vertrag mit dem König von Bantam geſchloſſen, ging er mit einer werthvollen Ladung nach England zurück.

Dieſe und ähnliche glücklich ausfallenden Reiſen (1605) der Flotten der engliſchen Compagnie verfehlten nicht, die Eiferſucht nicht nur der Portugieſen, ſondern auch der Holländer, welche zu dieſer Zeit viele Faktoreien und Niederlaſſungen die Küſten Indiens entlang und auf den Inſeln der öſtlichen Seen errichtet hatten, zu erregen. Sie nahmen Beſitz von Malakka, und von dieſem Punkte aus machten ſie mehrere Verſuche, Handelsverbindungen mit weiter öſtlich gelegenen Ländern anzuknüpfen. Obſchon die Kaufleute beider Nationen ſich gegenſeitig herzlich haßten, waren ſie doch in Betreff der neuen Eindringlinge in dem indiſchen Meere über eine gemeinſchaftliche Handlungsweiſe ſogleich einverſtanden. Sie vereinigten ſich zuerſt im Geheim, um durch jedes ihnen zu Gebote ſtehende Mittel den Verkehr der Engländer zu hemmen und zu ſchädigen; ſpäter hielten ſie dieſe Geſinnung nicht mehr geheim, ſondern traten ihren Concurrenten mit offenbarer Feindſeligkeit entgegen. Portugieſen ſowohl wie Holländer ſchickten Flotten aus, um die britiſchen Kauffahrteiſchiffe zu nehmen, und ſo entſchloſſen waren ſie in ihrer Bekämpfung, daß man endlich die Nothwendigkeit Seitens der engliſch-oſtindiſchen Compagnie einſah, viel größere, mit Kanonen ſchweren Kalibers bewaffnete Schiffe abzuſchicken. Das Reſultat dieſer Entſcheidung war, daß,

als die portugiesische Flotte das nächste Mal einen Angriff auf die englischen Schiffe machte, welches sie in der Nachbarschaft von Surate that, sie eine schreckliche Niederlage, ja fast eine gänzliche Vernichtung erlitt. Ein zweites Treffen lieferte ganz ähnliche Resultate, und die eingeborenen Fürsten und Souveraine Indiens überzeugten sich ebensowohl wie die Portugiesen und Holländer, daß keine auf der See gegen die Engländer zusammengebrachte Macht stark genug wäre, sie zu bezwingen, und daß in ihren Händen die Beherrschung der indischen Gewässer verbleiben müsse.

Dieselben Umstände, welche früher die kleinen und großen Fürsten jener Länder veranlaßt hatten, die Portugiesen um ihre Freundschaft zu bitten, bewirkten jetzt (1632), an die Briten, welche sie als völlig unüberwindlich betrachteten, dasselbe Verlangen zu stellen.

Aus diesen Verhältnissen Vortheil ziehend, fertigte man aus den britischen Niederlassungen an verschiedene eingeborene Potentaten Gesandte ab, besonders an den Kaiser von Delhi, welcher Sir Thomas Roe sehr warm empfing. Dadurch gewann man die Erlaubniß zur Begründung verschiedener neuer und wichtiger Sitze mit Factoreien zum Behufe des Handels, so daß der feindliche Angriff der Portugiesen indirect die Wirkung hatte, ihren Mitbewerberd große Vortheile zu verschaffen.

Die Herrschaft der Portugiesen in Indien ging jetzt mit raschen Schritten ihrem Verfalle entgegen; die Holländer waren fühlbar in vielen Plätzen, wo

jene bis jetzt das Uebergewicht gehabt, im Aufschwunge begriffen, man gelangte zur Ueberzeugung, daß, wenn in der Folge wieder ein Kampf ausbrechen sollte, er zwischen Holländern und Engländern geführt werden müsse. Unterhandlungen wurden in Europa angeknüpft, fernere Ausbrüche von Feindseligkeit zwischen zwei mit einander in Freundschaft lebenden Mächten zu verhüten; aber mit wenig Erfolg. Die holländisch-ostindische Gesellschaft verließ sich so zuversichtlich auf die Stärke ihrer Stellung in den verschiedenen Handelsstaaten Indiens, daß sie jedes freundschaftliche Arrangement wie eine schwache Nachgiebigkeit ihrer Seits betrachtete, und demzufolge legte sie der versuchten Ausgleichung jedes in ihrer Macht stehende Hinderniß in den Weg. Die Schwäche und Eitelkeit Jacob's I., und die Unruhen während des größten Theils der Regierung Karl's I., begünstigten die gewünschten Verzögerungen der holländischen Kaufleute, und beschränkte die englische Compagnie auf ihre eigenen Hülfsquellen. Der thatkräftige und energische Charakter Cromwells (1654) beurtheilte die Angelegenheiten von einem ganz andern Gesichtspunkte. Er bemerkte sogleich, wie wichtig es wäre, unseren orientalischen Handel mit großer Macht zu unterstützen, und da er im Kriege mit den Holländern dieses Volk da vollständig geschlagen hatte, wo es sich am mächtigsten glaubte, so fand er sich in der Lage, in Betreff der indischen Angelegenheiten seine eigenen Bedingungen zu dictiren. In Folge hiervon wurde im April 1654 ein förmlicher Handelstractat abgeschlossen, in welchem die Privilegien und Gerecht-

ſame der britiſch-oſtindiſchen Compagnie vollſtändig und ehrenhaft behauptet wurden.

Von dem ſchwachen und liederlichen Karl II. (1669) war wenig zu erwarten; der einzige Vortheil, den die britiſche Geſellſchaft während ſeiner Regierung erlangte, war die Abtretung der Inſel Bombay, welche einen Theil der Mitgift ausmachte, den der Monarch bei Gelegenheit ſeiner Heirath mit einer Prinzeſſin von Portugal erhalten hatte.

Während der Regierung Jacob's II. hätte die Geſellſchaft mit größter Leichtigkeit ihre Lage verbeſſern können; denn dieſer Prinz, was auch ſonſt ſeine Fehler ſein mochten, vernachläſſigte die Handelsintereſſen ſeiner Unterthanen nicht. Er geſtand der Compagnie, ohne ſich zu ſträuben, alle von ihr nachgeſuchten Privilegien zu, und war entſchloſſen ihre Zwecke in jeder Weiſe zu befördern. Aber bei allen dieſen Vortheilen litt die Compagnie durch die Unfähigkeit und Unredlichkeit ihrer eigenen Diener ſehr viel. Von vielen Fällen wollen wir nur einen, nämlich den des Statthalters von Bombay Sir John Child, erwähnen, bei welchem der Kaiſer von Delhi es für nöthig hielt zu offener Feindſeligkeit mit den Engländern zu ſchreiten; nur der rechtzeitig eingetretene Tod des unpopulären Statthalters hielt ihn ab, die Stadt zu ſpoliren.

Der Anfang der Regierung Wilhelm und Mary's brachte wenig Verbeſſerung in der Verwaltung der Angelegenheiten der oſtindiſchen Compagnie, oder ihrer Ausſichten im Orient. Das Geſchrei gegen die ſchlechte Wirthſchaft der oſtindiſchen Regierung erhob ſich laut

und allgemein, und nur durch ſtarke und wiederholte Beſtechungen bei einflußreichen Perſonen machten es die Directoren möglich, ihre Stellung zu behaupten. Endlich wurde eine neue oſtindiſche Geſellſchaft gebildet, welche nach einigen Jahren bitterer Animoſität in die alte verſchmolzen ward (1708) und eventuell erhielten beide vereinigt einen neuen Freibrief, worin unter anderen Conceſſionen der Compagnie das Privilegium ertheilt ward: Seſſions- und Apellations- ſo wie Mayors-Gerichtshöfe*) in jeder der damals geſchaffenen Präſidentſchaften Madras, Bombay und Calcutta zu errichten.

Mit langſamen aber ſichern Schritten (1715) beförderten die Beamten der Compagnie ihrer Prinzipale Intereſſen und der Umſtand, daß beim Ableben des damaligen Kaiſers von Delhi, Aureng-Zeyb, viele Uneinigkeiten und Cabalen vorfielen, war ihren Bemühungen ſehr förderlich, denn ſie wurden dadurch in den Stand geſetzt, die eigenen längſt beabſichtigten Sonderintereſſen der Compagnie auszuführen. Abermals ward eine Geſandtſchaft von Calcutta an den Hof von Delhi abgefertigt; und obſchon viele Schwierigkeiten und Verzögerungen dazwiſchen kamen, ſo wurden doch die Endzwecke der Miſſion endlich erreicht, ſo ſehr dies auch den Vicekönig von Bengalen verdroß, der die Engländer von Herzen haßte und ihnen gern jeden Fußbreit Landes innerhalb der kaiſerlichen Territorien verweigert hätte.

*) „Märs" ausgeſprochen, Friedens- und Polizeigerichte in den Städten. Anmerk. des Ueberſetzers.

Der Handel zwischen Frankreich und Indien erreichte zu dieser Zeit eine so große Bedeutung, daß er den Neid der Engländer erregte, und als nach längerer Zeit der Krieg zwischen beiden Staaten erklärt ward, rüstete man in England eine Flotte aus, um Pondischerry zu erobern. Diese Expedition verfehlte ihren Zweck durch die Unfähigkeit des englischen Admirals; dagegen griff der französische Admiral Labourdonnaie Madras mit Kühnheit und Geschicklichkeit an und nahm diese Stadt (1747). Ein zweiter Angriff auf Pondischerry zur See ward mit ebensowenig Erfolg ausgeführt als der erste; und Boscawen, der englische Admiral, sah sich zu einem demüthigenden Rückzuge gezwungen. Diese und die fehlgeschlagene Expedition gegen Tandschore, verdunkelte eine Zeit lang den Glanz der britischen Waffen im Orient.

Major Lawrence unternahm, um dem entthronten Radschah von Tandschore zu Hülfe zu kommen, eine zweite Expedition gegen diese Stadt; er war zwar siegreich, aber die errungenen Vortheile waren nicht nachhaltig. An diesen Operationen nahm ein Offizier Theil, der später eine sehr wichtige Rolle auf dem Kriegsschauplatze Indiens spielte. Der Name Clive's (sprich Kleiw's) ist von der Geschichte des britischen Einflusses im Orient unzertrennlich, und steht keinem andern an Berühmtheit nach. Zu der Zeit, von welcher wir jetzt handeln, war Clive Lieutenant in einem der Regimenter, welche bei dieser Gelegenheit zum Operationscorps gehörten; Major Lawrence bemerkte die Geschicklichkeit und das richtige Urtheil des jungen Mannes sogleich

und verfehlte nicht, ihm Gelegenheit zu geben, diese guten Eigenschaften anzuwenden.

Der Friede der indischen Halbinsel ward um diese Periode durch wiederholte Streitigkeiten zwischen den Nabob des Karnatik und dem Nizam al Mulk, Vicekönig des Dekhans, gewaltig gestört. Diese Streitigkeiten hatten so viel Verrath, Grausamkeit und Blutvergießen in ihrem Gefolge, daß man fast nirgends in der Geschichte etwas Aehnliches findet. Nach einer langen Kette von Verbrechen und Verräthereien gelangte endlich Tschanda Sahib, der vormalige Staatsminister des Karnatiks, zur Nabobschaft. Bald darauf erfolgte der Tod des Nizam al Mulk; und da zwischen seinem Sohne und seinem Enkel, Nazir Dsching und Murzafa Dsching, Streitigkeiten wegen der Erbfolge entstanden, so schloß der ebenso feige als ehrgeizige Tschanda Sahik ein Bündniß mit dem Letzteren; auch die Franzosen traten zu ihm und eine Zeitlang lächelte das Glück den Verbündeten; sie wurden dadurch aber so übermüthig, daß sie, anstatt vor allem Andern ihre Macht zu befestigen, nach Arkot und Pondischerry gingen, wo sie die Zeit mit pomphaften Festlichkeiten verschwendeten und so ihren Feinden, zu denen sich Mohammed Ali, Statthalter von Tritschinopoly und eine Abtheilung britischer Truppen unter Major Lawrence gesellten, es leicht machten, sie unerwartet zu überfallen und zu besiegen. Murzafa Dsching ward eingekerkert, während Tschanda Sahib mit genauer Noth nach Pondischerry entkam.

Nazir Dsching ward bald darauf in einem Ge-

fechte mit den Franzoſen erſchoſſen, welche die wichtige Feſtung Dſchindſchin eroberten. Murzafa ward nun befreit und zur Würde eines Vicekönigs des Dekhans erhoben; er war dies jedoch nicht lange, denn er ward von einer Rotte pataniſcher Truppen ermordet, worauf Salabat Dſching, Sohn des Nizams al Mulk, von den Franzoſen zu ſeinem Nachfolger beſtellt wurde.

Die militairiſchen Angelegenheiten der Engländer wurden nach der Abreiſe des Majors Lawrence aus Indien ohne Energie geleitet, bis ſie Clive verbeſſerte, der um Erlaubniß bat und erhielt, Arkot anzugreifen, und die Aufmerkſamkeit des mit der Belagerung von Tritſchinopoly beſchäftigten Tſchanda Sahibs abzulenken. Clive bemächtigte ſich ungeachtet des ungünſtigſten Wetters der Stadt und der Citadelle. Aber bei Weitem berühmter als die Eroberung dieſes Platzes war die Vertheidigung deſſelben durch dieſen jungen Offizier, als er darin belagert wurde. Mit nur 200 Europäern und 300 Sipahis widerſtand Clive den Angriffen von wenigſtens 9000 Mann Truppen des Nabobs und 150 franzöſiſchen Soldaten. Breſchen wurden in die Wälle geſchoſſen, aber ſo tapfer und wirkſam war die Vertheidigung der kleinen Beſatzung, daß die Armee des Nabobs ſich endlich, nach einer Belagerung von beinahe zwei Monaten, übereilt zurückzog. Hiermit nicht zufrieden, verfolgte Clive, nachdem er durch eine kleine Truppenabtheilung von Madras aus verſtärkt war, die retirirenden Feinde, zerſtreute das flüchtende Heer und tödtete einen großen Theil deſſelben.

Diese Belagerung endigte die Feindseligkeiten auf kurze Zeit; bald aber zogen die Franzosen wieder zu Felde und bedrohten Arkot von Neuem. Den englischen Befehlshabern lag jedoch eine ernstere Arbeit vor: die Belagerung von Tritschinopoly sollte aufgehoben werden. Lawrence und Clive bewerkstelligten dies in Verbindung mit den Streitkräften der Radschahs von Mysore und Tandschore, obschon die französischen Truppen, die sich durch diejenigen Tschanda Sahib's bedeutend verstärkt hatten, sie mit aller Macht daran hindern wollten. D'Auteuil, ein französischer General, der seinem Landsmann, General Law, zu Hülfe kam, wurde zum Gefangenen gemacht, und letzterer sah sich schließlich genöthigt zu capituliren, während der unglückliche Tschanda Sahib dem Radschah von Tandschore in die Hände und dem Hasse seiner unversöhnlichen Feinde zum Opfer fiel. Nachdem dieses Hinderniß aus dem Wege geräumt war, wurde Mohammed Ali zum Nabob des Karnatik erklärt.

Obschon das Schicksal der Franzosen in der indischen Halbinsel in vieler Hinsicht mehr als verzweifelt erschien, gab es doch auch manche sie begünstigende Umstände. Einer ihrer Militair-Diplomaten, Büssy, hatte sich am Hofe des Vicekönigs vom Dekhan großen Einfluß zu verschaffen gewußt. Er stand in hoher Achtung bei Salabat Dsching, dem er nicht nur zu seinem Vicekönigreich verholfen, sondern den er auch nachher mit guten Rathschlägen unterstützt hatte. Salabat Dsching war nicht undankbar; er belohnte den französischen General in der Folge mit der Statthalter-

ſchaft des nördlichen Cirkars, eines großen, volkreichen und wohlhabenden Diſtrikts, deſſen Beſitz ſich vortrefflich eignete, den Einfluß der Franzoſen in der Halbinſel zu vergrößern.

Der oben erzählten Aufhebung der Belagerung Tritſchinopolys folgten unaufhörliche Angriffe und kleine Gefechte zwiſchen den beiderſeitigen Truppen, die jedoch für keinen der beiden Theile von weſentlichem Nutzen waren; wohl aber wurden dadurch die Ausgaben der franzöſiſchen ſowohl als der engliſchen Compagnie für deren Militair-Etat ſehr empfindlich geſteigert, ſo daß nach einigen Jahren beide Geſellſchaften auf den Gedanken kamen, daß die Politik ihrer reſpectiven Befehlshaber wohl nicht geeignet ſei, ihre materiellen Intereſſen zu fördern. Zudem beſtand zwiſchen den Regierungen beider Länder Frieden, und es mußte als eine ungeheure Anomalie erſcheinen, daß ihre beiderſeitigen Unterthanen in Indien ſich unter ſo nichtigem Vorwande bekriegten. Dieſe Betrachtung führte endlich zu einer Verſtändigung zwiſchen der franzöſiſchen und engliſch-oſtindiſchen Compagnie. Man kam überein, daß der franzöſiſche General-Gouverneur Düpleix zurückberufen und daß von jeder Seite verſchiedene Zugeſtändniſſe, die jedoch zumeiſt den Briten zu Gute kamen, gemacht werden ſollten. Die Angelegenheiten wurden für die Franzoſen noch ungünſtiger, als Büſſy ſeinem Freunde und Schutzherrn, dem Vicekönig, eine Beleidigung zufügte, in Folge welcher dieſer jenem nicht nur die ihm verliehene Statthalterſchaft nahm und alle freundſchaftlichen Beziehungen mit dem fran-

Lehrerbibliothek VIII Breslau

zösischen Volke abbrach, sondern sich auch um die Bekanntschaft und Freundschaft ihrer Gegner, der Briten, bewarb.

Clive, der sich während der letzterwähnten Ereignisse, um seine geschwächte Gesundheit wiederherzustellen, in England aufgehalten hatte, kam im Monat Juni 1756 wieder nach Indien, und übernahm den Oberbefehl zu Madras. Zu dieser Periode ereigneten sich Begebenheiten in der nördlichen Präsidentschaft, welche die Thätigkeit und den Unternehmungsgeist des jungen Commandanten völlig in Anspruch nahmen.

Suradsch-al-Dauläh, der seinem Onkel Alverdi Khan als Vicekönig von Bengalen in der Regierung gefolgt war, war ein grausamer und raubsüchtiger Tyrann. Nicht zufrieden mit dem Besitz aller von seinen Verwandten seit langen Jahren gesammelten Schätze, war er auch lüstern nach den seiner Meinung nach großen Reichthümern, welche die Factorei der Engländer in Calcutta bergen müsse; er beschloß, diese Factorei mit Allem, was dazu gehöre, wegzunehmen.

Plötzlich marschirte er mit einer starken Heeresmacht auf Calcutta und nahm ungeachtet des tapfern Widerstandes des kleinen Häufleins, aus welchem die Garnison der britischen Factorei bestand, von dem Platze Besitz und überließ die Stadt der Plünderung. Diejenigen der englischen Bewohner, welche den Hafen erreichen konnten, suchten Schutz auf den wenigen im Flusse ankernden Schiffen; aber hundertsechsundvierzig von ihnen fielen dem Tyrannen, welcher sie bis zum folgenden Morgen einzusperren befahl, in die Hände.

Die unglücklichen Gefangenen wurden in eine elende, ſchlechtgelüftete Zelle, „das ſchwarze Loch," geſperrt und dort während einer der heißeſten Nächte in der drückendſten Jahreszeit feſtgehalten. Vergeblich flehten ſie um Luft und Waſſer, vergeblich boten ſie ihren Wächtern unermeßliche Summen für einen andern Kerker: die Schildwachen wollten oder konnten nichts für ſie thun, ja ſie ſchienen ſich über ihre Leiden, welche beim Herannahen der Nacht unerträglich wurden, zu freuen. Die Leidenden verſuchten die Thüre zu ſprengen — umſonſt. Viele wurden wahnſinnig, andere ſanken in Ohnmacht und wurden ſogleich zu Tode getreten; noch andere ſchlugen ſich um einen Platz nahe bei einem kleinen Loche, welches als Fenſter diente, und ſtarben in der Raſerei des Kampfes.

Als am andern Morgen die Thüre dieſes ſchrecklichen Gefängniſſes aufgeriſſen wurde, ſtellte ſich eine ſchaudererregende Scene dar. Von den Hundertſechsundvierzig, welche am vorhergegangenen Abend in das ſchwarze Loch eingepreßt worden, waren nur dreiundzwanzig am Leben geblieben, und dieſe ſahen ſo todtenbleich, ſo erſchöpft aus, daß ſie Geſpenſtern glichen.*)

Eine ſolche Schandthat mußte an ihrem Urheber, Suradſch, gerächt werden. Clive marſchirte mit einigen Truppen, die in Madras entbehrlich waren, eilig nach

*) Noch heut zu Tage bezeichnet man in England den ſcheußlichſten Aufenthalt mit dem Ausdrucke „das ſchwarze Loch Calcuttas." Anmerk. des Ueberſetzers.

Calcutta, nahm dieſe Stadt ohne große Schwierigkeit, eroberte hierauf Hugly, den Fluß weiter hinauf, und zwang endlich den Vicekönig um Frieden zu bitten.

Aber man überzeugte ſich bald, daß es Suradſch nicht ehrlich meine, denn als die Engländer ſich in Marſch ſetzten, um Tſchandenagore, eine franzöſiſche Niederlaſſung, zu belagern, legte ihnen der Vicekönig alle ihm zu Gebote ſtehenden Hinderniſſe in den Weg.

Hierauf beſchloß Clive, den Nabob als einen verrätheriſchen und gefährlichen Feind abzuſetzen, und die zu jener Zeit in Bengalen vorkommenden Ereigniſſe beſtärkten ihn in dieſem Beſchluß, und halfen ihm ſolchen ausführen.

Mir Dſchaffier, der Schweſtermann Alverdi Khans, arbeitete im Geheimen gegen Suradſch, und nachdem er ſich der Mitwirkung der Engländer verſichert hatte, überredete er Clive zu einem Feldzuge gegen jenen. Am 22. Juni 1757 nahm der britiſche Befehlshaber ſeine Stellung auf einer beſchatteten Ebene bei Pläſſy ein. Clive's Streitmacht beſtand aus dreitauſend Mann, wovon ein Drittel Europäer waren; ſein Feind befehligte funfzigtauſend Mann zu Fuße und achtzehntauſend Mann Cavallerie; trotz dieſer ungeheuren numeriſchen Verſchiedenheit endigte die Schlacht zu Gunſten der Engländer und Suradſch floh vom Schlachtfelde. Da er keinen Freund beſaß, auf den er ſich verlaſſen konnte, ſo verſuchte er verkleidet zu entkommen; aber von einem Feinde erkannt, ward er ausgeliefert und dem Sohne Mir Dſchaffier's, der ihn zu ermorden befahl, übergeben.

Als nun Mir Dſchaffier die für ihn verlegten Kriegskoſten zu erſtatten angegangen ward, entdeckte man, daß die Schätze des ermordeten Subahdars nicht ausreichten, ſolche zu bezahlen; nach mehreren langwierigen Verhandlungen kam man überein, daß die Hälfte des Betrags ſogleich und der Reſt in drei gleichen jährlichen Ratenzahlungen gedeckt werden ſollte.

Ungefähr um dieſe Zeit wurde Major Coote (ſpr. Kuht) abgeſendet, um die Franzoſen aus Behar zu vertreiben. Dieſe Unternehmung glückte ihm und er ſchloß eine freundſchaftliche Uebereinkunft mit dem Statthalter der Provinz.

Während obige Begebenheiten im Norden vorfielen, waren die Angelegenheiten im Süden nicht weniger verwickelt. Der Krieg wüthete wieder zwiſchen Frankreich und England und die Franzoſen erwarteten täglich eine Flotte mit Verſtärkungen in Pondiſcherry. Hauptmann Calliaud, der Gouverneur von Tritſchinopoly, erhielt vom Rathe zu Madras den Befehl, Madura und Tinevelly zu erobern. Er gehorchte dem Befehle, wurde jedoch bald nach Tritſchinopoly, welches die Franzoſen während ſeiner Abweſenheit belagert hatten, zurückberufen. Durch Eilmärſche gelang es ihm ſich mit ſeiner Garniſon wieder zu vereinigen, und die Franzoſen, durch ſeine glückliche Verwegenheit entmuthigt, marſchirten am folgenden Tage nach Pondiſcherry zurück. Inzwiſchen wurden ſie durch Truppen aus Europa, die unter dem Befehle des Grafen Lally ſtanden, verſtärkt. Dieſer General belagerte das Fort St. David und eroberte es endlich am erſten

Juni 1758. Büſſy hatte währenddem die franzöſiſchen Wappen im Dekhan aufgerichtet. Nachdem er den Nizam und ſeine Omrahs gezwungen hatte, ſich ſeinen Bedingungen zu unterwerfen, rückte er nach den nördlichen Circars vor mit der Abſicht, die Einkünfte dieſer Provinzen einzutreiben. Lally, der entſchloſſen war, wo möglich einen Handſtreich auszuführen, durch welchen er nicht nur die britiſche Uebermacht in Indien vernichten, ſondern auch ſeinem erſchöpften Schatze den ihm ſo nöthigen Zufluß verſchaffen wollte, befahl Büſſy ſich ihm mit ſeiner ganzen Streitkraft anzuſchließen. Aber das barſche Benehmen des franzöſiſchen Generals hatte ihn nicht nur bei ſeinen Soldaten, ſondern auch bei den Eingeborenen ſehr unbeliebt gemacht, ſo daß er bei der Belagerung von Tandſchore nur wenig Bereitwilligkeit, ſein Unternehmen zu unterſtützen, vorfand. Seine Verſuche gegen dieſe Stadt wurden überdies durch die Ankunft einer engliſchen Flotte in deren Nachbarſchaft vereitelt und der Garniſon durch den Gouverneur von Tritſchinopoly Entſatz verſchafft, deren Reſultat den Rückzug Lallys nach Carical nach ſich zog.

Mit keinem beſſern Erfolge für die franzöſiſchen Waffen endete die Belagerung von Madras. Lally wich aus den Tranſcheen zurück und erlitt nachher in einem Gefechte mit den Engländern unter Coote vor Wandwaſch eine vollſtändige Niederlage, bei welcher Gelegenheit Büſſy gefangen und der größte Theil der Artillerie und des Gepäcks genommen wurde. Coote verfolgte ſeinen Sieg: Arkot, Teinery, Devi-Cotäh, Trincomali, Pennacoil, Alamparva, Carical, Valdore, Cil-

lambaram und Cuddalore ergaben ſich den britiſchen Truppen.

Clive hatte unterdeß in Murſchedabad die Nachricht von der zwiſchen den engliſchen und franzöſiſchen Flotten vorgefallenen Schlacht an der Küſte von Coromandel, ſowie von der Einſchließung St. Davids empfangen, worauf er nach Calcutta eilte, wo die kritiſchen Zuſtände ſeine Anweſenheit erheiſchten. Bei ſeiner Ankunft fand er Inſtructionen von England vor, wodurch ein Rath von zehn Mitgliedern verordnet und vier Gouverneure zur Verwaltung der Angelegenheiten Indiens angeſtellt wurden. Clives Namen war übergangen; aber der Verwaltungsrath forderte ihn auf den Vorſitz zu übernehmen, wodurch er den ſpätern Inſtructionen, welche, nachdem in England die Berichte der Schlacht von Pläſſy eingetroffen, von dort abgefertigt wurden, vorgriff.

Da Mir Dſchaffier, ſein Sohn Mieran und Nuncomar, ein Hindu, ſich verſchworen hatten, Oulub Ram, den Devan des Vicekönigs, zu ſtürzen, ſah ſich Clive genöthigt, ihn in Calcutta zu unterſtützen.

Die im Carnatik den Engländern zugeſtoßenen Unglücksfälle, d. h. daß das Fort St. David genommen und Madras von einer Belagerung bedroht war, verhinderten Clive, kräftige Maßregeln zu Gunſten des gekränkten Miniſters zu nehmen. Er beſchloß keine Truppen nach Madras zu ſchicken, machte aber eine Diverſion, welche jener Präſidentſchaft ſehr vortheilhaft und für Bengalen von großem Nutzen war.

Radſchah Anunderaz, mit den ihm von Büſſy bei

Einſetzung in ſeine Würde auferlegten Bedingungen unzufrieden, griff die franzöſiſche Beſitzung in Vizigapatam an und machte der Regierung zu Madras das Anerbieten, ihr ſeine Eroberung zu übergeben, wenn ſie ihm Hülfstruppen zu ſeiner Unternehmung, die Circars zu unterjochen, ſtellen wollte. Die Madraſer Executivbehörde, voll Furcht über Lallys Vordringen, nahm das Anerbieten nicht an; aber Clive, an welchen ſich der Radſchah nun wandte, ſchloß gegen die Meinung aller ſeiner Collegen mit Anunderaz einen Vertrag ab und ſandte ihm den Oberſt Forde mit einem ſtarken Heerhaufen zur Unterſtützung.

Forde's Operationen zogen ſich aus Mangel an Geld und Lebensmitteln in die Länge; aber nachdem er ſich mit dem Radſchah vereinigt hatte, rückte er gegen die Franzoſen unter Conflans vor, der mit einem zahlreichen Heere in einer ſtarken Stellung bei Radſchamundri ſtand. Forde ordnete einen ſofortigen Angriff an, und ſchlug, obſchon von Anunderaz verlaſſen, die Franzoſen, eroberte ihr Lager und vertrieb ſie aus Radſchamundri. Der Geldmangel des Radſchahs verhinderte Forde aus ſeinem glücklichen Erfolge unmittelbaren Vortheil zu ziehen, und als er endlich vorſchritt, zog ſich Conflans nach dem Fort von Maſulipatam zurück. Als Forde daſſelbe erreichte, forderte er die Garniſon zur Uebergabe auf, wurde aber ausgelacht, weil die Vertheidiger weit zahlreicher als die Belagerer waren, eine Obſervationsarmee im Felde hatten, Salabat-Dſching mit Hülfstruppen aus dem Dekhan im Anmarſche war und ſie überdies Verſtärkung aus Pondi-

scherry erwarteten. Obschon seine Truppen ihres rückständigen Soldes wegen in Meuterei ausbrachen und seine Munition knapp wurde, begann Forde doch die Belagerung am 25. März und setzte sie muthig bis zum 5. April 1759 fort, wo seine Ingenieure erklärten, es sei nur noch Munition für zwei Tage vorhanden. Um dieselbe Zeit erhielt er den Bericht, daß die Observationsarmee sich mit den vorrückenden Truppen aus dem Dekhan vereinige; er entschloß sich nun das Fort zu erstürmen. Es wurde während des Tags ein so starkes Beschießen, wie es unter den obwaltenden Umständen möglich war, unterhalten und die Truppen um zehn Uhr Abends unter Gewehr befohlen. Forde theilte seine kleine Armee in drei Haufen und führte sie um Mitternacht unter die Festungsmauern. Die Stürmenden nahmen, ohne entdeckt zu werden, die Palisaden des Grabens ein, dann aber wurde ein starkes Feuer auf sie gegeben; sie rückten indeß entschlossen vor, bis sie die Wälle besetzt hatten und sich dann rechts und links trennend, erstürmten sie mit Erfolg eine Bastion nach der andern. Ueberrascht, geängstigt und von panischem Schrecken befallen, weil das Feuern von allen Seiten kam, übergab sich, als die Morgendämmerung den Kriegsschauplatz beleuchtete, das französische Heer auf Gnade und Ungnade.

Die Wirkung dieser Heldenthat war groß und augenblicklich. Salabat-Dsching ging auf einen Tractat mit Forde ein, kraft welches er den Engländern Masulipatam abtrat und einwilligte, die Franzosen auf immer aus seinem Gebiete zu verbannen.

Bengalen ward um dieſe Zeit von einer neuen Gefahr bedroht. Alumgir II., mit Mir Dſchaffier unzufrieden, belehnte ſeinen Sohn mit der Regierung Bengalens, Behars und Oriſſas und der Prinz bot ein Heer auf, um ſeine Rechte zu verfechten. Ramnarain, der Beherrſcher Behars, vereinigte ſich mit Mir Dſchaffier und den Engländern, verſchloß dem Prinzen die Thore Patnas, worauf dieſer die Stadt belagerte und Clive nunmehr zu deren Entſatz eilte; aber ſchon vor ſeiner Ankunft hatten ſich die Alliirten des Prinzen unter einander entzweit, wodurch dieſer ſich in ſolche Noth verſetzt ſah, daß er Clive in einem Schreiben erſuchte, ihm Geld zu ſeinem nothwendigſten Unterhalt zu ſchicken, wogegen er ſich aus der Provinz zurück zu ziehen verſprach. Letzterer nahm die Bedingungen an und wendete dadurch die Gefahr ab. Mir Dſchaffier zeigte ſich für ſeine Befreiung ſo dankbar, daß er Clive zum Haupt-Omrah des Reichs ernannte und ihm ein Dſchaghir oder Landſitz in der Gegend von Calcutta ſchenkte, der jährlich dreißigtauſend Pfund Sterling einbrachte.

Als Clive nach Calcutta zurückkam, ſchloß Forde ſich ihm zur rechten Zeit an, um einen andern Schlag auszuführen.

Obſchon der Friede zwiſchen England und Holland ununterbrochen beſtand, hatten die Holländer, neidiſch auf den Fortſchritt der Engländer in Bengalen, in Batavia eine Flotte ausgerüſtet, die aus ſieben Schiffen beſtand, welche mit 700 Europäern und 800 Malayen bemannt war, um den Engländern in jener Provinz

als Gegengewicht zu dienen. Nachdem ſie in den Hugly eingeſegelt, landeten ſie ihre Truppen einige Meilen von Calcutta, um nach ihrer Niederlaſſung bei Tſchingſura zu marſchiren. Forde erhielt den Befehl ihrem Vorrücken Einhalt zu thun, welches er mit ſo glücklichem Erfolge ausrichtete, daß nur vierzehn Mann ihre Beſtimmung erreichten, alle übrigen wurden entweder getödtet oder gefangen. Die ſieben holländiſchen Schiffe unterwarfen ſich den Schiffen der engliſchen Compagnie, und die Holländer, um die gänzliche Vertreibung aus Bengalen zu vermeiden, waren genöthigt die Kriegskoſten zu bezahlen.

In der Präſidentſchaft Bengalen waren die Briten fortwährend glücklich.

Die Franzoſen hatten ſich nach Pondiſcherry zurückgezogen, wo ſie ſich im Mai 1760 völlig von den Engländern eingeſchloſſen befanden. Nachdem ſie eine achtmonatliche Belagerung ausgehalten, capitulirten Fort und Stadt, worauf die übrigen Colonien den Eroberern wenig Mühe machten, ſie zu nehmen.

Das Schickſal der Franzoſen in Indien war von da an entſchieden. Büſſy war einige Zeit vorher in einem Treffen getödtet worden; Lally kehrte nach Frankreich zurück, wo bei ſeiner Ankunft von dem Pariſer Parlamente ein Hochverrathsprozeß gegen ihn angeſtrengt wurde. Seine Vertheidiger bemühten ſich vergeblich ihn zu retten, er ward verurtheilt und ſtarb durch Henkershände. Mit ihm erloſch die franzöſiſch-oſtindiſche Compagnie und obſchon ſpäter einige vereinzelte Verſuche gemacht wurden dieſelbe wieder

ins Leben zu rufen, so nahm sie doch nie wieder Theil an den indischen Angelegenheiten*).

Das Verschwinden der Franzosen, die Ohnmacht der Holländer, die Unterwerfung oder Uneinigkeit der eingebornen Fürsten versprach den Engländern den ungestörten Besitz Indiens. Clive nahm, nachdem er die Angelegenheiten auf solider Grundlage geordnet, die Gelegenheit der politischen Windstille wahr, um sein Vaterland wieder zu besuchen. Von Ehren überhäuft und im vorgerückten Alter hinterließ er die britische Macht überall in jenen unermeßlichen Reichen zugleich gefürchtet und geachtet.

Kapitel II.

Von der Zeit der dauernden Niederlassung der Briten in Indien bis zum Tode Hyder-Ali's.

Bei der Abreise Clive's nach England ging die Oberbefehlshaber-Stelle der Armee auf Oberst Calliaud über, der, obschon es ihm weder an Energie noch an

*) Wenn auch in Frankreich keine ostindische Compagnie mehr existirt, so betreiben dortige Kaufleute doch ansehnliche Geschäfte nach ihren Colonieen in jenem Lande. Den Beweis für diese Behauptung liefert die Bittschrift aus mehreren Handelsstädten an den Kaiser, ihre Besitzungen in Ostindien, während der Meuterei der englischen Sipahis, durch sofortige Truppen-Verstärkungen gegen ähnliche Ungebührlichkeiten zu beschützen. Anm. des Uebersetzers.

Geschicklichkeit mangelte, weder den blendenden Namen noch das militairische Genie Clive's besaß.

Der Sohn des Kaisers machte wieder einen Angriff auf die Streitkräfte Mir Dschaffier's, wodurch Calliaud genöthigt war sich und seine Truppen schlagfertig zu halten.

Bald darauf brach in Delhi abermals eine Revolution aus, bei welcher Gelegenheit der Kaiser ermordet und sein Sohn unter dem Namen Schach Alum zu seinem Nachfolger ausgerufen wurde.

Der Nimbus, welcher im Orient noch immer den kaiserlichen oder königlichen Namen umstrahlt, verbunden mit dem directen Einfluß seines Veziers, des Nabobs von Audh, vermehrte das Heer des neuen Kaisers bald so ansehnlich, daß er sich in Kurzem stark genug zu kriegerischen Operationen fühlte; er marschirte demzufolge mit seiner großen Armee auf Patna.

Vor dieser wichtigen Stadt angekommen, griff ihn Ramnarain, mit seinen Räthen im Widerspruch, an, wurde aber gänzlich geschlagen, und eine dort stationirte Abtheilung englischer Truppen völlig niedergemacht. Calliaud rückte sogleich aus, um Patna zu retten; als er mit den Kaiserlichen zusammentraf, griff er sie an und trug einen vollständigen Sieg davon. Nachdem der Kaiser durch das von Law befehligte französische Truppencorps verstärkt worden war, stürmte er bald darauf Patna zum zweiten Male, ward aber, obwohl mit großer Schwierigkeit, zurückgedrängt. Man fürchtete, er werde Patna zum dritten Male berennen, aber glücklicherweise erreichte eine bedeutende Verstärkung

unter Hauptmann Knox (das K wird nicht ausgesprochen) diese Stadt, der, als er sah, wie die Sachen standen, seine Truppen sofort einen Angriff auf das kaiserliche Lager machen ließ, und zwar mit so gutem Erfolge, daß er den während der Nachmittagsruhe überraschten Feind aus seiner später nie wieder von ihm zurückeroberten Stellung heraustrieb.

Auf diesen tapfern Ueberfall folgte das Vorrücken des Näibs von Purania auf Patna, der 20,000 Mann und 30 Stück Geschütze zuführte. Knox, dessen Streitkräfte nur aus 200 Europäern, einem Bataillon Sipahis und 5 Stücken Geschütz bestand, faßte den Entschluß über den Fluß zu gehen und dem Näib entgegenzutreten; ein befreundeter Radschah führte ihm 300 Mann zu. Seine Absicht war einen nächtlichen Ueberfall auf das feindliche Lager zu machen, welche Absicht aber durch das Versehen eines Führers vereitelt wurde. Am Morgen schritt die Armee des Näib's vor und umzingelte Knox im strengsten Sinne des Worts. Dieser schlug ihn indeß auf allen Seiten, trieb ihn vom Schlachtfelde und verfolgte ihn so lange, bis Ermüdung ihn zwang Halt zu machen; Calliaud übernahm hierauf die Verfolgung des flüchtenden Näib's während mehrerer Tage.

Vor der Abreise Clive's nach England wählte das Directorium der ostindischen Compagnie in London Herrn Vansittart zum Haupt der ausübenden Gewalt. Das war ein der Regierung eben so schädliches, wie für die übrigen Rathsmitglieder beleidigendes Verfahren; es war noch immer Gebrauch gewesen, das äl-

teste Rathsmitglied zu dieser Stelle zu ernennen, eine solche Abweichung mußte also, selbst wenn sie zu Gunsten eines talentvollen Individuums gemacht worden wäre, nothwendig viele unfreundliche Gefühle erwecken; aber Vansittart war nichts weniger als ein Genie, seine einzige Empfehlung war ein würdiges Betragen, darum gab seine Wahl zu großen Beleidigungen Anlaß und verursachte im Rathe zu Calcutta heftige Auftritte, die nicht selten höchst unanständig endeten. Vansittart fand eine leere Schatzkammer, so wie Meuterei unter den Truppen in Patna wegen Soldrückstand, auch die Hülfstruppen Mir Dschaffier's waren nicht bezahlt, und überhaupt war wenig Aussicht vorhanden diese Reste, oder den der Compagnie schuldigen bedeutenden Saldo zu decken.

Anstatt mit seinem Rathe zu überlegen was zu thun sei, um aus dieser Verlegenheit zu kommen, entwarf Vansittart seine Pläne in einem geheimen Ausschusse; er beschloß Mir Dschaffier abzusetzen und seine Stelle dessen Schwiegersohn Mir Käsim zu geben; zu diesem Endzwecke ging er von einigen Truppen begleitet nach Murschedabad. Mir Dschaffier widersetzte sich natürlich diesem ungerechten Arrangement, so lange er noch mit einiger Wahrscheinlichkeit hoffen konnte es abzuwenden; er fand es zu verächtlich einen leeren Titel zu führen und zog sich daher mit einem Gnadengehalte nach Calcutta zurück.

Für Mir Käsim's Erhebung zur Würde seines Schwiegervaters war eine Bezahlung ausbedungen, gegen welche die Engländer Truppen zu stellen übernah-

men, die ihm seine Einkünfte eintreiben helfen sollten. Diese Bezahlung, so wie die Ausgaben zur Bestreitung der Unterwerfung einiger von den Mahratten unterstützten Rebellen erschöpften Mir Käsim's Finanzen, welche er durch Plünderung Ramnarain's, des hinduischen Statthalters von Berar, zu verbessern beschloß. Um diese Absicht zu erreichen, beschuldigte er ihn, der ein treuer Verbündeter der Engländer gewesen, ihnen verschiedene Beleidigungen zugefügt zu haben. Die Warnungen Major Carnac's und Oberst Coote's verschmähend, gab Vansittart diesen Anschuldigungen Gehör. Das Resultat hiervon war leicht vorauszusehen: Ramnarain wurde von Mir Käsim aufgegriffen, geplündert und am Ende mit großer Barbarei ermordet.

Vansittart's Regierung sank täglich mehr in der öffentlichen Achtung, und alles Vertrauen zu den Engländern war zerstört, als die Eingeborenen das traurige Schicksal Ramnarain's erfuhren, der das englische Interesse so treu unterstützt hatte, während bei den Europäern die Meinung, daß Mir Käsim seine Gunst durch Bestechungen erkauft habe, allgemeinen Glauben fand. Vansittart's Hauptstützen im Rathe wurden um diese Zeit zurückberufen, weil sie sich hatten beikommen lassen, das Verfahren des Directoriums zu tadeln, dagegen ward Ellis, der entschiedenste Gegner Vansittart's, zum Residenten in Patna ernannt. Er behandelte Mir Käsim mit Verachtung, ergriff seine Beamten, weil sie sich um die durchgehenden Waaren bekümmerten und nahm mit Gewalt Besitz von einer

Quantität Nitrum, welche für den Vicekönig eingekauft worden war. In dieser Handlungsweise wurde Ellis von allen Beamten der Compagnie unterstützt. Die Verhaftung seiner Offizianten veranlaßte Mir Käsim, alle Durchgangszölle in seinem Gebiete abzuschaffen; man wird es jetzt kaum glauben, daß Unterschleife im Rathe zu Calcutta damals so an der Tagesordnung waren, daß die Abschaffung der Zölle als eine feindselige Handlung gegen die ostindische Compagnie verschrien und Mir Käsim mit Krieg bedroht wurde, wenn er das Edict nicht zurücknehmen werde. Er that dies nicht und beide Theile rüsteten sich, um ihren Willen durch Waffengewalt durchzusetzen.

Da der Vicekönig wußte, daß Ellis, der Resident in Patna, diese Stadt zu besetzen beabsichtigte, so hielt er einige mit Flinten für die Truppen beladene Böte an, und nur mit großer Mühe gelang es den Herren Amyat und Hay, welche beauftragt waren, ihm Vorstellungen gegen dieses eigenmächtige Verfahren zu machen, seine Bewilligung zur freien Durchfuhr der Böte zu erhalten. Er gab endlich Amyat die Erlaubniß nach Calcutta zurückzukehren, behielt aber Hay als Geißel bei sich. Da Ellis Amyat's Abreise erfuhr, nahm er in übler Laune die Stadt durch einen nächtlichen Ueberfall ein. Mir Käsim, wüthend über diese Beschimpfung, schickte Truppen ab um Amyat einzuholen und zurückzubringen; dieser setzte sich zur Wehr und ward mit mehreren seiner Begleiter erschlagen. Die Wegnahme Patnas blieb nicht lange unbestraft; die Truppen zerstreuten sich nach allen Richtungen, um

zu plündern, und der Gouverneur, der sich nur einige Meilen weit zurückgezogen hatte, erhielt Verstärkungen aus Monghier, kehrte um und setzte sich wieder in Besitz der Stadt, dann ergaben sich die Engländer und wurden gefangen nach Monghier geschickt.

Als der Bericht über diese Begebenheiten nach Calcutta kam, beschloß der Rath, auf keine Vorstellungen Mir Käsim's zu achten und Mir Dschaffier die ihm früher geraubte Macht feierlich wieder zu ertheilen. Am 2. Juli 1793 eröffnete die englische Armee den Feldzug. Das erste Treffen fand mit dem Vortrabe des Heeres des Vicekönigs bei Murschedabad statt, es endete unglücklich für ihn und die indischen Truppen zogen sich nach Gheriäh zurück, wo Mir Käsim mit seiner Streitmacht zu ihnen stieß. Er ward am 2. August wieder angegriffen und nach vierundzwanzigstündigem blutigen Gefechte gänzlich geschlagen, er verlor alle seine Kanonen, sein Gepäck und hundertundfunfzig mit Lebensmitteln beladene Böte.

Nach dieser Schlacht zog er sich mit seinen Truppen nach Udiva zurück und verschanzte sich dort so vortrefflich, daß seine Feinde einen Monat lang nichts gegen ihn ausrichten konnten; aber am 5. September liefen sie plötzlich so erfolgreich Sturm gegen seine Verschanzungen, daß Mir Käsim sich genöthigt sah, nach Monghier, seiner damaligen Hauptstadt, zurückzuweichen; die Garnison dieses Platzes, zweitausend Mann, streckte bald darauf vor den Engländern die Waffen. Vermehrte Wuth und Grausamkeit war die Folge jeder Niederlage des Vicekönigs. Bei Gheriäh ließ er den

unglücklichen Ramn arain und mehrere Adelige hinrichten; in Udiwa zwei der edelsten Bürger Murschedabads, während in Monghier alle europäischen Gefangenen, mit alleiniger Ausnahme des Doctor Fullerton, der nur seinem ärztlichen Talente diese Gnade verdankte, auf Befehl des Vicekönigs abgeschlachtet wurden.

Am 6. November wurde Patna erstürmt; nun hielt Mir Kasim seine Stellung nicht länger haltbar und flüchtete nach Audh, um den Schutz des Nabobs anzurufen, der ihm solchen gewährte. Eine Zeitlang blieben die Engländer an den Grenzen Audhs stehen, weil sie hofften, der Nabob würde ihnen seinen Schützling ausliefern; sie fanden sich aber in dieser Erwartung getäuscht, weil der Nabob, der die Demoralisation der englischen Soldaten bemerkte, einigermaßen Vertrauen in seine Stellung setzte. Dieser meuterische Geist verführte auch Sumruh, einen Häuptling Mir Kásims, die Engländer bei Patna anzugreifen, er wurde aber mit großem Verluste zurückgeschlagen. Unglücklicher Weise verzögerte die Krankheit Carnacs den Krieg bis zur Ankunft des Majors Hector Monro, der mit einer Truppen-Abtheilung von Bombay kam.

Der Geist der Meuterei, der in der Armee bereits unter Carnac herrschte, wurde noch verderblicher, als Monro den Befehl übernahm: ein ganzes Bataillon Sipahis lief, völlig bewaffnet und ausgerüstet, zum Feinde über, aber eingeholt und zurückgebracht wurden und vierundzwanzig der Haupträdelsführer verurtheilt erschossen zu werden; man band sie zu diesem Endzwecke an die Mündungen der Kanonen, und der

ganzen Armee wurde befohlen dieser fürchterlichen Execution beizuwohnen. Nachdem vier von ihnen auf diese Weise wirklich hingerichtet waren, machten die Officiere der Sipahis dem Major vorstellig, daß ihre Mannschaft die Hinrichtung der übrigen nicht zuzugeben willens sei. Monro befahl alle Feldzeugstücke mit Kartätschen zu laden, ferner ließ er die Europäer mit den in gehörigen Zwischenräumen aufgepflanzten Kanonen in Linie stellen und befahl dann den Sipahisofficieren zu ihrer Mannschaft zurückzukehren und ihnen zu sagen, daß sie sofort ihre Gewehre niederlegen möchten; wenn ein einziger Mann — erklärte er — sich von der Stelle rühre, so werde er sogleich die auf sie gerichteten Kanonen abfeuern lassen. Dieses energische Verfahren half, die Meuterer wurden abgeschreckt und die Execution ward vollzogen.

Monro bewirkte in der Armee große Verbesserungen, er zog gegen den Nabob von Audh und zerstörte dessen Heer bei Buxar; hierauf suchte der Kaiser Schach Alum die Freundschaft der Engländer und schloß einen Frieden mit ihnen ab, wodurch sie die höchste Macht in Bengalen erlangten. Mir Käsim floh, da der Nabob von Audh ihn nicht länger zu schützen vermochte, zu dem Rohilla-Stamme.

Die Finanzen in Calcutta waren zu dieser Zeit in einem erbärmlichen Zustande; Mir Dschaffier konnte nicht einmal die Forderungen der Compagnie befriedigen, noch weniger aber diejenigen, die an ihn von Privaten sowohl wegen wirklicher als eingebildeter Verluste ge-

macht wurden; er brach unter seinen Verlegenheiten im Monat Januar 1765 nieder.

Der Rath erhob seinen zweiten Sohn zur Königswürde und setzte ihm Nez Khan zum ersten Minister; das gefiel aber dem neuen Herrscher durchaus nicht, auch Vansittart war mit diesem eigenmächtigen Verfahren nicht einverstanden und reichte deshalb seine Entlassung ein; sein Nachfolger wurde Herr Spencer.

Die Beamten der Compagnie in Indien waren bis jetzt durch die Betheiligten in England nur wenig controlirt worden. Diese Letzteren, durch die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten mit einer meuterischen Armee und einem erschöpften Schatze geängstigt, ersuchten ihr Directorium, Clive, der inzwischen zum Peer erhoben worden war, wieder an die Spitze der Angelegenheiten in Indien zu stellen, weil er der einzige Mann sei, der die dortigen Verlegenheiten heben könne. Aber dieses Verlangen behagte dem Directorium gar nicht, denn Clive hatte die Autorität desselben ziemlich verächtlich behandelt, ja er hatte sogar die Bezahlung der Rente seines Dschaghirs von ihm gefordert. Trotz alledem wurde seine Anstellung nach einer heftigen Debatte mit dreizehn Stimmen gegen eilf durchgesetzt. Er ward auf sein Verlangen als Oberbefehlshaber, Präsident und Statthalter von Bengalen installirt und ihm ein von den Directoren gewählter Ausschuß von vier Mitgliedern beigegeben, mit welchem vereint er gemeinsam zu handeln ermächtigt ward, ohne mit dem Rathe zu überlegen oder seiner Controle unterworfen zu sein.

Die Eroberung Pondischerrys erhob Mohammed

Ali, der eine Creatur der Engländer war, zu der Souverainität des Carnatics; aber der Nabob fühlte bald, daß er nur zu ihrem Vortheil, nicht aber zu dem seinigen regierte. Bald darauf wurde jedoch über die Verwaltung der Einkünfte des Carnatics entschieden. Der Nabob, obschon mit dieser Entscheidung unzufrieden, konnte keinen Widerstand leisten, er war gezwungen sich zu unterwerfen.

Der Gebrauch Geschenke zu nehmen oder eigentlich sie zu erpressen, und der Mißbrauch des Privathandels, zwei große Uebelstände, die sich eingeschlichen hatten, unterwarf Clive sogleich einer strengen Untersuchung, weil er glaubte, sie wären mit Gefahr für die Compagnie und mit Nachtheil für ihre Beamten verknüpft. Um dem ersten Uebelstande abzuhelfen, zwang er sowohl die Civil- als die Militärbeamten der Compagnie zum Unterzeichnen einer Erklärung, in welcher sie sich verbindlich machten, unter keinem Vorwande von den eingeborenen Fürsten Geschenke anzunehmen. Den Mißbrauch des Privathandels fand er schwieriger abzustellen; er mußte zugestehen, daß die Beamten der Compagnie auf Belohnungen gerechten Anspruch zu machen hatten, weil ihre Gehalte erbärmlich niedrig und ihren Bedürfnissen durchaus nicht angemessen waren, er schuf deshalb Monopole für Salz, Betelnüsse und Taback zum Nutzen der höheren Beamten und bestimmte, daß der Gewinn ihrem Range nach verhältnißmäßig unter sie vertheilt werden sollte. Allerdings dürfte jetzt kein Staatsmann gefunden werden, der ein solches Verfahren vertheidigen möchte; Clive handelte aber nach dem

Grundsatze: da die Compagnie ein Monopol sei, so könnten auch ihre Diener durch Monopole sich Nutzen schaffen.

Da der Nabob von Audh sich den Engländern auf Gnade und Ungnade ergeben hatte, unterwarf er sich ihrem Ausspruche, wodurch er seine Domänen mit Ausnahme Korahs und Allahabads behielt, welche letzteren in das Eigenthum des Kaisers übergingen, der als Belohnung dafür versprach, seinen Vasallen Bulwant Sing, den Radschah von Benares zu bestrafen, weil er den Engländern während des Kriegs sich angeschlossen und ihnen gute Dienste geleistet hatte. Da der Kaiser die Mißbräuche, welche die Beamten der Compagnie unter dem Namen Freihandel in Bengalen, Orissa und Behar getrieben hatten, genau kannte, so weigerte er sich über diesen Gegenstand zu unterhandeln; daher wurde vom Handel im Vertrage mit ihm nichts erwähnt, aber er ward genöthigt, alle von der Provinz Bengalen rückständigen Einkünfte nachzulassen und der Compagnie das Devanie oder Recht, die Einkünfte in Bengalen, Behar und Orissa einzutreiben, abzutreten, mit der Bedingung jährlich sechs Lack*) Rupien zu empfangen.

Um die schweren Ausgaben, welche der Felddienst in Indien nöthig machte, zu decken, gestand die Compagnie ihren Officieren eine Extrabesoldung unter dem Namen Batta zu; und als die Armee sich zur Hülfe

*) Ein Lack ist 100,000 Silberrupien, jede vom Werthe von etwa $^2/_3$ Thlr. preuß., ein Crore oder Caron = 100 Lack. Anm. des Uebersetzers.

Mir Dschaffiers in Marsch setzte, versprach er ihnen doppelte Batta. Indem nun aber die Einkünfte Bengalens der Compagnie verfielen, konnte er diese Belastung nicht ertragen. Clive beschloß daher, daß doppelte Batta, einige wenige Fälle ausgenommen, am 1. Januar 1766 aufhören sollte.

Hierauf kamen die Officiere überein, wenn doppelte Batta nicht wiederhergestellt würde, alle an einem und demselben Tage ihren Abschied zu fordern. Clive, von dem Uebereinkommen seiner Officiere unterrichtet, schickte sofort Eilboten nach Calcutta und Madras, um sich von dort andere Officiere zu verschaffen und verhaftete die Hauptverschwörer. Viele derselben, unter andern Sir R. Fletcher, wurden vor Kriegsgerichte gestellt und verurtheilt den Dienst zu verlassen; Fletcher ward indeß durch Familien-Einfluß wieder angestellt und später zum Befehlshaber der Truppen in Madras ernannt. Clive würde ohne Zweifel die Rädelsführer dieser Verschwörung strenger bestraft haben, wenn er versichert gewesen wäre, daß die Compagnie Europäer zum Tode zu verurtheilen die Befugniß hätte.

Da Clive's Gesundheit endlich untergraben war, legte er den Oberbefehl nieder und kehrte i. J. 1767 nach England zurück, nachdem er die Angelegenheiten der Compagnie einem Comittee, an dessen Spitze Herr Verelst stand, übergeben hatte.

Ueberaus unmäßige Erwartungen hatten sich der Inhaber ostindischer Antheile in Folge der Errungenschaften Clive's bemächtigt. Indem sie die unermeßlichen Kosten übersahen, die seine Eroberungen verursacht

hatten, und die nöthigen fortlaufenden Ausgaben zur Erhaltung derſelben nicht beachteten, überſtimmten ſie die Directoren und beſchloſſen, die Dividende ihrer Actien auf zwölf und ein halb vom Hundert zu erhöhen. Dieſes konnte nicht bewerkſtelligt werden ohne Capitalien zu hohen Zinſen zu borgen, weshalb die Dazwiſchenkunft der Miniſter und des Parlaments nachgeſucht werden mußte. Zum Verdruſſe beider Parteien berathſchlagte letzteres über die Politik, einer Handelsgeſellſchaft zu geſtatten die höchſte Macht über ein ſo großes und ausgedehntes Reich auszuüben. Während der friedfertigen Verwaltung der Herren Verelſt und Cartier deckten die Einkünfte kaum die Regierungskoſten, demungeachtet war die Verblendung über die Reichthümer Indiens vorherrſchend, obſchon es zur Zeit ſehr gut bekannt war, daß eine Expedition, um den Ghurka abzuſetzen und den Radſchah von Nepal, den er vom Thron geſtoßen, wieder darauf zu erheben, in Folge Geldmangels hatte unterbleiben müſſen, da alle zu Gebote ſtehenden Hülfsmittel erforderlich waren, um die über Madras ſchwebende Gefahr abzuwenden.

Die Controle des Carnatics, durch die Eroberung Pondiſcherrys erworben, verwickelte die Engländer in alle politiſchen Intriguen des Dekhans und ſie ſahen ſich genöthigt, um den ruhigen Beſitz der Circars zu erlangen, den gewagteſten bis jetzt von ihnen in Indien geführten Krieg anzufangen.

Salabat-Dſching, Subahdar des Dekhans, urtheilte richtig, als er berechnete, daß die Abreiſe der Franzoſen unter Büſſy ſeine Sicherheit in Gefahr bringen müſſe;

er wurde durch die Mitverſchworenen ſeines Bruders, Nizam Ali, ermordet, der entſchloſſen war ſein Vicekönigreich im Dekhan zu behaupten und ſeine Autorität im Carnatic wieder herzuſtellen. Er überzog das Land mit Krieg und verwüſtete es, trat aber beim Vorrücken der Engländer einen übereilten Rückzug an. Als der Kaiſer Schach Alum den Engländern die nördlichen Circars abtrat, wurde der Dekhan als Theil des Vicekönigreichs betrachtet; aber Nizam Ali wollte dieſes nicht zugeben und widerſtand allen Verſuchen der Engländer Beſitz davon zu ergreifen, bis dieſe ſich dazu verſtanden ihm einen jährlichen Tribut zu zahlen, und ihn nöthigenfalls mit Truppen zu unterſtützen, eine Verpflichtung, die ſie bald in Berührung mit Hyder Ali, dem Statthalter von Myſore brachte.

Während Engländer und Franzoſen ſich im Carnatic bekriegten, hatte Hyder ſich von einem untergeordneten Range zur Befehlshaberſtelle der myſoriſchen Armee emporgeſchwungen, und nachdem er die Näirs von Malabar unterjocht und von verſchiedenen kleinen Landſtrichen im ſüdlichen Indien Beſitz genommen hatte, errichtete er ein Fürſtenthum für ſich ſelbſt. Zufolge des Vertrages, den die Engländer mit dem Nizam geſchloſſen, betheiligten ſie ſich an dem Ueberfalle auf Hyder Alis Gebiet. Aber der Nizam war ein treuloſer Verbündeter, er ſchloß mit Hyder Frieden und wendete ſeine Waffen gegen die Engländer, welche er an Hyder zu verrathen beabſichtigte. Oberſt Smith entdeckte jedoch ſeinen projectirten Verrath und zog ſich nach Trincomalie zurück, nachdem er die verbündete Macht der

beiden eingeborenen Fürsten angegriffen hatte. Da der Nizam bemerkte, daß die Engländer schließlich doch Sieger bleiben würden, bekam er Angst, brach seinen Vertrag mit Hyder und wollte seine Verbindung mit der Präsidentschaft in Madras wieder anknüpfen; aber diese, durch die Aussicht auf Ländervergrößerung gereizt und vermuthend, Mysore sei leicht zu unterwerfen, verschenkte des Nizams Souverainität an Mohammed Ali und nahm zugleich dem Obersten Smith, einem erfahrenen Officier, den Befehl der Truppen ab, welchen sie an Oberst Wood gab, der mit der Art der indischen Kriegführung gänzlich unbekannt war. Hyder entdeckte diese Fehler sehr bald und schlug Wood, welchem er sein ganzes Gepäck abnahm. Hierauf sich stellend, als ob er fliehe, zog er Wood von Madras ab, so daß sein Sohn Tippo, der in Eilmärschen an der Spitze von 6000 Reitern ankam, plötzlich in der Vorstadt der englischen Hauptstadt erschien. Alles war Schrecken und Verwirrung, unter deren Eindruck die von Hyder vorgeschriebenen Friedensbedingungen angenommen wurden.

Schach Alum, ungeduldig den Thron Delhis wieder zu besteigen, lag die Engländer vergebens an, ihm die versprochene Hülfe zu gewähren. Da seine Bitte unberücksichtigt blieb, so schloß er ein Bündniß mit den Rohilla-Stämmen ab. Der Kaiser vereinigte sich mit ihnen in einem Angriff auf Zabita Khan, den er, weil er des Throns von Delhi beraubt war, mit Verdacht ansah. Außer Stande, den verbündeten Kaiserlichen und Mahratten zu widerstehen, wurde er nach tapferm Widerstande geschlagen und sein Land, damals

in höchst blühendem Zustande, den Wünschen des Kaisers entgegen, durch die Mahratten verwüstet. Da die übrigen Rohillahäuptlinge aufgeschreckt wurden, suchten sie ihren ehemaligen Feind, den Subahdar von Audh auf und verpflichteten sich ihm dreißig Lak Rupien zu zahlen, wenn er den gemeinschaftlichen Feind aus ihrem Lande vertreiben wollte. Zu dieser Periode zankten sich die Mahratten mit dem Kaiser und kehrten nach Delhi zurück, wo sie ihn gefangen hielten und ihm die Districte Korah und Allahabad abpreßten. Nachdem dieses geschehen, zogen sie nach dem Ganges ab und bereiteten sich zum Uebergang vor. Der Subahdar von Audh, obschon hart angegangen, leistetete den Rohillas durchaus keinen Beistand; gleichwohl verlangte er, als die Mahratten sich zurückzogen, die Bezahlung der bedungenen dreißigtausend Lak Rupien.

Der Subahdar und Warren Hastings, (wird Hästings ausgesprochen) der Cartier als General-Gouverneur gefolgt war, kamen im Monat September 1773 in Benares zusammen und unterzeichneten einen Tractat, durch welchen der Kaiser von Delhi und die Rohilla-Stämme dem Subahdar verkauft wurden. Als Schach Alum sich mit den Mahratten vereinigte, rechtfertigten die Engländer die Entziehung des ihm schuldigen Tributs mit seinem Betragen gegen sie. Jetzt ging Warren Hastings weiter. Er verkaufte die Districte Korah und Allahabad dem Subahdar für fünfzig Lak Rupien, und für noch vierzig Lak als Kosten der zu verwendenden Truppen, willigte er ein, die harmlosen und friedlichen Rohilla-Stämme auszurotten.

Auf den Hülferuf des Subahdars ward Oberst

Champion mit einer Brigade abgeſchickt, den Ueberfall zu unterſtützen, welcher mit der völligen Niederlage der Rohilla-Stämme endigte und den Fall ihres Generals Hafiz Rahmet Khan nach ſich zog. Die bei dieſem Siege ausgeübten Grauſamkeiten ſind vielleicht ohne Gleichen; aber die Bedingungen des Vertrags gingen in Erfüllung und das eroberte Land, mit Ausnahme einer kleinen Strecke, wurde dem Beherrſcher Audhs abgetreten.

Die drei von England abgeſchickten Commiſſarien, welche die neue vom Parlamente verordnete Verfaſſung in Kraft ſetzen ſollten, kamen am 19. October 1774 an; ihnen, nebſt Haſtings und Barwell, war die Ausführung übertragen. Der erſte zur Berathung ſtehende Gegenſtand war der Rohilla-Krieg, welchen die drei neu angekommenen Räthe mit unverhehlter Strenge tadelten. Gleichfalls beklagten ſie ſich, daß ihnen der Briefwechſel des Herrn Middleton, des politiſchen Agenten in Audh, vorenthalten werde. Dann ſtimmten ſie für die Abberufung des Agenten, für das Zurückziehen der bei dem Subahdar ſtehenden Truppen, und für die ſofortige Bezahlung von deren Dienſten. Da Sudſcha-ed-Daula gerade um dieſe Zeit ſtarb, ſo drang der Rath darauf, daß ſein Sohn und Thronfolger angehalten werde, ſeines Vaters Verpflichtungen zu erfüllen, das Land des Zemindars von Benares der Compagnie zu übergeben, und den Sold der europäiſchen Brigade zu erhöhen. Haſtings widerſetzte ſich dieſen Maaßregeln ohne Wirkung, während die an-

deren Räthe sich auf die Behörden im Mutterlande stützten.

Obschon die Compagnie in verschiedenen Richtungen ihr Gebiet vergrößert hatte, so sah man im westlichen Indien von solcher Ausbreitung doch nur wenig. Die den Hafen von Bombay beherrschenden Plätze Bassein und Salsette waren bis z. J. 1750 portugiesische Besitzungen. Ein Streit zwischen den Mahratten, die Erbfolge im Amte des Peischwa's betreffend, bot den Behörden in Bombay eine günstige Gelegenheit, sich darein zu mischen; sie unterstützten die Ansprüche des Ragonat Ras, und bedangen sich für diesen Beistand die Abtretung Basseins und Salsettes aus. Diese Bedingungen wurden angenommen und die Engländer belegten beide Plätze mit Garnisonen. Nun wurde ein Heer abgeschickt, um Punah, die mahrattische Hauptstadt, für Ragonat in Besitz zu nehmen; aber vom höchsten Rathe in Calcutta langten Befehle an, welche im Gegensatz zu dieser bombayischen Politik den Ragonat seinem Schicksal zu überlassen anordneten. Hierauf räumten die Engländer Bassein und einige Ländereien in Gudscherat, behielten aber Salsette und die ihm zinsbaren Inseln zurück. Bald nachher kamen Depeschen vom Directorium aus London an, welche der Politik der Präsidentschaft in Bombay sehr großen Beifall zollten; dieses vergrößerte natürlich die bereits bestehende Verwirrung und Eifersucht.

Um diese Zeit erhoben sich gegen Warren Hastings sehr ernste Beschuldigungen, er sollte Unterschleife begangen und sich haben bestechen lassen. Am schwer-

sten wog die Anklage, die vom Radschah Nuncomar gegen ihn erhoben wurde, weil dieser bewies, daß sein Sohn Gurdas und die Königin Munny Warren Hastings gewisse von ihnen bekleidete Stellen abgekauft hätten. Der Rath befahl Hastings das Geld zurückzuzahlen, dieser aber verwarf die Competenz jenes Collegiums und leistete dem Dekrete keine Folge.

Nuncomar nebst Anderen wurden der Verschwörung angeklagt; aber dieser Versuch ihn zu verderben gelang nicht. Besser glückte dagegen eine Klage wegen Meineides, die man auf Aussage eines unbedeutenden Eingeborenen gegen ihn anstellte. Der Prozeß ward bei dem höchsten Gerichtshof und vor englischen Geschworenen verhandelt, Nuncomar ward schuldig befunden und gehängt. Da das Verbrechen des Meineids durch kein Gesetz mit dem Tode bedroht war, so liegt die Vermuthung nahe, daß damals eine schändliche Verdrehung der Gesetze vorgenommen worden, um eine gewissen hohen Beamten mißfällige Person los zu werden.

Durch den Tod eines der Rathsmitglieder erhielt Hastings das Uebergewicht in diesem Collegium; aber er hatte bereits einen Herrn Maclean bevollmächtigt dem Directorium seine Entlassung einzureichen, und dieses hatte sie nicht nur angenommen, sondern auch bereits Herrn Wheeler zu seinem Nachfolger ernannt. General Clavering war als ältestes Rathsmitglied ermächtigt, bis zur Ankunft Wheeler's dessen Stelle zu vertreten. Nach jenem Todesfalle nun weigerte sich Hastings seine Entlassung zu nehmen, er desavouirte

Maclean's Verfahren, bestand darauf als General-Gouverneur auch ferner anerkannt zu werden und drohte im Weigerungsfalle, seine Forderung mit den Waffen durchzusetzen. Zu diesem Aeußersten kam es jedoch nicht, die Sache ward vielmehr den Gerichtshöfen überwiesen, welche für Hastings entschieden. Nach seiner Rehabilitation annullirte er sogleich alle vorangegangenen Rathsverfügungen, welches eigenmächtige Verfahren das Directorium in London zwar gewaltig mißbilligte, was aber Hastings durchaus nicht beachtete.

Da der höchste Rath durch seine Einmischung die Behörden von Punah und die Regierung von Bengalen (? Bombay) compromittirt hatte, so schlug man vor Radschonat aufzugeben, um dadurch die Mahratten wieder auszusöhnen. Hastings jedoch, der vor Kurzem die bombayische Politik getadelt hatte, vertheidigte sie jetzt mit Wärme, und gab dem Oberst Leslie den Befehl, mit sechs Bataillonen Sipahis, einer Compagnie Artillerie und einem Cavalleriecorps in Gemeinschaft mit dem dem Obersten Egerton anvertrauten Heere zu operiren, um die Wiedereinsetzung Radschonat's als Peischwa durchzusetzen.

Die Resultate dieser Expeditionen waren gewissermaaßen schimpflich. Egerton wurde von den Mahratten geschlagen, zog sich zurück und mußte einen äußerst demüthigenden Vertrag eingehen, um seine Truppen in Sicherheit zu bringen. Leslie's Zögerung und seine mit verschiedenen Häuptlingen gepflogenen Unterhandlungen brachten ihn in den Verdacht unehrlicher Beweg-

gründe, und da der Rath fand, daß er seinen Befehlen nicht gehorchte, nahm er ihm das Commando ab und setzte den Oberst Goddard in seine Stelle. Dieser rückte, in der Hoffnung sich mit der bengalischen Armee vereinigen zu können, nach dem Innern des Mahratten-Landes vor; hier erfuhr er den schändlichen Tractat Egerton's, und ihn anzuerkennen sich weigernd, führte er seine Armee nach Surate, wo Radschonat, der aus Punah entkommen war, sich ihm anschloß.

Goddard, der nunmehrige Heerführer, eröffnete den Feldzug im Monat Januar 1780, und nahm bald darauf Besitz von Dubhoy und Ahmedabad. Die Mahratten suchten ihn durch zum Schein angeknüpfte Friedensunterhandlungen und in die Länge gezogene Besprechungen zu überlisten, aber ihre Anstrengungen waren vergeblich; denn am Morgen des 3. April überrumpelte er sowohl Sceindia als Holkar in ihrem Lager; er tödtete ihnen viele Leute, ohne selbst den Verlust eines einzigen Mannes beklagen zu dürfen.

Sir Eyre Coote, der nach Clävering's Tode zum Mitgliede des höchsten Raths ernannt wurde, kam zu der Zeit in Bengalen an, als gerade ein Vertrag mit Rana, einem hinduischen Fürsten, dessen Gebiet an dem Dschumna-Flusse, zwischen Audh und den Besitzungen Sceindia's lag, abgeschlossen war. Jenes Fürstenthum ward bald nachher von den Mahratten, gegen die der Fürst zu schwach war, überfallen. Aber eine kleine, ihm vom Hauptmann Popham zugeführte Truppenabtheilung vertrieb die Mahratten von Gohud und warf sie in ihr Vaterland zurück. Diesem Siege

folgte die Eroberung der bis dahin von den Eingeborenen für uneinnehmbar gehaltenen Festung Gwalior. Die Garnison bestand aus tausend auserlesenen Soldaten; trotzdem erstürmte es Popham auf Leitern und verbreitete durch diese That einen solchen Schrecken in den Reihen der Mahratten, daß sie aus der ganzen Umgebung wegliefen.

Dieser Krieg verursachte neue Zänkereien zwischen Hastings und Francis,*) die sich gegenseitig der Falschheit und der Betrügerei anklagten. Aus ihren Streitigkeiten entstand ein Zweikampf, und da es sich mit Gewißheit herausstellte, daß sie nicht zusammen dienen konnten, so kehrte Francis nach England zurück.

Die Lage der Compagnie im Carnatic gestaltete sich einigermaaßen kritisch. Die Geistesschwäche des Nabob's nöthigte die Regierung von Madras, britische Soldaten zur Beschützung des Landes dort zu halten, sie bestand dagegen darauf, daß der Nabob die Unterhaltungskosten dieser Besatzung tragen solle. Aber dessen Einkünfte waren dazu nicht ausreichend, er sah sich gezwungen, Gelder zu unmäßigen Zinsen anzuleihen, und im Verhältnisse mit der Erpressung der Darleiher vermehrten sich seine Verlegenheiten. In dieser Epoche, Monat Juli 1770, kam Admiral Sir John Lindsay mit Autorität der Regierung in Eng-

*) Francis war der anonyme Autor der nachmals in der politischen Welt so berühmten oder berüchtigten Junius-Briefe, als deren Verfasser er erst viele Jahre nach seinem Tode entdeckt werden konnte.

Anmerk. des Uebersetzers.

land bekleidet an, der, im directen Widerſpruch mit dem Directorium und mit den Executivbehörden in Madras, den Nabob als unabhängigen Souverain anerkannte und ſich ſeiner Sache öffentlich annahm.

In Folge einer der Bedingungen des i. J. 1760 zwiſchen Hyder und den Engländern abgeſchloſſenen Vertrags, ſich gegenſeitig Hülfe zu leiſten, trug erſterer jetzt um Unterſtützung zu einer gegen den Peiſchwa einzuleitenden Inſurrection an, ſie wurde ihm aber abgeſchlagen. Wiederum verlangte er i. J. 1770, als die Mahratten in Myſore einfielen, wirkſame Unterſtützung und bat zur Beſtreitung der Koſten um drei Lak Rupien. Umſtände beſtimmten die Engländer, dem Verlangen nicht zu entſprechen, bis ſie dazu gezwungen würden; ſie wichen daher ſeinem Anſinnen aus, während der Nabob, von den Mahratten aufgehetzt, ſehnlichſt wünſchte, ein Bündniß mit letzteren zu ſchließen. Die Anſichten des Nabobs unterſtützte Lindſay, der Rath hingegen bekämpfte ſie; dieſe Meinungsverſchiedenheit führte zur Abberufung Lindſay's und zur Beförderung Sir Robert Harland's in ſeine Stelle; dieſer unterſtützte ebenfalls die Alliance zwiſchen dem Nabob und den Mahratten, der Plan ſtieß indeß in Madras auf entſchiedene Oppoſition. Eventuell wurde ein Friede zwiſchen den Mahratten und Hyder zum Nachtheile des Letzteren abgeſchloſſen, der in Folge hiervon ſeinen Zorn gegen die Engländer, weil ſie ihn im Stich gelaſſen, ausließ.

So wenig ſich auch die Behörden geneigt zeigten die Verbindung des Nabobs mit den Mahratten zu

begünstigen, so sträubten sie sich doch nicht ihn gegen den Radschah van Tandschore, der die Polygaren oder Häuptlinge der Maravar-Districte angegriffen hatte, zu unterstützen. Der Nabob befahl ihm, sich aller Gewaltthätigkeiten gegen seine Unterthanen zu enthalten, und als der Radschah halsstarrig blieb, wurde eine Armee, die unter General Smith bei Tritschonopoly stand, beordert, sich mit den unter dem Befehle des Omrah-al-Omrah, dem Sohne des Nabobs befindlichen carnatikschen Truppen zu vereinigen und auf die Hauptstadt vorzurücken. Diese belagerten sie und machten, nachdem sie Bresche geschossen, alle nöthigen Vorbereitungen zum Angriffe; aber im letzten Augenblicke theilte Omrah-al-Omrah, zum Verdrusse der britischen Behörden, dem General Smith mit, daß er einen Tractat mit dem Radschach abgeschlossen habe, worauf die Feindseligkeiten eingestellt werden mußten. Die Engländer wußten wohl, daß dieses Einverständniß nicht lange dauern würde, sie ließen daher ihre Truppen im Dienste des Nabobs und behielten die Grenzstadt Tandschore besetzt.

Augenblicklich verlangte der Nabob englische Unterstützung, um die Polygaren zu unterwerfen, derentwegen er dem Radschah von Tandschore Krieg erklärt hatte; und ohne Verzug stand ihm die Regierung in seiner Expedition, welche mit einer Niederlage der Maravaren endigte, bei Als diese unbedeutende Fehde ausgekämpft war, entschloß sich der Nabob, unter dem Vorwande, daß der letzte Vertrag nicht aufrecht erhalten worden sei, Tandschore wieder anzugreifen, welches er am

20. August 1773 that und es am 16. December desselben Jahres einnahm, bei welcher Gelegenheit er den Radschah und seine Familie zu Gefangenen machte.

Das Directorium mißbilligte diesen Schritt sehr und schickte Lord Pigot mit dem Befehle ab, den Radschah wieder einzusetzen, welches er, allem Widerspruche zum Trotz, bewirkte; endlich aber ließ die Mehrheit des Raths den Radschah verhaften und ins Gefängniß stecken, in welchem er nach achtmonatlicher Einkerkerung starb.

Nach Pigot's Tode wurde die Regierung der Präsidentschaft Madras durch Sir Thomas Rumbold, Herrn Whitchill und Sir Hector Munro verwaltet. Rumbolds erste Maaßregel war, neue Einrichtungen im Betreff der Eintreibung der Einkünfte in den nördlichen Circaren zu treffen, um, wie man damals behauptete, sich und seine Anhänger durch Bestechungen zu bereichern. Diese Vermuthung scheint sich bestätigt zu haben; denn beträchtliche Summen wurden nach Madras gebracht, die niemals in die Schatzkammer kamen.

Im Jahre 1776 kam man mit dem Nizam überein, daß sein Bruder Salabat Dsching den Circar Guntur auf Lebenszeit oder so lange behalten sollte, als der Subahdar mit der Compagnie auf freundschaftlichem Fuße bleiben würde. Aber als man fand, daß Salabat Dsching ein französisches Truppencorps angeworben hatte, wurde eine Unterhandlung angeknüpft, zufolge welcher er der Compagnie Guntur gegen ein Jahrgehalt abtreten und sich überdies verpflichten sollte die Franzosen zu entlassen und englische Soldaten unter General

Harper zur Beschützung seines Landes anzunehmen. Die Franzosen traten aus dem Dienste Salabat Dschings in die seines Bruders des Nizams über, weil dieser auf die Verbindung seines Bruders mit den Briten neidisch und durch die Weigerung des Raths zu Madras, ihm den stipulirten Tribut für den Besitz der nördlichen Circaren zu zahlen, aufgebracht war. Der höchste Rath in Calcutta beschwerte sich über die falsche madraser Politik, worauf Rumbold nicht nur ziemlich scharf antwortete, sondern auch dem Nabob von Arkot den Nießbrauch Guntürs auf zehn Jahre gewährte. Das Directorium entließ hierauf Rumbold und einen seiner Rathgeber aus dem Dienste der Compagnie und verabschiedete zwei andere von ihren Sitzen im Rathe; überdies gab es dem Sir Hector Munro, dem Befehlshaber der Truppen, wegen seiner Betheiligung an dem Verfahren Rumbold's einen derben Verweis.

Rumbold hatte sich nicht nur Unterlassungs-, sondern auch Begehungsfehler zu Schulden kommen lassen, von welchen einige in der Folge sehr bittere Früchte trugen. Hyder, der wirklich große Ursache hatte sich über die madraser Regierung zu beklagen, schloß eine Alliance mit den Franzosen, in Folge welcher der Statthalter von Pondischerry ihn mit Waffen, Munition und Vorräthen aller Art aus der französischen Colonie Mahé an der malabarischen Küste versorgte. Rumbold ward hiervon benachrichtigt, nahm aber keine Notiz von diesem Wink, weil ihm Hyder viel zu verächtlich schien, und ließ das Militair-Etablissement in Madras in elende Untauglichkeit verfallen.

Da in Bengalen im Juli 1778 Berichte einliefen, zwischen England und Frankreich sei Krieg ausgebrochen, so beschloß man dort, die französischen Niederlassungen in Indien zu erobern. Tschandernagore, Carical und Masulipatam ergaben sich sogleich und Pondischerry capitulirte nach tapferm Widerstande mit der Bedingung, daß die Garnison mit allen Kriegsehren abziehen dürfe. Die Vertheidigungs- und Befestigungswerke wurden geschleift. Das kleine Fort und die Niederlassung Mahé war der einzige den Franzosen in Indien gebliebene Ort; dieses Platzes wegen hatte Hyder früher gedroht, im Carnatic Rache zu fordern, wenn man jenen Ort überfallen sollte; aber trotz dieser Drohung und trotz der Niederlage, welche die britischen Truppen vormals im Mahrattenlande erlitten, blieb die Regierung in Madras standhaft: Mahé wurde am 19. März 1779 durch Oberst Braithwaite eingenommen, welcher das Fort zerstörte. Im folgenden November erhielt der Oberst den Befehl, sich mit General Goddard bei Surate zu vereinigen; der Häuptling von Tellitscherry suchte seine Unterstützung nach, um die Feindseligkeiten Hyders abzuwenden, der wegen der gastfreundlichen Aufnahme des Näir-Häuptlings, welcher den Herrscher erzürnt hatte, sich beleidigt fühlte. Braithwaite setzte seine Streitkräfte gegen Tellitscherry in Bewegung.

Die politische Atmosphäre hatte sich nach und nach immer mehr verdüstert und endlich im November 1779 machte der Nabob des Carnatics der Executiv-Behörde zu Madras die Mittheilung, daß Hyder, der Nizam und die Mahratten sich vereinigt hätten, um die Eng-

länder zu vertreiben. Die einzige Maaßregel, die man zufolge dieſer Warnung ergriff, war, daß man im folgenden Monat Juni dem Oberſt Baillie, der damals die Truppen commandirte, die zum Schutz Salabat Dſchings dienten, den Befehl ertheilte über den Fluß Kiſtna zu gehen, ſofern Unruhen im Carnatic ausbrechen ſollten. Am 21. Juli kam Hyder mit einer Armee von 100,000 Mann und mehr als 100 Stücken ſtark bemannten Feldgeſchützen über die Grenze; ſein Rathgeber war Herr Lally, der Oberbefehlshaber der franzöſiſchen Truppen, ein in ſeinem Fache ſehr geſchickter Edelmann vom beſten Ruf. Die engliſchen Streitkräfte beſtanden aus 6000 Mann Fußvolk und 100 Reitern, zu welchen die unregelmäßige Reiterei und einige Kanonen des Nabobs ſtießen; das Volk rührte ſich nicht, es war mit der elenden, zwiſchen der Compagnie und dem Nabob getheilten Regierung unzufrieden.

Um die bereits herrſchende Verwirrung noch zu vermehren, wollte Munro den Oberbefehl nicht führen, er wünſchte vielmehr, daß Lord Macleod, der eben erſt, um ihn abzulöſen, aus England gekommen war, ſein Amt ſogleich übernehmen möchte; aber Macleod lehnte dies Anſinnen ab, er wollte ſeine Reputation nicht durch die Ausführung von Munro's Plänen, deren Richtigkeit er bezweifelte, auf's Spiel ſetzen. Endlich marſchirte Munro, nachdem er Baillie beordert hatte, ſich mit ihm bei Condſchuveram zu vereinigen, von St. Thomas nach Mount, und da er darauf beſtand ſich mit ſchwerer Artillerie zu beläſtigen, obſchon er

keine Festungswerke anzugreifen hatte, so war es schwierig, Lastthiere zur Fortschaffung der Lebensmittel zu finden.

Hyder belagerte Arkot und Munro sehnte sich nach einer Vereinigung mit Baillie, um diesen Platz zu entsetzen; aber am 31. August erfuhr er, daß Baillie durch das Anschwellen eines Flusses, wenige Meilen nördlich von Trapposore, aufgehalten werde, ebenso daß Hyder Arkot verlassen habe und sich in der Richtung nach Condschuveram bewege. Bei Pirambaucam, funfzehn Meilen von der Hauptarmee, ward Baillie von Tippo Sahib, dem Sohne Hyders, mit großer Uebermacht angegriffen, warf ihn aber zurück; Baillie war indeß so geschwächt, daß er, anstatt vorzurücken, Munro inständigst ersuchte, mit dem Gros der Armee vorzudringen, um ihn zu befreien. Munro sandte ihm jedoch nur eine Abtheilung unter Oberst Fletcher zur Verstärkung und Baillie, in der Meinung, daß größere Streitkräfte bald nachkommen würden, verließ seine Stellung am 9. September und setzte, immer Tippo's Heer zur Seite, seinen Marsch während der Nacht fort. Am Morgen erfuhr er, daß Hyder mit seiner ganzen Armee gegen ihn vorrücke. Was Tapferkeit und Disciplin vermochten, leistete Baillie's kleines Häuflein — mit der geringsten Unterstützung von Munro würde Hyder den Kürzeren gezogen haben. Da Baillie aber im Stich gelassen wurde, und überdies das Unglück hatte durch eine Explosion zwei Geschütze zu verlieren, so blieb ihm nichts übrig, als mit seinen 400 Mann endlich die weiße Flagge aufzuziehen. Obschon ihnen

in der Capitulation gegen sofortige Unterwerfung Pardon versprochen war, so stürzten doch, als sie kaum ihre Waffen niedergelegt hatten, Hyders Truppen auf sie los und würden sie sämmtlich ermordet haben, wären nicht Lally und die anderen französischen Officiere kühn und edelmüthig eingeschritten, wodurch sie 200 Männern das Leben retteten. Dieses Mißgeschick zwang Munro nach Madras zurückzukehren, welches er am 13. September erreichte.

Der Rath fing jetzt an die früher gezeigte Gleichgültigkeit gegen die Bestechlichkeit der Beamten zu bereuen, während der gänzliche Mangel an Vorräthen und militärischen Bedürfnissen durchaus nicht geeignet war, die Unruhe der Behörden zu vermindern. Der General-Gouverneur, die Nothwendigkeit der augenblicklichen Hülfe einsehend, schlug vor, funfzehn Lak Rupien und eine starke Abtheilung europäischer Infanterie und Artillerie nach Madras abzuschicken, Sir Eyre Coote den Befehl der Armee zu übergeben und ihm allein die Ausgabe der zu übermachenden Gelder zu übertragen, auch den Gouverneur des Forts St. George zu suspendiren. Nur mit Widerwillen gehorchte der Rath zu Madras diesen Befehlen. Am 7. November nahm Sir Eyre Coote seinen Sitz im Rath ein und legte das Decret, wodurch der Gouverneur abgesetzt ward, vor, welches die Majorität unterstützte. Da Arkot weggenommen war, so schritt Coote vor, um die beiden strengbelagerten aber tapfer vertheidigten Plätze Vellore und Wandewasch zu befreien. Wandewasch verließen die Belagerer bei Annäherung der Engländer, die jedoch

ihren Vortheil nicht verfolgen konnten. Die Ankunft einer französischen Flotte zwang sie auf Pondischerry zu marschiren, wo die französischen Einwohner, in der Hoffnung, ihre frühere Stellung in Indien wieder zu erringen, Truppen angeworben und Vorräthe aufgespeichert hatten. Coote entwaffnete sie, führte die Vorräthe weg, zerstörte die Böte und marschirte weiter nach Cuddalore, dann, von Hyder bedroht, versuchte er ihn ins Handgemenge zu ziehen, da dieser sich aber nicht hierauf einließ, führte er seine Armee weiter nach Tritschinopoly und griff auf seinem Wege dorthin die befestigte Pagoda von Tschillingbram mit schlechtem Erfolge an. Dieser fehlgeschlagene Angriff ermuthigte Hyder eine Schlacht zu wagen, welche nach sechsstündigem verzweifelten Gefechte mit der vollständigen Niederlage der mysorischen Armee endigte.

Nachdem sich Coote mit einem aus Bengalen angekommenen Corps Sipahis vereinigt hatte, zog er gegen den Feind, der eine starke Stellung eingenommen hatte; dennoch wurde Hyders Heer fast gänzlich aufgerieben, worauf er gegen Vellore marschirte; Coote folgte und schlug ihn noch ein Mal, indem er ihn in seinem Lager überrumpelte. Hyder, um seine Kanonen zu retten, opferte fast seine ganze Reiterei. Nach diesem Gefechte kehrte Coote nach Madras zurück; er hatte in diesen harten Kämpfen mit Hyder fast ein Drittel seiner Armee verloren.

Da England und Holland jetzt im Kriege begriffen waren, so beschloß Lord Macartney, der eben angekommene neue Statthalter von Madras, die holländischen

Colonieen in Indien anzugreifen. Pulikat und Sadras ergaben sich bei der ersten Aufforderung; als sich Macartney aber anschickte auch Negapatam anzugreifen, trat ihm Coote's Eifersucht in den Weg, der weder selbst marschiren, noch irgend einen Theil der unter ihm stehenden Truppen abgeben wollte. Macartney zog demnach die übrigen Streitkräfte in der Präsidentschaft zusammen und übergab Munro den Befehl, der große Energie und Geschicklichkeit entwickelte und den Gouverneur in weniger als drei Wochen zur Uebergabe zwang. Von hier aus wurde eine Abtheilung nach Trincomalie auf Ceylon gesandt, welche diesen Platz in Besitz nahm.

Die Eroberung Negapatams war nicht geeignet Coote's Neid zu besänftigen, und Lord Macartney mußte sich große Gewalt anthun, um in den Unterhandlungen mit dem Nabob den Schein des Schicklichen aufrecht zu erhalten. Aber die Nachricht vom Verluste Tschittores und die dadurch entstehende Blosstellung Bellores bewirkten mehr, als Ermahnungen und Bitten vermocht hätten. Coote, obschon so krank, daß er in einem Palanquin getragen werden mußte, zog zu Felde; er schwur nur als Sieger zurückkommen zu wollen; aber ein Schlaganfall zwang ihn das Lager zu verlassen.

Das madraser Detaschement besetzte Tellitscherry, nach der Einnahme Mahé's, welches von den Näiren eng eingeschlossen, aber durch Major Abingdon, der mit Truppen von Bombay ankam, entsetzt wurde. Die Festung ward bald nachher von einem in mysorischen Diensten stehenden General belagert und Major Abingdon wandte sich nach Bombay um Hülfe, erhielt jedoch

von dort den Befehl den Platz zu räumen; auf sein zweites Gesuch ward ihm aber eine bedeutende Verstärkung zugeschickt. Abingdon ergriff nunmehr die Offensive. In der Nacht vom 7. Januar 1782 machte er einen kräftigen Ausfall, griff das feindliche Lager an und brachte die Feinde in solche Unordnung, daß sie nach allen Richtungen flohen, indem sie ihren verwundeten Anführer als Gefangenen der Briten zurückließen. Nachdem diese die feindlichen Werke zerstört, die Festung Tellitscherry aber verstärkt hatten, marschirten sie gen Calicut, eroberten es und legten eine englische Garnison hinein.

Während der vorhergehenden Begebenheiten ward in England der Plan gemacht, dort eine geheime Expedition auszurüsten, die um das Vorgebirge der guten Hoffnung segeln und die Schiffe in den indischen Seen wegnehmen sollte. Die Absicht und die Bestimmung dieser Flotte entdeckte der französische Admiral de Suffren, er folgte ihr mit seinem Geschwader bis zu den Inseln des grünen Vorgebirges und griff sie dort in der Bay von Praya an, wurde aber zurückgeschlagen. Ungeachtet des Siegs bedurfte die englische Flotte großer Ausbesserungen, daher Suffren früher als sie das Vorgebirge der guten Hoffnung erreichte, dort die Besatzung verstärkte und die Festungswerke ausbesserte, so daß der beabsichtigte Angriff unterbleiben mußte.

Der Commodore Johnson, der das englische Geschwader befehligte, nahm in der Bay von Saldanha eine große Anzahl holländischer Ostindienfahrer weg und segelte mit seinen Prisen nach England zurück, ließ

aber einen Theil seiner Flotte mit Truppen am Bord weiter nach Indien ziehen. In dieser Periode suchten General Meadows und Oberst Fullarton mit dem größten Theile der Armee den Admiral Hughes auf, der an der Küste von Coromandel kreuzte, während die übrigen Truppen, die unter dem Befehle des Obersten Mackenzie standen, nach Bombay segelten. Letzterer erfuhr bei seiner Ankunft, daß Madras in Gefahr sei; er vereinigte sich mit Abingdon in Calicut, und war so glücklich, durch seinen Einmarsch auf Hyders Gebiet eine Diversion hervorzubringen.

Nachdem de Suffren seine Flotte bei Isle de France verstärkt hatte, wandte er sich nach der Küst von Coromandel, von wo er nach einem unentschieden gebliebenen Treffen mit Admiral Hughes sich zurückzog und eine Armee von 3000 Mann unter Büssy in Porto Novo landete.

Tippo, der eben Oberst Braithwaite's Streitkraft bei Tandschore vernichtet hatte, beeilte sich seine Vereinigung mit diesen Hülfstruppen zu bewirken. Braithwaite, dessen kleines Häuflein aus 100 Europäern, 1500 Sipahis und 300 Reitern bestand, hatte sich an den Ufern des Colorun-Flusses gelagert und glaubte sich ganz sicher, als Tippo mit 10,000 Reitern und ebensoviel Fußknechten, 400 Europäern und 20 Stück Kanonen ihn umzingelte. Sechsundzwanzig Stunden lang schlug sich Braithwaite und drängte Tippo zurück; aber als Lally mit den Europäern vorrückte, entfiel seinen Sipahis der Muth, sie geriethen in Unordnung und der Sieg erklärte sich gegen den englischen

Befehlshaber, der mit seiner ganzen Mannschaft gefangen wurde.

Mit den französischen Hülfsvölkern erweiterten sich die Aussichten Tippo's: am 3. April ergab sich ihm Cuddalore, eine vortreffliche Militair- und Marine-Station für die Franzosen. Hätten die königlichen (englischen) Offiziere es nicht unter ihrer Würde gehalten, Befehle und Rath von den Beamten der Compagnie anzunehmen, so würde dieser Verlust verhütet worden sein; derselbe Stolz war schon bei mehreren Gelegenheiten die Ursache gewesen, daß der öffentliche Dienst empfindlichen Schaden erlitt.

Streitigkeiten mit den Civilbehörden und Mangel an gehörigen Vorräthen zwang Coote, bis zum 17. April unthätig zu bleiben. Sein erstes Geschäft war Parmacoil zu Hülfe zu eilen; aber als er Carandscholy erreichte, erfuhr er, daß es sich bereits ergeben. Er versuchte dann Arnes, das Hauptdepôt Hyder's zu überrumpeln, aber Tippo schickte den Schatz weg, während Hyder die Engländer mit einer entfernten Kanonade schreckte; Coote zog sich nun nach Madras zurück.

Während seiner Vorbereitungen, sich mit der französischen Flotte zu vereinigen und Negapatam wieder einzunehmen, hielt Hyder Coote mit vergeblichen Unterhandlungen hin. Nur ein sehr glücklicher Zufall war es, daß, als de Suffren sich nach jenem Platze begeben wollte, Sir Edward Hughes auf ihn stieß und sich mit ihm zu schlagen nöthigte; das Gefecht war sehr scharf und der Sieg erklärte sich gegen die Franzosen, als plötzlich der Wind sich änderte und Suffren

in den Stand setzte nach Cuddalore zu entfliehen, wo er schnell seine Schiffe ausbesserte und wieder in See stach.

Als die Nachricht dieses Zusammenstoßes nach Madras kam, drang Lord Macartney in Sir Edward Hughes, sogleich wieder abzusegeln, um Negapatam und Trincomalie, welche beide bedroht waren, Beistand zu leisten; aber Hughes Abneigung, Befehle von Beamten anzunehmen, machte ihn eigensinnig; erst drei Wochen nachdem Suffren von Cuddalore abgesegelt war, am 20. August, stach er in See. Das Resultat dieser Verzögerung kann errathen werden. Trincomalie hatte sich drei Tage vor seiner Ankunft ergeben. Eifrig diesen Verlust zu rächen, griff Hughes die französische Flotte sogleich mit geringerer Stärke an, erfocht einen Sieg, verstand aber nicht Nutzen daraus zu ziehen. Er machte zwar ein französisches Schiff unfähig und richtete zwei andere so zu, daß sie zehn Tage brauchten um den Hafen zu erreichen, wagte aber keinen Versuch sie wegzunehmen, und kehrte nach Madras zurück.

Da der Passatwind eintrat, so entschloß Hughes sich die Küste von Coromandel zu verlassen und in Bombay Schutz zu suchen, ungeachtet Negapatam angegriffen und Bickerton auf dem Wege war, sich ihm mit fünf Linienschiffen anzuschließen. Vier Tage nach Hughes Abreise traf Bickerton auf der Rhede von Madras ein, und als er die Bewegung des Admirals erfuhr, folgte er ihm nach Bombay. Zur selben Zeit übergab Sir Eyre Coote den Oberbefehl der Armee

dem General Stuart, einem Manne, der eben so eigensinnig, aber weit weniger geschickt war, wie er. Bald darauf ward er wieder von Krankheit befallen und erlag ihr in wenigen Tagen.

Da die Regierungen von Bengalen und Bombay den Mahratten den Krieg erklärt hatten, so belagerte Goddard Bassein und schickte den Oberst Hartley ab, um den Briten die Einkünfte des Concans zu sichern und die Belagerungsarmee zu decken. Hartley vertrieb die Mahratten aus dem Concan und nahm eine Stellung in der Nähe des Bhore-Ghauts, von hier zog er sich vor einem übermächtigen feindlichen Heere nach Dugar zurück. Am 10. und 11. October griffen ihn 20,000 Mahratten an; er errang über sie einen vollständigen Sieg; der Mahratten-General war unter den Erschlagenen.

Nachdem Bassein sich ergeben hatte, rückte Goddard nach Punah vor, von wo er bald zurückkehrte, da ihn die Mahratten verfolgten und das Land beim Hinabsteigen von den Ghauts verheerten. Auf der bengalischen Seite war Popham durch Oberst Carnac ersetzt, dessen Lage so kritisch war, daß er sich aus Verzweiflung entschloß Sceindia's Lager in der Nacht anzugreifen. Diese Kriegslist gelang vollkommen; der Feind floh nach allen Seiten und überließ den Siegern fast alle seine Kanonen, Elephanten und eine große Menge Munition. Oberst Muir, älter als Carnac, übernahm nun das Commando; bald nachher knüpfte Sceindia, dessen Hülfsquellen erschöpft wa-

ren, Unterhandlungen mit ihm an, in Folge welcher am 17. Mai 1782 ein Tractat zu Salbye abgeschlossen wurde.

Nachdem der Oberst Mackenzie in Calicut Verstärkungen erhalten hatte, eröffnete er den Feldzug im September und nahm verschiedene befestigte Plätze ein; Palagatscherry aber, dessen Wegnahme seinen Siegen die Krone aufgesetzt haben würde, konnte er nicht erobern, da er keine Artillerie hatte, welche er aus Mangel an Zugvieh hatte zurücklassen müssen. Hierauf zog sich Oberst Macleod, den Coote abgeschickt hatte um den Befehl zu übernehmen, nach einem wenige Meilen entfernten Lager zurück, wo er sein schweres Geschütz erwarten wollte. Durch die Nachlässigkeit des den Rückzug commandirenden Offiziers wurde das Gepäck, der Proviant und die Munition dem Nachtrabe zugewiesen. Dieses entging der Aufmerksamkeit des Feindes nicht, der, als das Hauptcorps ein schmales Defilée passirt hatte, einen plötzlichen Angriff machte und die Mundvorräthe so wie einen großen Theil der Munition abschnitt. Die Seeküste war nunmehr der einzige Punkt, auf welchen der Rückzug der Engländer sich stützen konnte. Tippo eilte ihnen nach und erreichte sie mit 20,000 Mann; aber sie wehrten sich im Zurückziehen, bis sie nach Panrani kamen, welches sie besetzten. Hier behaupteten sie sich nur mit großer Anstrengung und in steter Furcht vor einem zweiten Angriff. Da sahen sie plötzlich Tippo's Heer in vollem Rückzuge begriffen und wenige Stunden später waren sie gänzlich von ihren Feinden befreit. Hyder war

gestorben; diese Nachricht wurde Tippo im Geheimen mitgetheilt und verursachte seinen plötzlichen Aufbruch.

Kapitel III.

Von der Thronbesteigung Tippo Saibs als Sultan von Mysore bis zu seinem Sturz und Tod bei der Belagerung von Seringapatam.

A. D. 1782—1799.

Der Feind bemühte sich vergebens den Tod des alten Monarchen geheim zu halten, Lord Macartney erfuhr bald den wahren Grund, welcher Tippo veranlaßt hatte sich aus dem Felde zurückzuziehen, und wohl wissend, wie große Verwirrung bei Vorfällen dieser Art in allen Staaten der Eingeborenen entsteht, wünschte er davon Nutzen zu ziehen. Er trieb daher den General Stuart an, die mysorische Armee zu überfallen, welche, wie er richtig urtheilte, während der Abwesenheit ihres Führers leicht zu überwinden sein würde. Stuart aber glaubte entweder die Nachricht vom Tode Hyder's nicht, oder er wollte seine Truppen einer in jenem Lande zu Kriegsoperationen ungünstigen Jahreszeit nicht aussetzen, genug er zögerte bis zum Februar 1783, ehe er sich in Bewegung setzte, und da er auf diese Weise die Gelegenheit zum Angriff verloren hatte, so zog er sich von Wandwasch und Carandscholy zurück, sprengte beide Festungen in die Luft und marschirte dann nach Vallore, wo er erfuhr, daß Tippo sich vom

Carnatic zurückzog und die Räumung von Arkot anbefohlen hatte.

Um sich auf seinem Throne zu befestigen und zugleich um einen furchtbaren Einfall der Sikhs auf sein Gebiet zurückzuschlagen, mußte Tippo nach dem westlichen Indien marschiren. Die englische Armee theilte sich nach seinem plötzlichen Abmarsch; indem sich die Sipahis zu Lande nach Tellitscherry zogen, während die Europäer zur See nach Mordschie gingen, wo sie sich mit einer bedeutenden Armee unter General Mathews vereinigten, die Ghauts überstiegen, Bidnore und Ananpore einnahmen und Mangalore zu capituliren zwangen.

Die in diesen Plätzen gefundenen Schätze weigerte sich Mathews zur Bezahlung der der Armee schuldigen Rückstände zu verwenden, aus welchem Grunde Oberst Macleod, Oberst Mackenzie und Major Shaw sich von ihm trennten, um bei den Behörden zu Bombay Klage gegen ihn zu führen. Diese setzten Mathews ab und ernannten Macleod zu seinem Nachfolger. Auf ihrer Rückreise, die sie zur See machten, begegneten sie der mahrattischen Flotte, und da sie den vor Kurzem mit diesen abgeschlossenen Tractat nicht kannten, so kam es zu einem Gefecht, in welchem Macleod verwundet und zum Gefangenen gemacht, Mackenzie tödtlich verwundet, Shaw aber getödet ward.

Da Mathews unüberlegt die Armee in kleine Abtheilungen zersplitterte, erhielt Tippo Gelegenheit seine Streitkräfte zu concentriren; indem er Bidnore plötzlich angriff, zwang er es nach tapferer Vertheidigung zu

capituliren. Mathews, der die Garniſon commandirte, vertheilte, ehe er ſich ergab, die in ſeinem Beſitze befindlichen Gelder unter ſeine Soldaten. Tippo betrachtete dieſe Handlung wie einen Capitulationsbruch und nahm ſie zum Vorwande, Mathews in ein Gefängniß zu ſtecken, in welchem er ſpäter ermordet wurde; ſeine Waffengefährten hatten gleichfalls eine lange und ſtrenge Haft auszuhalten. Nach dieſen Ereigniſſen umringte Tippo Mangalore, einen Seehafen, auf welchen er großen Werth legte.

Da die Madras-Armee unthätig blieb, ließ Suffren Büſſy mit einer Verſtärkung in Cuddalore landen, währenddem Lord Macartney dem General Stuart vergebens Vorſtellungen gegen die falſche Politik machte, die Franzoſen einen Poſten von ſolcher Wichtigkeit beſetzen zu laſſen. Nach langem Zögern marſchirte Stuart endlich, jedoch mit ſo großem Widerwillen, daß er ſeine Mannſchaft täglich nur drei Meilen zurücklegen ließ. In der Zwiſchenzeit kam die verſtärkte Flotte nach Madras zurück, und ward zur Einnahme Cuddalores ausgeſchickt. Die langſame Bewegung Stuart's hatte den Franzoſen Zeit gegeben mehrere Punkte zu befeſtigen, die Stuart zwar mit getheiltem Erfolge angriff, aber jeden Verſuch aus ſeinen zeitweiligen Siegen Vortheil zu ziehen, unterließ.

Zur See wurden die Sachen noch ſchlechter betrieben. Zwiſchen den engliſchen und franzöſiſchen Flotten kam es vor Cuddalore zu einem Treffen. Suffren ward völlig geſchlagen, blieb aber an der Küſte, um ſeine Schiffe auszubeſſern, während der ſiegreiche Ad-

miral nach Madras segelte. Diese Gelegenheit nahm Suffren wahr, um von seiner Flotte Truppen zur Verstärkung Büssys zu landen, der darauf die Engländer, jedoch ohne Erfolg, angriff. Büssy bereitete sich zu einem zweiten Angriffe vor, als die Nachricht einlief, daß zwischen Frankreich und England der Friede wiederhergestellt sei. Sogleich wurden die Feindseligkeiten eingestellt und man lud Tippo ein, sich dem Tractate anzuschließen; zu gleicher Zeit berief Suffren die in den Diensten des Sultans stehenden französischen Soldaten zurück. Derselbe Staatsbote, der die Friedensdepeschen gebracht, stellte auch dem General Stuart den Befehl zu, vor dem Statthalter und Rath in Madras zu erscheinen, eine Vorladung, der er mit Widerwillen gehorchte. Seine Entlassung aus den Diensten der Compagnie war beschlossen. Er verweigerte dieser Sentenz den Gehorsam, und ward von Sir John Burgoyne unterstützt; aber Lord Macartney ließ Stuart verhaften und schickte ihn einige Tage darauf nach England.

Wenden wir uns von diesen Mißverständnissen ab zu Oberst Fullerton, der in den südlichen Provinzen ehrenhaft und mit besserm Erfolge commandirte. Auf der Höhe einer siegreichen Laufbahn angekommen hielt ihn Stuart auf und befahl ihm, sich in Cuddalore mit ihm zu vereinigen. Auf seinem Marsche dorthin erfuhr er, daß Waffenstillstand abgeschlossen sei, zugleich aber auch, daß Tippo eine Demonstration gegen Mangalore mache. Ohne erst Ordre abzuwarten, drängte er bis Seringapatam vor. Auf dem Wege dorthin nahm er Palagatscherry und Coimbatore ein, erhielt

aber am 28. November Befehl, alle offensiven Operationen einzustellen und die eroberten Plätze zu räumen.

Fullerton kannte Tippo's verrätherischen Charakter und schob deshalb die Ausführung der erhaltenen Befehle auf; er that Recht daran, denn schon am 26. Januar erhielt er Instructionen, den Krieg zu erneuern. Tippo wollte von keinem Frieden hören, ehe nicht Mangalore, welches er länger als ein Jahr bereits belagerte, sich ihm ergeben hätte. Zur Entsetzung des Platzes wurden Truppen unter Macleod abgeschickt, dieser aber, anstatt anzugreifen, unterhandelte mit Tippo wegen Versorgung der Garnison mit Mundvorräthen; das Resultat dieser Verzögerung war, daß Campbell zu capituliren genöthigt war; er marschirte mit allen Kriegsehren nach Tellitscherry.

Am 11. März 1784 wurde ein Friedenstractat unterzeichnet und vom höchsten Rathe in Calcutta in Vertretung des General-Gouverneurs Hastings ratificirt, welcher bestimmte, daß alle eroberten Plätze gegenseitig zurückgegeben werden sollten. Hastings wollte bei seiner Zurückkunft diesen Bedingungen Modificationen anhängen, Lord Macartney war aber zu ehrenhaft, um solches zu gestatten.

Durch die unbestimmte Fassung der Parlamentsacte, welche einen höchsten Gerichtshof schuf, der aus einem Chefpräsidenten und drei beisitzenden (puisne) Richtern bestehen sollte, entstand ein Conflict zwischen diesem Gerichtshofe, welcher thatsächlich die Rechte der Compagnie in den erworbenen Provinzen beeinträchtigte, und dem höchsten Rathe. Die Civil-Gerichtsbarkeit des

höchsten Gerichtshofes entschied alle Ansprüche der Compagnie an britische Unterthanen und britischer Unterthanen an Eingeborne, und es war vorausgesetzt, daß die streitenden Parteien sich mit dieser Entscheidung beruhigten. In Criminalsachen erstreckte sich dieselbe auf alle britische Unterthanen und Beamten der Compagnie; aber die Acte setzte nicht auseinander, was unter britischen Unterthanen zu verstehen sei, und die Richter rechneten dazu nicht nur alle Unterthanen der Compagnie, sondern sogar die der eingeborenen Fürsten, auf welche die Compagnie irgend einen Einfluß übte. Die Wirkung dieser Auslegung äußerte sich bald. Citationen wurden gegen Zemindare*) von Individuen gewöhnlicher Schuldforderungen wegen ausgefertigt und den Beklagten befohlen in Calcutta zu erscheinen; kamen sie nicht, so wurden sie verhaftet, und waren sie bei ihrer Ankunft außer Stande Caution zu leisten, so wurden sie nach einem Gefängnisse geschleppt, in welchem sie so lange bleiben mußten, als der Prozeß dauerte. In Indien war es Gebrauch, beim Eincassiren der Grundsteuern, im Falle bestrittener Zahlungen, summarisches Gerichtsverfahren anzuwenden, wozu die Provinzialraths-Collegien, Devanie-Adalut genannt, ermächtigt waren. In dieses Verfahren griff der höchste Gerichtshof bald ein. Wenn ein summarischer Prozeß erzwungen ward, so ermunterte man den Beklagten, beim höchsten Gerichtshofe auf eine Habeas-Corpus-Citation anzutragen, dann

*) Die Erklärung des Zemindare-Systems erfolgt im 2. Kapitel des 2. Abschnitts. (Anm. des Uebersetzers.)

nahmen die Richter Gutsagung für das Erscheinen der Parteien (vor den Assisen) an und entließen sie aus dem Gefängnisse.

Noch mehr: die Compagnie hatte dem Nabob von Bengalen das Recht der Verwaltung aller Civilsachen vorbehalten. Der höchste Gerichtshof beachtete indeß diesen Vorbehalt nicht und bestritt das Erzwingen desselben. Hierauf setzte Hastings einen neuen Gerichtshof, den Suddur-Devanie-Adalut ein und stellte Sir Elijah Impey an die Spitze desselben. Die Amtsdauer der Richter dieses Gerichtshofes, sowie deren Besoldung, standen im Belieben des General-Gouverneurs und Raths. Man vermuthete, Impey würde die Prätensionen des höchsten Gerichtshofes gegen den Devanie-Dalut nicht länger unterstützen, sondern eine Aussöhnung zwischen den beiden Gerichtshöfen bewirken; aber das Haus der Gemeinen tadelte diese Vorgänge und Impey ward abberufen, um sich wegen verschiedener crimineller Anklagen, die gegen ihn erhoben wurden, zu rechtfertigen.

Hastings machte im Finanz-Departement einige wichtige Veränderungen. Eine Einkünften-Behörde wurde bei der Präsidentschaft gebildet, um die Eintreibung zu überwachen und den Zemindars die Steuern zu verpachten. Er machte dann eine Rundreise in den oberen Provinzen; und da die Regierung in ihren Finanzen sehr bedrückt war, entschloß er sich Unterstützung von dem Radschah von Benares und dem Nabob von Audh zu verlangen.

Der Radschah von Benares, Tschyd Sing, zahlte für den ihm von der Compagnie gewährten Schutz be-

reits einen Tribut, er bewilligte auch die verlangte Vermehrung, bedang sich jedoch aus, daß solche nach einem Jahre aufhören müsse. Trotzdem wurde sie nach Ablauf desselben wieder verlangt, aber verweigert, worauf ein Heer zur Erzwingung der Aufschlagssumme von 2000 Pfund und der Besoldung der Executionstruppen abgeschickt ward. Dasselbe Verfahren wiederholte sich im folgenden Jahre, nur mit dem Unterschiede, daß die Strafe auf 10,000 Pfund erhöht war; obschon der Agent des Radschahs dem General-Gouverneur ein Geschenk von zwei Lak Rupien überreicht hatte. Um sich in seinem Verfahren consequent zu zeigen, schlug Hastings bei seiner Ankunft in Benares Tschyd Sing die erbetene Audienz ab und ließ ihn als böswilligen Schuldner verhaften; nun erbrach der Pöbel den Palast und erschlug den größten Theil der Sipahis und ihrer Offiziere, in deren Gewahrsam der Radschah sich befand. Letzterer entwischte in der Verwirrung nach dem entgegengesetzten Ufer des Flusses. Hastings, der sowohl an Mannschaft wie an Geld Mangel litt, entkam nach Tschunar. Nachdem er alle Unterwürfigkeits-Anerbieten Tschyd Sings verworfen, hob dieser einige Truppen aus, welche gleich nach von den britischen Soldaten erhaltenen derben Schlägen sich auflösten; der unglückliche Monarch floh nach Bundelkund und ließ seine Gattin und Schätze in der Festung Bedschygur, welche bald eingenommen und er selbst abgesetzt wurde, zurück. Ein Enkelsohn des früheren Radschah, Bulwant Sing, ward zum Herrscher von Benares erklärt, der Tribut auf vierzig Lak erhöht und die Ver-

waltung der Gesetze unter die Controle der Compagnie gestellt.

Hastings wendete nach Abwickelung der Angelegenheit in Benares seine Aufmerksamkeit dem Nabob von Audh zu, dessen Rückstand sich auf 1,400,000 Pfund Sterling belief, welchen Betrag er mit Gewalt einzutreiben beabsichtigte. Ehe er jedoch die Feindseligkeiten begann, ernannte er, ganz im Widerspruche mit den Wünschen des Directoriums, einen neuen Residenten Namens Middleton in Lucknau. Diesen Offizianten instruirte Hastings, auf seine Forderungen zu bestehen, obschon er wußte, daß die Einkünfte des Nabobs durch Ausgaben für den erzwungenen Unterhalt der britischen Truppen aufgezehrt waren. Middleton wurde jedoch angewiesen sich auf einer anderen Seite nach Deckung des Deficits umzusehen. Während dieser Periode residirten in Lucknau zwei eingeborene Prinzessinnen oder Begumen, die Mütter des vorigen und des gegenwärtigen Nabobs, denen Sudschah-ad-Daula den größten Theil seiner Schätze testamentarisch hinterlassen hatte. Diese Prinzessinnen waren nach der Andeutung des Nabobs weit reicher, als sie sein sollten, sie zu berauben wäre daher nicht unbillig, man könnte allenfalls den Vorwand brauchen, sie haben sich bestrebt zu Gunsten Tschyd Sings Aufruhr zu erregen. In Folge dieses Winks wurden ihnen durch Vermittelung des Nabobs ohne Verzug ihre Einkünfte einbehalten. Letzterer, nachdem er ihre Paläste überfallen, fesselte ihren Hofhausmeister und die übrige treue Dienerschaft und drohte sie so lange hungern und dursten zu lassen, bis sie die

Schätze der Prinzessinnen ausgeliefert hätten. Vermittelst dieser Gewaltthätigkeit ward eine halbe Million (Pfund Sterling) erpreßt, welche Summe jedoch nicht für groß genug befunden ward, um die unglücklichen Gefangenen zu erlösen; erst als es sich nach mehreren Monaten ziemlich sicher herausstellte, daß sie weitere Opfer zu bringen unvermögend wären, wurden die Begumen und später ihre Domestiken befreit. Hastings Antheil an diesem Verfahren belohnte der Nabob mit einem Geschenke von 100,000 Pfund, welche anzunehmen er die Erlaubniß der Compagnie einholte, indem er den Betrag als Belohnung für seine dem Nabob geleisteten Dienste darstellte.

Die auf diese Weise erhaltenen Summen Geldes — was auch von ihrer Quelle gedacht werden mag — waren ohne Zweifel die Mittel, den Carnatic zu retten und uns wahrscheinlich den Besitz unsers Reichs im Orient zu erhalten. Da nun die zur Kriegsführung nöthigen Baarschaften vorhanden waren, so befand die Compagnie sich im Stande im Carnatic mit erneuerter Kraft vorzudringen und schließlich alle unsere Feinde in jener Gegend niederzuwerfen — eine Vollendung, welche gewiß das Gemüth des großen Mannes während nachmaliger Unannehmlichkeiten und Verfolgungen beruhigte.

Nachdem er auf diese Weise die britische Macht in Indien befestigt und während der beiden den Kriegen im Carnatic folgenden Friedensjahre die Einkünfte und die Verwaltung des Landes im Allgemeinen auf einen solidern und wirksamern Stand gebracht hatte, reichte

der General-Gouverneur seine Entlassung ein und trat im Frühling des Jahrs 1785 seine Rückreise nach England an. Selten oder nie hat ein Mann die Ufer Indiens so allgemein bewundert und geliebt verlassen, wie Warren Hastings. Militair- und Civilpersonen bedauerten ebenso wie die Eingeborenen die Abreise des Mannes, der nach dreißigjährigem Aufenthalt und vierzehnjähriger Herrschaft, sich bei allen Schichten des Gemeinwesens in Indien so beliebt und geachtet zu machen verstand.

Da die ostindische Compagnie förmliche Mittheilungen empfangen hatte, daß ihr Freibrief in drei Jahren, vom 25. März 1780 an gerechnet, erlöschen würde, so erregte Alles, was den Grundsatz seiner Erneuerung betraf, im Publikum lebhaftes Interesse. Die politischen Ereignisse und die gegen Beamte der Compagnie erhobenen Beschuldigungen, Unterschleife und Bedrückungen begangen zu haben, machten weder im Publikum noch im Parlamente einen günstigen Eindruck; während der Minister Lord North es als ein Verfassungsgesetz betrachtete, daß alle erworbenen Landesgebiete der Krone gehören. Diese Behauptung widerlegte die Compagnie mit vieler Geschicklichkeit und Lord North, dessen Administration i. J. 1782 zu Ende ging, versprach die Concession unter der einen Zusatzbedingung zu verlängern, daß es dem Minister frei stehen solle, alle von den Beamten in Indien an das Directorium gerichtete Depeschen einsehen zu dürfen.

Der Marquis von Rockingham, ein bekannter Gegner des Directoriums der ostindischen Compagnie,

folgte auf North; aber sein bald darauf folgender Tod stellte Lord Shelburne, seitdem Marquis von Landsdowne, an die Spitze des Ministeriums. Fox, der sich sehr verletzt fühlte, weil er übergangen war, verließ das Cabinet und trat Lord North in der Opposition bei, welche die Administration Shelburnes schlug und zur Kränkung Georgs III. das berühmte Coalitionsministerium ins Leben rief. Fox stellte bald darauf im Parlamente einen Antrag zur besseren Regierung Indiens, indem er vorschlug, das Patronat des Directoriums und der Antheilhaber der Compagnie auf sieben durch die Gesetzgebung zu ernennende Commissarien zu übertragen, auch beantragte er, Maaßregeln zu nehmen, um in Indien eine achtunggebietende Regierung herzustellen. Verläumdung und Egoismus gaben seine Bestrebungen als Mittel persönlicher Erhebung aus, indem man die sieben Commissarien als bereitwillige Instrumente in seinen Händen, um Indien damit zu regieren, darstellte. Da das Haus der Gemeinen, dessen auserwählte Comiteen werthvolle Berichte über Indien abgestattet hatten, unparteiisch war, so nahm es die Bill mit großer Majorität an. Ihr Schicksal im Hause der Lords war nicht dasselbe; denn der König, durchaus verfassungswidrig handelnd, autorisirte Lord Temple die Mittheilung zu machen: daß er jedes Mitglied, das die Bill unterstützte, als seinen Feind betrachten würde; sie ward demnach durch eine Majorität von acht Stimmen verworfen, indem sich bei der Abstimmung siebenundachtzig gegen neunundsiebenzig ergaben.

Bald nachher führte Pitt als Premier-Minister

seine Indien-Bill ein, setzte sie durch und errichtete die Controlbehörde, die aus sechs vom Könige gewählten Geheimeräthen bestand, deren Vollmacht, wie ihr Titel andeutet, sie autorisirt, die allerwichtigsten Functionen der Compagnie zu hemmen und zu controliren.

Bei Hastings Abreise übernahm der Senior der Rathsmitglieder die Regierung, welche er mit großer Geschicklichkeit und sehr zur Zufriedenheit der Directoren leitete.

Die Ernennung des Nachfolgers Hastings erlitt einigen Aufschub, endlich ernannte das Directorium Lord Cornwallis zu dem erledigten Vorsitze. Dieser Edelmann langte in Calcutta an und übernahm die Zügel der Regierung im September 1786 und zu gleicher Zeit den Oberbefehl über die Truppen in Indien.

So heiter auch der politische Horizont bei dieser Conjunctur aussah, so fand es der neue General-Statthalter doch eben so schwierig den Frieden zu erhalten, wie sein Vorgänger es gefunden hatte. Das erste Symptom herannahender Unruhen war das Verfahren Tippo's, des Sultans von Mysore, der unter einem Vorwande in das Gebiet des Radschahs von Travancore, eines Alliirten der Engländer, einfiel und so glücklich war einen Theil seines Heers mitten in die Laufgräben der Festungswerke des Radschahs einzuschieben. Die unerschrockene Verwegenheit eines kleinen näirischen Truppencorps vereitelte jedoch die Absicht Tippo's, er mußte zu seinem großen Verdrusse erleben, daß seine zahlreichen Truppen vor einer Handvoll hinduischer Krieger wie Hasen flohen. So heiß war die Verfol-

gung des entſchloſſenen Häufleins der Näiren, daß der Sultan ſein Leben nur mit großer Anſtrengung retten konnte.

Tippo gab ſich Mühe Lord Cornwallis zu überreden, der von ſeinen Truppen gemachte Angriff ſei nicht von ihm angeordnet geweſen; da der Lord aber den Charakter des Sultans kannte, ſo unterhandelte er mit dem Nizam und den Mahratten zu Punah, um gegen den von Tippo zu befürchtenden Friedensbruch einen Anhalt zu haben. Dieſer erneuerte während dem ſeinen Angriff auf die Travancore-Linien, welche er am 7. Mai 1790 einnahm, ſchleifte und das Land verwüſtete. Dieſem Angriff folgte ſogleich das Vorrücken des Generals Meadows mit der in Madras ſtehenden Armee nach Coimbatore, und von dort in's Innere des Landes Myſore, während General Abercrombie mit der bombayiſchen Armee der malabariſchen Küſte entlang in das Gebiet Tippo's herabſtieg. Der Feldzug ſchloß zu Gunſten des Letzteren, indem Meadows vergeblich verſucht hatte, ihn zu einer entſcheidenden Schlacht zu verleiten, er auch einige mit Armeebedürfniſſen und Mundvorräthen wohlverſehene Magazine wegnahm.

Nachdem die nöthigen Einrichtungen getroffen waren, eröffnete Cornwallis den zweiten Feldzug perſönlich und erreichte den Muglie-Paß, ehe ſein Feind irgend einen Widerſtand leiſten konnte.

Am 5. März 1791 trafen die Engländer vor Bangalore ein. Am folgenden Morgen ſtieß Oberſt Floyd unerwartet auf eine ſtarke Abtheilung der Truppen

Tippo's, und übereilt befahl er, ſie ſogleich anzugreifen; wahrſcheinlich würde er den Sieg davon getragen haben, wenn er nicht durch eine ſchwere Wunde verhindert worden wäre, die Operationen ſelbſt zu leiten. Den Rückzug deckte Major Gowdie (ſprich Gaudi), der mit wenigen Kanonen die Verfolgung wirkſam zurückhielt. In der Nacht vom 21. März griff Cornwallis, obſchon der Sultan mit ſeiner Armee im Geſicht der Stadt ſtand, die Feſtung Bangalore an und eroberte ſie, wobei ein fürchterliches Blutbad angerichtet ward, mehr als tauſend der Belagerten fielen als Opfer der Erſtürmung. Der Beſitz Bangalores entſprach den davon gehegten Erwartungen keineswegs, man fand kaum einige Mundvorräthe, weder Militaireffecten noch Zugvieh; und des Nizams Contingent war ohne Werth. Aber der General-Gouverneur rückte unverzagt nach Seringapatam vor, nachdem er früher einen Ueberfall durch die Armee von Bombay in das an Malabar grenzende myſoriſche Territorium angeordnet hatte. Tippo wurde geſchlagen; indeß zwangen Mangel an Lebensmitteln und überhandnehmende Krankheiten Cornwallis zum Rückzuge, der nur mit Verluſt ſeiner Magazine und ſchweren Geſchütze bewerkſtelligt werden konnte. Einige Tage nach dieſem Unfalle vereinigten ſich die Mahratten mit Sr. Lordſchaft, wohl verſehen mit Zugvieh und Magazinen; aber die Jahreszeit war ſchon zu weit vorgerückt, um die Operationen nochmals zu beginnen; die Armee zog ſich auf Bangalore zurück.

Im dritten Feldzuge, der gehörig vorbereitet war

verſicherte man ſich unſerer Seits aller Päſſe zu den das myſoriſche Gebiet beherrſchenden Bergfeſtungen. Unter dieſen Eroberungen befand ſich das berühmte Sävendrug, welches ſeiner natürlichen Lage und künſtlichen Befeſtigung wegen für uneinnehmbar gehalten, aber am 21. December mit Sturm genommen wurde, und Octadrug, eine faſt eben ſo ſtarke Feſtung, die wenige Tage ſpäter fiel.

Ein Detaſchement, unter Befehl des Hauptmanns Little den Mahratten zu Hülfe geſchickt, errang große Vortheile über den Feind; unſere Alliirten aber, anſtatt ihm Unterſtützung zu leiſten, verurſachten ihm Aufenthalt und Beſchwerlichkeiten. Mit 700 Mann griff Little ein ſtark befeſtigtes Lager der myſoriſchen Armee, aus 10,000 Mann beſtehend, an, ſchlug ſie und eroberte ihre Kanonen und Magazine. Hierauf fiel die Feſtung Lemoga, wodurch ein bis dahin von den Kriegsdrangſalen verſchont gebliebener Theil des Gebiets Tippos offen lag. Die Mahratten, anſtatt vorzurücken, um General Abercrombie, der die Spitze der Ghauts auf der malabariſchen Seite erreicht hatte, zu verſtärken, machten, nur des Plünderns wegen, einen jämmerlichen Angriff auf Prednor; ſie wurden auf dieſe Weiſe die Urſache, daß Coimbatore der myſoriſchen Armee in die Hände fiel. Da die Capitulation, kaum abgeſchloſſen, ſchon wieder unverſchämt gebrochen ward, weigerte ſich Lord Cornwallis, Tippo's Geſuchen um Frieden Gehör zu geben.

Nachdem am 5. Februar 1792 Verſtärkungen aus Hyderabad angekommen waren, rückte der General-

Statthalter vor, um Seringapatam anzugreifen. Am 6. Abends nahm er die Parade ab und gab Befehl, daß die Truppen ſogleich wieder mit Gewehr und Munition in Reihe und Glied treten ſollten. Gegen acht Uhr war Alles zur Ueberrumpelung von Tippo's verſchanztem Lager bereit, und die Armee ſchritt in drei Heerſäulen vor. Tippo's von ihm ſelbſt befehligte Armee, aus 50,000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern beſtehend, wurde geſchlagen und die Angreifenden, nachdem ſie mehrere Batterien erſtürmt hatten, errangen ſich, ehe die Morgenröthe erſchien, eine Vertheidigungsſtellung. Bei Tagesanbruch wurden die Feindſeligkeiten noch erbitterter erneuert, indem die Feſtung ein mörderiſches Feuer auf die von den Engländern eroberten Redouten eröffnete und kühne Verſuche machte, die verlorenen Stellungen wieder einzunehmen. Aber Tippo's Soldaten wurden überall geſchlagen und die Schlacht endete am Abend des 7. Februars. Auf engliſcher Seite waren 535 Mann getödtet und verwundet; Tippo's Armee erlitt einen Verluſt von mehr als 4000 Mann. Neun Tage nach dieſer entſcheidenden Schlacht vereinigte ſich General Abercrombie mit Lord Cornwallis, wodurch deſſen Streitmacht um 2000 Europäer und 4000 eingeborene Truppen vermehrt wurde.

Am 24. ergab Tippo ſich ſeinem Schickſale, indem er mit großem Widerwillen einen Vertrag unterzeichnete, durch welchen er ſich verpflichtete, die Hälfte ſeiner Territorien an ſeinen Sieger abzutreten, drei Crore und zwei Lak Rupien als Kriegskoſten zu bezah-

len, auch zwei ſeiner Söhne als Geißel bis zur Erfüllung dieſer Bedingungen zu ſtellen.

Aber ungeachtet ſeine Söhne ſich im britiſchen Lager befanden, zeigte Tippo doch große Abneigung, ſeine Verbindlichkeiten zu erfüllen. Die Unabhängigkeit des Radſchahs von Kuhrg war ihm ſehr zuwider, und erſt als er fand, daß Anſtalten zu einem neuen Angriffe gemacht wurden, unterwarf er ſich am 19. März, indem ſeine Söhne den endgültigen Tractat überlieferten. Nach Abſchluß dieſes Tractats nahm Lord Cornwallis von allen franzöſiſchen Niederlaſſungen in Indien Beſitz, denn in Frankreich war die Revolution und in Folge deſſen Krieg zwiſchen England und jenem Lande ausgebrochen.

Der Freibrief der oſtindiſchen Compagnie ſtieß bei ſeiner Erneuerung i. J. 1793 auf wenig Widerſpruch, ja ſelbſt im Parlamente rief er nicht einmal eine lebhafte Beſprechung hervor. Als Nachfolger des Lord Cornwallis ward zu dieſer Zeit Sir John Shore, ein Civilbeamter der Compagnie, ernannt, deſſen finanzielle und juridiſche Maaßregeln, beſonders die immerwährende Niederlaſſung, denjenigen, welchen er dadurch eine Wohlthat zu erweiſen beabſichtigte, ſich als durchaus unvortheilhaft bewieſen; ſeine Anſtellung hatte er ſeinen großen Kenntniſſen der Finanzverwaltung Indiens zu danken.

Der Finanztractat zwiſchen den Engländern, Mahratten und dem Nizam hatte nichts vorgeſehen für den möglichen Fall, wenn die vertragenden Theile unter

sich uneinig würden; dieser Fall trat aber bald nachher ein. Die Mahratten wünschten die Beute des Nizams an sich zu reißen und besorgten überdies, daß die zunehmende Macht der Engländer ihnen über den Kopf wachse. Ihr Oberhaupt Sceindia drückte seine Unzufriedenheit offen aus, und hielt zugleich die Behauptung nicht geheim, daß Tippo als nothwendiges Gegengewicht der englischen Uebermacht verstärkt werden müsse. Sein bald darauf folgender Tod verhinderte das Zustandekommen einer solchen den Engländern gefährlichen Vereinigung, wie sie der Verstorbene beabsichtigt hatte. Hiernächst überfiel der Nizam unter der Voraussetzung, der Hof von Punah sei in einem Zustande der Verwirrung, die Mahratten-Länder eiligst, begegnete aber einem Truppencorps nicht weit von Kurdla, wo es zu einem Gefecht kam, aus welchem der Nizam und seine Offiziere flüchteten und die Truppen ihrem Schicksale überließen; sie erlitten eine vollständige Niederlage. Der Nizam behauptete sich zwei Tage lang in der Citadelle von Kurdla, darauf nahm er die Bedingungen seines Feindes an. Bei dieser Gelegenheit versagte die Compagnie den im Dienste des Nizams stehenden Briten die Erlaubniß, sich ihm anzuschließen, und er entließ sie bei seiner Zurückkunft, stellte dagegen einen französischen Offizier an, der seinen Truppen Disciplin beibringen sollte. Die Engländer, hierdurch in große Unruhe versetzt, waren nicht weniger durch die Thatsache allarmirt, daß einige französische Offiziere Versuche gemacht hatten aus Madras zu entwischen, so wie daß mehrere

Sipahis aus Madras weggelaufen und in franzöſiſche Dienſte getreten waren.

Sir John Shore, von dem Wunſche beſeelt, eine Ausſöhnung mit Tippo zu bewerkſtelligen, lieferte deſſen Söhne mit allen ihrem Stande gebührenden Ehrenbezeigungen aus, ſobald er die Bedingungen des Tractats erfüllt hatte. Aber der Sultan, eben ſo rachſüchtig wie ſtolz, lehnte das freundliche Entgegenkommen Shore's ab, und behandelte den ſeine Söhne begleitenden Offizier mit großer Kälte, ſchlug es ihm auch ab, nochmals mit ihm zuſammen zu kommen.

In Audh hatte die Verſchwendung und die Unfähigkeit des Nabobs beklagenswerthe Wirkungen hervorgebracht, zu welchen noch ein bei ſeinem Tode zu befürchtender Erbfolgeſtreit kam, da ſein Bruder den Thron beanſpruchte, indem er behauptete, die für des Nabobs Kinder ausgegebenen Individuen ſeien die Sprößlinge anderer Männer. Der General-Gouverneur begünſtigte die Anſprüche des jungen Veziers Ali, bis er Lucknau einen Beſuch abſtattete; dort eingegangene Erkundigungen veranlaßten ihn die Anſprüche Sadat Ali's, des Bruders des verſtorbenen Nabobs, der am 21. Januar 1798 zum Nabob ausgerufen wurde, anzuerkennen.

Die Angelegenheiten im Carnatic ſtanden nicht beſſer als die in Audh. Lord Hobard, der Gouverneur von Madras, bemühte ſich den Nabob zu überreden auf ſeine Autorität Verzicht zu leiſten; aber da der General-Gouverneur die Erlaubniß zu irgend einer Einſchüchterung verweigerte, ſo ſchlugen alle ſeine Be-

mühungen in dieſer Hinſicht fehl. Aber wenn ſeine Unterhandlungen mit dem Nabob erfolglos blieben, ſo war Lord Hobard mit den Holländern auf andere Art glücklicher; denn ſobald er vom Ausbruche des Kriegs zwiſchen England und Holland Nachricht erhielt, nahm er faſt ohne Kampf Beſitz von Ceylon, Malakka, Banda und Amboyna, alles holländiſche Colonien. Bald nachher ward er durch Lord Clive als Gouverneur von Madras abgelöſt, und Sir John Shore, unter dem Titel Lord Teignmouth zum Peer erhoben, ſegelte, da er die Statthalterſchaft niedergelegt hatte, nach England ab.

Die indiſchen Angelegenheiten wurden jetzt der Obhut des Lords Mornington anvertraut, der das Amt eines General-Statthalters am 17. Mai 1798 annahm. Bald nach ſeiner Ankunft empfing er eine Proclamation, worin verſichert ward, daß Tippo Sultan zwei Offiziere an den franzöſiſchen Gouverneur des Mauritius mit dem Vorſchlage eines Schutz- und Trutz-Bündniſſes geſchickt und ihn erſucht habe, ihm Soldaten zu ſchicken, um die Engländer aus Südindien zu vertreiben. Jenes Document verlangte auch, daß dortige Bürger ſich ſollten anwerben laſſen und machte bekannt, daß Tippo anſehnliches Handgeld zahle. Zu Anfange betrachtete man die Proclamation als untergeſchoben, ihre Echtheit ſtellte ſich aber bald heraus und es blieb nichts übrig als Tippo den Krieg zu erklären, welches denn auch geſchah.

General Harris, der Gouverneur von Madras, konnte den Befehlen Lord Mornington's, Dank dem

zerrütteten Zuſtande der Finanzen ſeiner Präſidentſchaft, ſo wie den von bedeutenden Regierungsbeamten gegen den Krieg erhobenen Bedenken, nicht raſch nachkommen. Daher herrſchte bis zur Ankunft Lord Clive's wenig Thätigkeit. In dieſer kritiſchen Periode begünſtigte das Glück die Engländer auf eine Weiſe, die ſie ſehr wenig Urſache zu vermuthen hatten. Die franzöſiſche Soldateska, welche der Nizam angenommen hatte, als er die engliſchen Truppen verabſchiedete, war aufgelöſt und in einen ſolchen Zuſtand der Unbotmäßigkeit und Unzufriedenheit verſunken, daß ihre Offiziere froh waren, die engliſchen Vorpoſten erreichen und deren Schutz anſuchen zu können; die Stelle dieſer aufrühreriſchen Truppen wurde mit den britiſchen Bataillonen, die früher im Dienſte des Nizams geſtanden, ausgefüllt.

Im November fertigte der General-Statthalter eine Ermahnung an den Sultan ab und verfügte ſich unverzüglich nach Madras, wo alle Vorkehrungen zu einem Feldzuge getroffen wurden. Die Generale Harris und Stuart übernahmen den Befehl über die Armee des Carnatic's und Bombay's und letzterer ward beordert, ſich Harris anzuſchließen, wenn dieſer auf Seringapatam marſchiren würde. Am 6. März überſchritt General Harris die myſoriſche Grenze und nahm einige Bergfeſtungen ein. Des Nizams Truppen ſtanden zu dieſer Zeit unter dem Befehl des Oberſten Arthur Wellesley, des ſpäteren Herzogs von Wellington, der eben ſeine militairiſche Laufbahn zu betreten begann. Tippo ließ verlauten, er wolle zuerſt die bom-

bayiſche Armee angreifen; aber währenddem ſchickte er 200 Meilen in entgegengeſetzter Richtung, um Oberſt Montreſſor in Sedaſſer, der mit drei Bataillonen Sipahis dort ſtand, abzuſchneiden. Ein Zufall vereitelte ſeine Abſicht; denn als am Abend des 5. März, nachdem er Montreſſor und ſeine engliſchen Offiziere bewirthet hatte, der Radſchah von Kruhg ſeine Gäſte auf die Höhen von Sedaſſer führte, damit ſie die Ausſicht auf das myſoriſche Land genießen möchten, erſpähten dieſe zu ihrem Erſtaunen in der Ebene unter ſich das Lager Tippo's. Montreſſor wandte alle erdenkliche Vorſicht an, welche Zeit und Ort zu ſeiner Vertheidigung erlaubten, und widerſtand Tippo's Angriff am folgenden Morgen mit großer Tapferkeit. Am Nachmittage kam General Stuart an und befreite ihn aus ſeiner gefährlichen Lage. Da ſich Tippo durch die Anſtrengung, ihre Vereinigung zu verhindern, erſchöpft hatte, ſo verloren ſeine Truppen den Muth, flohen in allen Richtungen und warfen ihre Flinten, Säbel, Turbane, kurz alle ſie an ſchneller Flucht hindernden Gegenſtände weg.

Tippo vernachläſſigte mehrere günſtige Gelegenheiten zum Angriffe der Armee des Carnatics, aber änderte ſeine Pläne nach längerem Zaudern und entſchloß ſich endlich Mallavely anzugreifen. Sein Angriffsplan war: 300 auserleſene Männer ſollten unter dem Befehle von Tippo's Rathgeber Purniäh, den rechten Flügel der Engländer chargiren und durchbrechen, worauf Tippo mit ſeiner ganzen Cavallerie auf den geſchwächten Punkt losſprengen, ſich durchhauen

und in der Hoffnung, daß er ſie auf dieſe Weiſe trennen würde, vernichten wollte. Aber Purniáh's Abtheilung wurde zur rechten Zeit von den Briten entdeckt und die ſchottiſche Brigade beordert, den Angriff abzuwehren: es wurde ihr auf's ſtrengſte anbefohlen, nicht eher zu ſchießen, bis der Feind ihr ganz nahe gekommen ſein würde. Kaum ſtanden ſie in Reihe und Glied, als die dreihundert Mann aus dem Gebüſche hervorbrachen; die Schotten warteten mit der ihnen eigenen Kaltblütigkeit das Commandowort ab, welches Harris ſo rechtzeitig ertheilte, daß bei der erſten Salve vierzig Mann mit ihren Pferden todt zu Boden fielen. Hierauf ließ Harris ſeinen rechten Flügel vorrücken; aber Tippo's Soldaten waren durch den erſten Verſuch ſo entmuthigt, daß ſie ſich ſchnell zurückzogen, wovon indeß kein Vortheil gezogen werden konnte, weil es an Transportmitteln für die Artillerie und an Munition fehlte. Der linke Flügel unter Wellesley war noch glücklicher. Tippo's Truppen, durch das geſchloſſene und ſtandhafte Feuer deſſelben in Verwirrung gebracht, wurden im rechten Augenblick chargirt, erlitten ein großes Blutbad und verloren ſechs ihrer Standarten. Die Zuſammenſtellung der Verluſte in dieſer Schlacht ergiebt: auf engliſcher Seite ſechsundſechzig Mann todt, verwundet und vermißt; Tippo dagegen verlor gegen zweitauſend Mann.

Harris machte nun Anſtalten den Cávary-Fluß bei Suſilly, wenn ſolches ausführbar wäre, zu durchkreuzen, und Seringapatam an der Weſtſeite anzugreifen, um die Vereinigung mit der bombayiſchen Armee

zu erleichtern und den durch die weſtlichen Päſſe erwarteten nothwendigen Getreidezufuhren Bedeckung entgegen zu ſchicken. Dieſe Bewegung kam Tippo ganz unerwartet und erfüllte ihn mit Angſt und Schrecken. Am 5. April traf die engliſche Armee vor Seringapatam ein. Am Abend deſſelben Tags erhielten die Oberſten Shaw und Wellesley den Befehl, den Waſſerlauf und Trinkplatz, oder eine Baumgruppe, die einen Vorpoſten der Feinde bildete, anzugreifen. Durch eine kleine Verwirrung, woran die Dunkelheit der Nacht Schuld war, mißlang Wellesley's Verſuch, er rettete nichts als ſein Leben; ein unglücklicher Zufall wollte überdies, daß er am folgenden Morgen zu ſpät kam, um eine zweite Erſtürmung deſſelben Poſtens zu befehligen, welcher Streich in zwanzig Minuten glücklich ausgeführt wurde.

Die Belagerung ging ſtandhaft vor ſich; nachdem bis zum 4. Mai mehrere Breſchen geſchoſſen waren, ward der Sturm auf dieſen Tag anberaumt. Um ein Uhr Mittags, die gewöhnliche Ruheſtunde der Indier, theilte Seyd Goffhar, Tippo's beſter General, dem Sultan ſchriftlich mit, daß die Feinde im Begriffe ſtünden einen Angriff auf ihn zu machen; aber Tippo's Glauben an aſtrologiſche Prophezeihungen ließ die Warnung des Generals unbeachtet, er weigerte ſich die Botſchaft anzuhören und während Seyd überlegte, welche Antwort er dem Sultan ſchicken wollte, tödtete ihn ein Kanonenſchuß. Um halb zwei Uhr ſchritt General Baird mit gezogenem Degen aus den Laufgräben und gab Befehl zum Angriff. Sieben Minuten darauf

wehten die engliſchen Fahnen von der Breſche herab. So wie die Sturmcolonnen hinauf kamen, machten ſie rechts und links kehrt, indem ſie den nördlichen und ſüdlichen Wällen entlang ſich mit Myſoreanern ſchlugen, die jeden Zollbreit ſehr tapfer vertheidigten. Tauſende fielen; das Schlachten hörte erſt auf, als beide Sturmpartien auf dem öſtlichen Walle zuſammentrafen. Tippo's Palaſt blieb allein noch zu erobern übrig; die Uebergabe deſſelben ward verzögert, weil man über das Schickſal ſeines Eigenthümers noch nicht gewiß war. Er war da, wo das Gefecht am dickſten und am heißeſten wüthete, von drei Flintenkugeln getroffen, zu Boden geſunken. Erſt ſpät am Abend entdeckte man ſeinen Leichnam, der am folgenden Tage mit den höchſten militairiſchen Ehrenbezeigungen in die Gruft Hyder Alis beigeſetzt wurde. Tippo's Familie ward ſogleich von den Engländern in Schutz genommen und mit aller ihrer erhabenen Stellung ſchuldigen Achtung behandelt.

So ſtarb einer der grauſamſten und unverſöhnlichſten Feinde der Briten, deſſen Liebe zum Kriege aus dem Elende, das derſelbe in ſeinem Gefolge mit ſich führt, immer neue Nahrung zu erhalten ſchien. Er war ein Feind des Menſchengeſchlechts im Allgemeinen, ganz beſonderes Vergnügen machte es ihm aber, ſeine Rohheit an den in ſeine Hände fallenden engliſchen Gefangenen auszuüben. Wenn dieſe Unglücklichen, deren Sicherheit in Tippo's Augen durch keine Capitulation gewährleiſtet war, mit dem Schwerdte hingerichtet wurden, ſo hatten ſie Urſache ſich noch glücklich zu preiſen. Viele ſeiner

bei kaltem Blute verübten Grauſamkeiten erfuhr man erſt, als ſein Tod die Zungen ſeines unterdrückten Volks gelöſt hatte.

Der Name Tippo bedeutet „Tiger“ und ſo zugethan war er dieſen wilden Thieren, den Typen ſeines eigenen Charakters, daß er viele derſelben in der Umgebung ſeines Palaſtes unterhielt und das Amt des Henkers durch ſie verrichten ließ. Einer dieſer ſeiner Lieblinge iſt noch jetzt, obſchon ſchrecklich verunſtaltet, im Muſeum der oſtindiſchen Compagnie in der Leadenhall-Straße (London) zu ſehen. Es iſt ein ausgeſtopfter Tiger, der beſchäftigt ſcheint einen Europäer in Stücke zu zerreißen; wenn man die Handhabe eines innerhalb dieſer Figur ſich befindlichen Mechanismus dreht, ſo bewegen ſich die Kinnbacken und andere Gliedmaßen des Thiers und zugleich hört man Töne, welche dem Gebrüll des Tigers, vermiſcht mit dem Stöhnen eines ſterbenden Menſchen ähnlich ſind.*)

Kapitel IV.

Von der Zerſtückelung des myſoriſchen Reichs bis zur Beendigung des erſten Feldzugs gegen die Mahratten.

A. D. 1799—1806.

Dem Tode des Tyrannen Tippo folgte die Beſetzung der vielen feſten Plätze des myſoriſchen Landes,

*) Tippo Saib ſelbſt wird durch eine Puppe in Rüſtung mit langem Spieße in der Hand, auf einem mit Edelſteinen

die dem britiſchen Befehlshaber ohne Weiteres in die Hände fielen.

Oberſt Wellesley ward zum Statthalter von Myſore ernannt und übernahm das Amt ſehr zum Verdruſſe des Generals Baird, der nicht nur viel älter war als jener, ſondern auch bei weitem länger gedient und darauf gerechnet hatte, zu dieſem Poſten befördert zu werden. Wie weit die Verwandtſchaft des jungen Commandanten mit dem General-Gouverneur auf dieſes Arrangement Einfluß geübt haben mag, iſt von geringer Bedeutung, wenn man bedenkt, wie Wellesley dadurch Gelegenheit geboten ward, diejenigen Verwaltungs- und militairiſchen Talente zu entwickeln, die ihm in der Zukunft ſo ſehr auszeichneten. Es gelang ihm überall, ſo weit ſich ſein Gubernium erſtreckte, Ordnung und Sicherheit herzuſtellen und ſich ebenſo den Beifall ſeiner Oberen, wie die Achtung und Zuneigung der Eingeborenen des Landes zu erwerben.

Der General-Gouverneur beſchloß, daß die Familie des verſtorbenen Sultans bei Vertheilung des Territoriums durchaus keinen Antheil haben ſollte; er be-

---

und Perlen geſchmückten Throne ſitzend, vertreten; die Maske gehört zu den ſcheußlichſten, die man ſich denken kann und wenn ſie ihm ähnlich iſt, muß ſein Anblick grauſenhaft geweſen ſein.

Eine Curioſität anderer Art, ihn betreffend, iſt der von Egypten aus an ihn von Napoleon, damals General Bonaparte geſchriebene Brief, den man unter den vor einigen Jahren in Paris erſchienenen geſammten Depeſchen des letzteren abgedruckt findet. (Anm. des Ueberſetzers.)

willigte derſelben aber einen ziemlich anſehnlichen Jahrgehalt und überwies ihr eine Prachtwohnung im Schloſſe zu Vellore. Derjenige Theil Myſores, welcher der ehemaligen Hauptſtadt nahe gelegen war, wurde zu Gunſten eines der von Hyder Ali abgeſetzten Hindu-Radſchahs zu einem Fürſtenthume umgeſchaffen. Der Nizam erhielt mehrere reiche Diſtricte, während die Engländer Seringapatam, ſowie die Gebirgspäſſe und Feſtungen für ſich behielten. Ein kleiner Antheil ward den Mahratten als Alliirten überlaſſen, obwohl ihre Streitmacht während des Kriegs ſich nicht angeſchloſſen hatte.

Da Lord Mornington nunmehr freie Hand hatte, ſo rüſtete er eine Expedition nach Isle de France aus, welches ſeit mehreren Jahren das Stelldichein verſchiedener Seeräuberfahrzeuge geweſen, deren Capitaine auf britiſche Kauffahrer öffentlich Jagd gemacht und mehrere gekapert hatten. Auch wurde die Rhede dieſer Inſel als zum Verſammlungsort einer feindlichen Flotte ſehr gut gelegen betrachtet, ihr Beſitz war daher unentbehrlich. Demzufolge erhielt Oberſt Wellesley den Befehl Anſtalten zur Ausrüſtung eines Geſchwaders zu machen, um den Platz zu erobern und Admiral Rainier, der im indiſchen Ocean den Oberbefehl führte, wurde zur Mitwirkung des Angriffs nach Trincomalie beordert. Der Admiral weigerte ſich, ohne Inſtructionen von London erhalten zu haben, dieſem Befehle zu gehorchen. Was auch des Admirals Beweggründe geweſen ſein mögen, die Folgen ſeines Benehmens waren höchſt unglücklich; denn die Kaperſchiffe fuhren während unſeres nun fol-

genden Kriegs fort, den Handel in den indiſchen Seen ungeſtraft zu brandſchatzen.

Nach dieſer getäuſchten Hoffnung projectirte der General-Gouverneur einen Angriff auf Batavia durch Truppen aus Ceylon; aber auch dieſe Expedition kam nicht zur Ausführung, denn Ordres von England trugen ihm auf, ein Truppencorps nach Egypten zu ſchicken, um die Franzoſen von dort zu vertreiben. Hierdurch wurde der der holländiſchen Colonie zugedachte feindliche Beſuch aufgeſchoben. Die in Ceylon befindlichen Truppen mußten nach Bombay ſegeln, wo ſich ihnen kleine Abtheilungen eingeborener Infanterie, die zum auswärtigen Dienſte bereit ſtanden, anſchloſſen.

Dieſes vereinigte Heer, von General Baird befehligt, ſchiffte ſich ein, um über das rothe Meer nach Egypten zu ſegeln. Ehe es jedoch dort ankam, hatten die Franzoſen ſchon capitulirt; es konnte ſich alſo keine Lorbeeren pflücken.

Der Nizam war außer Stande ſich ohne das in ſeinen Dienſten ſtehende engliſche Contingent zu ſchützen, und da der General-Gouverneur befürchtete, die Mahratten würden ſein Land überfallen, ſo ward zwiſchen beiden die Vereinbarung getroffen: gewiſſe Diſtricte den Engländern zu überweiſen, deren Einkünfte zum Unterhalt dieſer Hülfsvölker verwendet werden ſollten. Man hielt engliſcher Seits dieſe Einrichtung der am Hofe des Nizams vorherrſchenden Unbeſtändigkeit und Eiferſucht wegen für nöthig, indem die Umgebungen des Nizams ihn zu überreden ſuchten, die engliſchen Truppen zu entlaſſen und dafür eigene Rekruten anzuwerben. Die

Erwerbung neuer Ländereien war zwar mit dem Privilegium der Compagnie im Widerſpruche; aber die Vorſicht gebot von dieſer Bedingung abzugehen. Der Hof von Hyderabad war in der That ſo verderbt, blödſinnig und liederlich, daß, wenn der Nizam ſeine ganze Macht und alle ſeine Domänen zu verſchenken die Abſicht gehabt hätte, Niemand, ſelbſt die größten Widerſacher der oſtindiſchen Compagnie etwas dagegen eingewendet haben würde.

Während des Kriegs mit Tippo und ſogar ſchon einige Zeit vorher hatte Schach Zeman, der afghaniſche Souverain, aufgefordert von Tippo, der ihn zu überreden ſuchte, alle Muhammedaner in Indien würden ihm beiſtehen, Indien mit einer Invaſion bedroht. Tippo's Rath ſtimmte ſo gut mit den Wünſchen Schach Zeman's überein, daß er i. J. 1795 den Pundſchab überfiel; aber Aufruhr im eigenen Lande zwang ihn, in weniger als vierzehn Tagen wieder zurück über den Indus zu gehen. Er unternahm einen zweiten Verſuch im Monat Januar 1797, indem er bis Lahore vorrückte, bei welcher Gelegenheit er mit den Sickhs und ihren Häuptlingen in Berührung kam. Die Sickhs waren urſprünglich eine ruhige, harmloſe Secte, deren Glaube aus einem Gemiſch muhammedaniſcher und hinduiſcher Lehrſätze beſtand; ſie wurden aber in Folge der grauſamen Verfolgungen, die ſie vom Kaiſer von Delhi erlitten, zu einem kriegeriſchen, unabhängigen Volke. Schach Zeman verhöhnte anfänglich die Sickhs, welchem Beginnen ſich aber nicht nur die ſeiner Armee folgenden muhammedaniſchen Prieſter, ſondern auch ſeine

Armee ſelbſt widerſetzte. Er hielt fortwährend den Pundſchab beſetzt und machte Anſtalten zu einem Angriffe auf Delhi. Die Beſitznahme Lahores durch die Afghanen machte in ganz Indien große Senſation. Die Schwäche der Mahratten und die Unfähigkeit der Regierung des Nabobs hatten den Pöbel zum Aufruhr vorbereitet und die Rohilla-Häuptlinge, begierig, die von Warren Haſtings erlittene barſche Behandlung zu rächen, bewaffneten ſich ſchnell. Um dieſes unter der Aſche glimmende Feuer zum Ausbruch zu bringen, bedurfte es nur des weitern Vorrückens Schach Zemans; vielleicht daß dies eine Loſung geworden wäre zur Vernichtung der Britenmacht in Indien. Ein Zufall verhinderte dieſe Kataſtrophe.

Schach Zeman's Bruder, Prinz Mohammed, hatte ſich an die Spitze einer ausgebrochenen Rebellion geſtellt, was jenen nöthigte, im Sommer 1797 nach Hauſe zurückzukehren; er drohte indeß mit einem baldigen neuen Ueberfalle. Er kam auch wirklich im folgenden Jahre nach Lahore zurück; da aber die Perſier ſein Gebiet angriffen, ſo ſah er ſich gezwungen Indien abermals zu verlaſſen, um ſein eigenes Territorium zu vertheidigen. Der General-Gouverneur benutzte dieſe günſtige Gelegenheit, um einen Geſandten an den Hof von Perſien zu ſchicken, der mit dieſem ein Schutz- und Trutz-Bündniß unterzeichnete, welches indeß wenig nützte, weil Schach Zeman i. J. 1801 von ſeinem Bruder entthront und ins Gefängniß geworfen ward.

Die Angelegenheiten Audhs, wie ſie Lord Teignmouth (vorher Sir J. Shore) geordnet hatte, erwieſen

ſich als höchſt unzufriedenſtellend. Da der Nabob mit der Bezahlung der Subſidien ſehr ſaumſelig war, ſo beläſtigte die Armee ſeine Unterthanen weit mehr, als auswärtige Feinde gethan hätten; während die Civilregierung durch Beſtechung völlig demoraliſirt war. Dieſe Umſtände veranlaßten den Marquis von Wellesley, früher Lord Mornington, die in Audh beſtehenden Mißbräuche abzuſtellen, wozu er überdies durch den Einfall Schach Zeman's beſtimmt ward, deſſen Beſitznahme Lahores nicht unberückſichtigt bleiben konnte.

Noch ein anderer Umſtand machte ein ſchleuniges Einſchreiten nöthig. Der Vezier Ali hatte nach ſeiner Abſetzung von Sir John Shore die Erlaubniß erhalten, in Benares zu wohnen; da aber dieſer Ort als zu nahe dem Schauplatze ſeiner vormaligen Souverainität angeſehen wurde, ſo faßte man den Entſchluß ihn nach Calcutta zu ſchaffen; dieſem widerſetzte er ſich jedoch. Am 14. Januar 1799 ging er zu dem Reſidenten Herrn Cherry und beklagte ſich in ſehr unangemeſſener Weiſe, und während der Letztere ihm Gegenvorſtellungen machte, ſprang der Vezier vom Boden auf und ſchlug ihn mit ſeinem Degen, was als Signal für ſeine Spießgeſellen diente, welche nun hervorſtürzten und den unglücklichen Mann ermordeten. Noch vier andere Engländer erlitten ein ähnliches Schickſal; ein fünfter vertheidigte ſich aber ſo tapfer, bis Hülfe hinzukam, worauf Ali und ſeine Mordgehülfen entflohen. Er ſammelte darauf einen Haufen Abenteurer, die ihn indeß beim erſten Unfalle verließen. Dann ſprach er

einen Radſchputenhäuptling um Schutz an, dieſer aber lieferte ihn den Briten aus.

Oberſt Scott wurde jetzt an den Nabob von Audh mit Inſtructionen abgefertigt, die ihm die Weiſung ertheilten, vom Nabob die ſofortige Entlaſſung ſeiner eingeborenen Truppen und deren Erſatz durch ein britiſches Heer zu verlangen; nur ſolche von ſeinen Leuten ſollte er behalten dürfen, die mit der Art der Eincaſſirung der Steuern vertraut wären. Der Nabob verſchob ſeine Erwiederung ſo lange wie möglich, dann erklärte er, auf ſeine Souverainität Verzicht leiſten zu wollen; der General-Gouverneur ſträubte ſich, hierzu ſeine Einwilligung zu geben, wenn die Abdankung nicht zu Gunſten der Compagnie geſchehe. Es ſtellte ſich bald heraus, daß der Nabob nur Zeit hatte gewinnen wollen, worauf Wellesley Zwangsmaaßregeln anwandte, um ſeinen Zweck zu erreichen, und als der Nabob ſeine Unfähigkeit, die Unterhaltungskoſten der engliſchen Truppen zu beſtreiten, verſicherte, verlangte der General-Gouverneur die Uebertragung der Civil- und Militairregierung des Landes, in welchem Falle ſein Hof und ſeine Familie von der Compagnie erhalten werden ſollten; zugleich ward ihm mitgetheilt, daß er eine Strecke Landes den Engländern ohne Vorbehalt abtreten müſſe, die groß genug ſei, um von ihren Einkünften die Subſidien zu decken, über welche er ſich mit Lord Teignmouth verſtändigt hatte.

Der Nabob ſträubte ſich lange dieſe Bedingungen anzunehmen und erſt, als er erfuhr, daß wirklich Truppen gegen ihn in Anmarſch ſeien, gab er widerwillig ſeine

Genehmigung. Wellesley ordnete nun mit derſelben Schnelligkeit dieſe Angelegenheit, mit der er ſie betrieben hatte. Am Tage der Unterzeichnung des Tractats ſetzte er eine Commiſſion als proviſoriſche Landesregierung ein, an deren Spitze er den Herrn Henry Wellesley (ſeinen zweiten Bruder) ſtellte.

Dieſes Verfahren gefiel dem Directorium nicht, denn Wellesley's Politik ging, wie man ſich zuflüſterte, nur darauf aus, ſeiner Familie Anſtellungen zu verſchaffen. Die Ernennung des Herrn H. Wellesley wurde beſonders getadelt, weil er nicht zu jener Claſſe der Compagniebeamten gehörte, aus welcher zufolge der Parlamentsacte ſolche Anſtellungen bewirkt werden ſollten. Die Directions-Behörde befahl hierauf ſeine ſofortige Abſetzung; allein die Controlbehörde verweigerte dieſem Befehl ihre Genehmigung, indem ſie bemerkte, die Anſtellung ſei zeitweilig, gehöre mithin nicht unter die erwähnten Beſchränkungen. Während dieſes Streits ſchloß Herr Wellesley einen Vertrag mit dem Nabob von Furruckabad, der ähnliche Bedingungen wie die mit Audh ſtipulirten enthielt, ab; aber da der Radſchah Radſchwunt Sing die Anerkennung des Vertrags verweigerte, ſo wurden ſeine beiden Feſtungen Pridſcheghur und Sanſu belagert und erobert. Einige widerſpenſtige Zemindare, welche durch die ſchlechte Regierung im Doab ſich auf unrechtmäßige Weiſe bereichert hatten, mußten für ihre Erpreſſungen beſtraft werden; nachdem Herr Wellesley dieſes noch ausgerichtet hatte, gab er freiwillig ſein Anſtellungspatent zurück.

Die oſtindiſche Regierung, welche nie eine Gelegen-

heit unbenutzt vorübergehen ließ ihr Gebiet zu vergrößern und der es nie an Vorwänden dazu fehlte, machte die Entdeckung, daß Surate sehr schlecht regiert wurde. Diese Entdeckung und das Unterlassen der stipulirten Tributszahlung waren gute Vorwände für dessen Einverleibung in die Territorien der Compagnie; die vorgeblichen Ursachen zu diesem Schritte wurden überdies durch die fortwährend aus dem Erbfolgerecht entstehenden Zerwürfnisse vermehrt. Der Nabob von Surate machte sich, wie so viele Vasallen des delhischen Reichs, als er sich stark genug dazu fühlte, thatsächlich unabhängig, und seine Nachfolger erblich. Aber als Streitigkeiten seiner Erbschaft wegen entstanden, mischten sich die Briten ein und machten ihre Autorität geltend.

Eine spätere Streitfrage über denselben Gegenstand v. J. 1789 bot der Compagnie eine weitere Gelegenheit zum Einschreiten, und der Nabob wurde auf ähnliche Weise behandelt, wie der Herrscher von Audh; er ward gezwungen, die Civil- und Militärregierung seiner Länder den Engländern zu überlassen und dafür ein Jahrgehalt und ihren Schutz anzunehmen. Aber der Tsaut oder Tribut, den er den Mahratten zu zahlen sich durch Vertrag verpflichtet hatte, war nicht so leicht zu überwinden. Zwar erklärte der Fürst Guicowar seine Bereitwilligkeit, den ihm zustehenden Antheil an dem Tribut zu Gunsten der Compagnie schwinden zu lassen; aber der Peischwa war nicht so nachgiebig.

Gleiche Ursachen brachten in Tandschore ähnliche Wirkungen hervor. Der verstorbene Radschah Zuldschadschie hatte auf seinem Sterbelager seinen Adoptiv-Sohn

Sarbodſchie zu ſeinem Nachfolger ernannt; die engliſche Regierung aber decretirte zu Gunſten von Zuldſchadſchie's Bruder, Amar Sing. Sarbodſchie ſah ſich gezwungen, vor Amar's Tyrannei nach Madras zu fliehen und ward ſpäter unter der Bedingung, den Engländern die Civil- und Militairregierung ſeines Staats abzutreten, zum Radſchah erklärt.

Die Stellung des Nabobs von Arkot hatte zwiſchen ſeiner Regierung und der Präſidentſchaft in Madras große Unannehmlichkeiten verurſacht. Seine Einkünfte waren faſt gänzlich aufgezehrt oder hypothekariſch verpfändet, folglich blieb er mit ſeinen Tributzahlungen im Rückſtand. Nach der Eroberung von Seringapatam wurde eine verrätheriſche Correſpondenz unter den Papieren des Sultans entdeckt, welche der verſtorbene Nabob Walladſchah, ſo wie der gegenwärtige Omdah-al-Omdah mit Tippo geführt hatten, die mithin beide compromittirte. Omdah ſtarb, während Vorbereitungen zur Beſitznahme der Militair- und Civilverwaltung des Carnatics gemacht wurden. Ihm folgte ſein vermeinter Sohn Ali Haſſein in der Regierung, mit welchem Lord Clive perſönlich verhandelte; er gab ſeine Einwilligung zu den vorgeſchlagenen Bedingungen, verwarf ſie jedoch ſpäter wieder, worauf Se. Lordſchaft ihn abſetzte und den Thron ſeinem Vetter Azim-el-Daulah ſchenkte. Ali machte gegen dieſe auf ſeine Koſten geübte Munifizenz Vorſtellungen und erklärte ſich bereit ſich die früher von Clive vorgeſchlagenen Bedingungen gefallen zu laſſen; weder das Eine noch das Andere wurde beachtet, und da der Tod bald nachher ſowohl ſeiner wie der

Laufbahn des Radſchahs von Tandſchore ein Ziel ſetzte, ſo wurde die Regierung ſowohl des letztgenannten Landes als des Carnatics ohne weitere Schwierigkeit von der Compagnie angetreten.

Lord Wellesley wünſchte dieſelben Verhältniſſe mit den Mahratten aufrecht zu erhalten, denn da ihre Truppen nicht viel beſſer als Banditen waren, die mehr vom Raube als vom Solde lebten, ſo mußte die Erhaltung ſolcher Krieger ſtündlich den Frieden Indiens bedrohen. Anderer Seits würde ein gehörig geſchultes Hülfsheer die eingeborenen Fürſten von ihren fortwährenden Beſorgniſſen wegen aufrühreriſcher Verſchwörungen befreien und ſie von ihren räuberiſchen und raubſüchtigen Angewohnheiten zurückhalten. Unterhandlungen wurden mit dem Peiſchwa angeknüpft, der das legitime Oberhaupt der Mahratten, obſchon nur dem Namen nach, war, da ſowohl Holkar als Scindia ſeine Oberhoheit verwarfen; letzterer controlirte in der That den Peiſchwa Badſchie Rao ſo ſehr, daß Lord Wellesley der Anſicht war, er würde das Anerbieten, ſich mit britiſchen Truppen zu umgeben, um ſeinen inſolenten Vaſallen los zu werden, bereitwillig annehmen. Das Glück ſchien die Abſichten des General-Statthalters zu begünſtigen. Holkar's Familie, die faſt ſeit einem Jahrhundert in den nördlichen Staaten und zwar in einem Lande, das kaum geringer im Umfange als das des Peiſchwa ſelbſt war, anerkannt wurde und ihre Unabhängigkeit thatſächlich befeſtigt hatte, lebte über das Erbfolgerecht in Uneinigkeit. Dieſer Umſtand gab Scindia den Vorwand für ſein Einſchreiten; er

erklärte Kaſchie Rao zum Souverain und ermordete deſſen Bruder Mulhar Rahi, behielt aber einen nach dem Tode des Letzteren geborenen Sohn als Geißel für die Treue ſeines Onkels zurück. Dſcheſſwunt Rao, ein natürlicher Sohn des verſtorbenen Holkar, entwiſchte dem Sceindia und erſchien bald wieder an der Spitze einer Rotte Abenteurer, wurde aber am 14. October 1801 in der Nähe von Indore geſchlagen und verlor ſeine Artillerie und Bagage.

Im folgenden Jahre erſchien er abermals mit einem zahlreichern und beſſer disciplinirten Heere und marſchirte gegen die vereinte Streitmacht des Peiſchwa's und Sceindia's, welche bei Punah ſtand. Nach einem lebhaften Gefechte wich Sceindia's Reiterei und Holkar's natürlicher Sohn trug einen entſchiedenen Sieg davon. Der Peiſchwa verließ ſeinen Palaſt, um Theil an dem Handgemenge zu nehmen, er kehrte aber voller Angſt zurück und als er das Reſultat des Kampfes erfuhr, floh er nach der Citadelle von Sengiuh, nachdem er vorher dem britiſchen Reſidenten Oberſt Cloſe den Entwurf eines Tractats geſchickt hatte, kraft welches er ſich verbindlich machte, ſechs Bataillone Sipahis zu unterhalten und von ſeinen Einkünften zwanzig Lak Rupien zu deren Beſoldung herzugeben. Am Tage nach dem Siege erſuchte Holkar den Reſidenten um eine Zuſammenkunft. Oberſt Cloſe ging ſogleich nach ſeinem Zelte und fand ihn dort an einer Stichwunde im Leibe und einem Säbelhiebe über den Kopf leidend. Holkar wünſchte eifrigſt des Reſidenten Vermittelung zur Ausgleichung ſeiner Streitigkeiten mit dem Peiſchwa und

Sceindia; aber seine Vorschläge waren nicht vermögend die Furcht des Peischwa's zu verscheuchen, der sich in einem englischen Schiffe nach Bassein flüchtete.

Der Guicowar-Fürst, welcher früher sich bereitwillig erklärt hatte auf seinen Antheil des Tschauts zu verzichten, trat nun auch, um sich der britischen Allianz noch mehr zu versichern, den District ab, dessen Einkünfte diesen Tribut lieferten. Sein Tod im September 1800 verursachte bedeutende Ruhestörungen, denn sein Sohn war völlig blödsinnig und untauglich die Intriguen am Hofe von Baroda zu hintertreiben. Das Resultat dieser Intriguen war ein Krieg zwischen dem vorigen Premier-Minister Naudschie Apadschie und einem unehelichen Bruder des verstorbenen Guicowar; der Minister siegte, denn die Engländer hielten es mit ihm und unterstützten ihn mit Truppen. Da Naudschie nun freie Hand hatte, so entließ er, um Ersparnisse zu machen, die arabischen Söldlinge. Aber diese Truppen wollten nicht eher auseinander gehen, bis sie ihren rückständigen Sold erhalten hätten, sie brachen in Meuterei aus, bemächtigten sich Barodas und warfen den Guicowar ins Gefängniß. Die Engländer belagerten hierauf Baroda, welches sich in zehn Tagen ergab. Der Capitulation zuwider vereinigten sich viele der Meuterer mit dem Rebellen Kanhodschie; sie wurden aber verfolgt und endlich mit letzterem aus Gudscherat vertrieben.

Holkar behandelte Badschie Rao's Flucht nach Bassein wie eine Abdankung, und rief im Verein mit anderen Mahratten-Häuptlingen den Amrut Rao zum Peischwa aus. Dieser Handlung folgten die heftigsten

Gewaltthätigkeiten: die Miniſter des abgeſetzten Fürſten wurden gemartert, um ſeine Schätze zu entdecken, ebenſo wurde Jeder ergriffen, den man für reich hielt und ſo lange gepeinigt, bis er ſein Eigenthum auslieferte. Als dieſe Rohheiten begannen, ging Oberſt Cloſe nach Baſſein und ſchloß einen Tractat mit Badſchie Rao ab, durch welchen der Peiſchwa ſich verpflichtete engliſche Truppen anzunehmen, für ihren Unterhalt zu ſorgen, Europäer, aus welchem Lande ſie auch ſein möchten, wenn ſie gegen die Engländer feindlich geſinnt wären, von ſeinem Gebiete auszuweiſen, ſeine Anſprüche auf Surate aufzugeben und alle zwiſchen ihm und dem Guicowar ſchwebenden Streitigkeiten der Entſcheidung der Engländer zu überlaſſen.

Dieſer Tractat war kaum abgeſchloſſen, als Badſchie Rao ſchon anfing, mit Sceindia und Raghadſchie Bhausla, dem Radſchah von Berar zu intriguiren, um ſeine Ausführung zu hintertreiben, worin ihn dieſe Häuptlinge willfährig unterſtützten, weil der Tractat allen Einfluß, den ſie in den mahrattiſchen Staaten beſaßen, vernichtet haben würde. Der General-Statthalter rehabilitirte den Peiſchwa und verlieh Amrut Rao als Entſchädigung für ſeine Abſetzung eine anſehnliche Penſion und eine Wohnung in Benares.

Nachdem der General-Gouverneur Badſchie Rao wieder eingeſetzt hatte, bemühte er ſich die Anerkennung des Tractats von Baſſein durch die Mahratten-Häuptlinge zu erlangen; Raghadſchie Bhausla leiſtete jedoch allen möglichen Widerſtand und ſuchte, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand, Sceindia und Holkar zu vereinigen, um

die engliſche Politik zu unterdrücken, welcher Zweck nach ihrer Meinung durch Verzögerung erreicht werden dürfte. Aber General Wellesley, der nicht nur mit der Vollmacht eines politiſchen Agenten, ſondern auch mit der eines Befehlshabers des Heers im Dekhan betraut war, durchſchaute die Intrigue und drang darauf, daß ſich die Truppen Raghadſchie's ohne Aufenthalt nach Berar und die Sceindia's nach Hindoſtan zurückziehen ſollten. Seine Energie zerſtörte den Plan der Mahrattenfürſten und da ſie nun gezwungen waren ſich ſogleich zu entſchließen, ſo verweigerten ſie die Ratification des Tractats, was ſelbſtverſtändlich wie eine Kriegserklärung angeſehen ward.

Sceindia beſaß in den nördlichen Mahrattenländern eine zahlreiche, durch franzöſiſche Offiziere geſchulte und befehligte Armee, gegen welche einzuſchreiten General Lake die Weiſung erhielt, während General Wellesley und Oberſt Stephenſon im Dekhan commandirten. Wellesley's erſte Operation war gegen das als uneinnehmbar verſchriene Fort Ahmednuggahr gerichtet, welches ſeinem Angriffe nur vier Tage widerſtand. Dann verfolgte er die Mahratten, die ein Gefecht vermieden; da er aber entſchloſſen war ſie zu einer entſcheidenden Schlacht zu zwingen, ſo marſchirte er am 21. September in einer Richtung, während er Stephenſon eine andere einzuſchlagen befahl, ſo daß ihre Kräfte ſich am 24. wieder vereinigen konnten, dann, dachte er, würden die Mahratten durch ſein ſcheinbar kleines Heer ſich zu einer Action verleiten laſſen. Am 23. er-

hielt er die Nachricht, daß die Mahratten, fünfzigtausend Mann ſtark und mit hundert Stücken Geſchütz verſehen, dicht bei ihm gelagert wären, und er entſchied ſich ſogleich ſie anzugreifen, ohne auf Stephenſon zu warten, obſchon ſein ganzes Heer nur viertauſend fünfhundert Mann ſtark war. Dieſes Gefecht war die berühmte Schlacht von Aſſaye. Sie begann mit einer Entladung der mahrattiſchen Geſchütze, welche mit Kartätſchen, mit Ketten- und runden Kugeln geladen waren und die fürchterliche Lücken in die Reihen der von aller Artillerie gänzlich entblößten Engländer riß. Demungeachtet rückten die engliſchen Truppen unverzagt vor, als eine Abtheilung mahrattiſcher Reiter das 74. Regiment chargirte. Eine Gegencharge des 19. leichten Dragoner-Regiments und der madraſer Reiter ward aber mit ſo unwiderſtehlicher Kraft ausgeführt, daß des Feindes vorgeſchobene Reihen auf das Hintertreffen zurückwichen; hierauf drang die britiſche und die eingeborene Infanterie mit ſo wüthender Heftigkeit auf jene ein, daß ſie den Vor- und Nachtrab in den Fluß Dſchuah trieb. Als der Feind den Verſuch machte, ſich auf dem andern Ufer des Fluſſes wieder aufzuſtellen, ſtürzte ſich die britiſche Reiterei abermals auf ihn und entſchied das Schickſal der Mahratten, denen achtundneunzig Kanonen abgenommen wurden. Auch auf britiſcher Seite war der Verluſt ſehr ſtark: ein Drittel der Truppen war theils verwundet, theils todt. Stephenſon kam erſt am Abend des 24. an, verfolgte dann zwar die Flüchtlinge, aber ohne Erfolg; jedoch eroberte er die Stadt Burhampore

und das Fort Aſſieghur, während ein Theil des gutſcheratſchen Heeres Barantſch und andere Feſtungen einnahm.

Während dieſer Ereigniſſe rückte General Lake, der in Hindoſtan mit ähnlichen Vollmachten betraut war, wie Wellesley im Dekhan, von Kahnpore gegen Sceindia's nördliche, unter dem Franzoſen Perron ſtehende, Armee aus. Der Feldzug ward mit der Erſtürmung und Wegnahme Abidſchurhs eröffnet, dagegen aber ward Schakoabad durch einen Trupp mahrattiſcher Reiter, die ein franzöſiſcher Offizier commandirte, überrumpelt, und die Garniſon zu capituliren gezwungen, indem das von Lake zu ihrer Befreiung abgeſchickte Detaſchement zu ſpät kam.

Als Perron erfuhr, daß Sceindia ihn zu verabſchieden beabſichtige, richtete er ein Schreiben an General Lake, worin er um Erlaubniß bat, mit ſeiner Familie, ſeinen Sachen und den Offizieren in ſeinem Gefolge durch das Gebiet der Compagnie nach Lucknau reiſen zu dürfen, welche Erlaubniß ihm der General-Gouverneur ſogleich ertheilte.

Nach der Einnahme Alidſchurhs rückte Lake auf Delhi vor, wo ſein Vortrab plötzlich von einem mörderiſchen Kanonenfeuer begrüßt ward, da Perron's Nachfolger, Louis Bourquin, ſein Geſchütz ſehr geſchickt in einem aus langem Graſe gebildeten Hinterhalte zu verſtecken gewußt hatte. Die Stellung der Mahratten war zu feſt, als daß man ſie hätte daraus vertreiben können; Lake befahl daher ſeiner Reiterei, ſich zurückzuziehen. Der Feind hielt dies irrthümlich für einen allgemeinen Rückzug und ſetzte ihr nach.

Die Cavallerie zog ſich in geſchloſſener Ordnung zurück, bis ſie die erſte vorrückende Heerſäule erreichte, dann ſich öffnend, kam die britiſche Infanterie aus dem Mitteltreffen nach der Fronte vor, wo ſie ein Hagel von Kugeln aus den feindlichen Feuerſchlünden empfing. Die Bataillone rückten indeß vor bis ſie in einer Entfernung von etwa dreihundert Fuß waren, dann feuerten ſie und griffen hernach mit den Bayonetten an. Sceindia's Fußvolk ließ ſeine Kanonen im Stich und floh. Die Engländer brachen in die offenen Säulen der Compagnien ein, und die Cavallerie chargirte hindurch, das Gemetzel war ſchrecklich. Nach dieſem Siege wurde Delhi in Beſitz genommen und Schach Alum aus der Gefangenſchaft, in welcher ihn die Mahratten gehalten hatten, befreit.

Lake marſchirte alsdann gegen Agra, welches ſich in einem Zuſtande der Anarchie befand. Vor dem Kriege commandirten engliſche Offiziere die Garniſon, dieſe wurden beim Ausbruche der Feindſeligkeiten von ihren eigenen Soldaten verhaftet. Sieben Bataillone Infanterie ſtanden auf dem Glacis im Lager; aber die Garniſon wollte ſie nicht einlaſſen aus Furcht, ſie möchten die Schatzkammer, die ſie für ſich zu behalten wünſchte, plündern. Dieſes Bataillon ſchlug Lake und nahm ihnen ſechsundzwanzig Kanonen ab. Nach dieſem Treffen befreite die Garniſon ihre Offiziere und capitulirte auf die Bedingung, mit ihrem Privateigenthum abziehen zu dürfen.

Zunächſt verfolgte Lake nun die durch Sceindia aus dem Dekhan herbeigeführten Streitkräfte, welche

durch die Ueberbleibſel der bourquinſchen Armee verſtärkt waren. Am 1. November traf er mit ihnen bei Sonnenaufgang zuſammen, und da er glaubte, ſie ſeien auf dem Rückzuge begriffen, ſo ſchickte er ſeine Cavallerie ab, um ſie zu umgehen. Aber die Mahratten hatten eine ſtarke Stellung inne und beſaßen fünfundſiebenzig Stück Kanonen, zuſammengekettet, um Cavallerie in ihrer Fronte widerſtehen zu können. Die Cavallerie wurde zurückgeſchlagen, und die Infanterie kam nun mit ihren Kanonen hervor. Beim Angriffe zeigte ſich Sceindia's Cavallerie höchſt feige; aber die durch die Franzoſen disciplinirten Bataillone ſchlugen ſich mit verzweifelter Entſchloſſenheit und ſtarben, da ſie ſich zu ergeben weigerten, mit ihren Waffen in den Händen. Dieſe Schlacht von Laswarrie vernichtete Sceindia's Macht im nördlichen Indien. Zu derſelben Zeit wurden Kuttack und Bundelkund unterworfen.

Die Schnelligkeit, mit welcher die Feinde ſich im Dekhan bewegten, machte Wellesley viel zu ſchaffen; aber endlich erreichte er ſie in Argoam, und eroberte dort Gawelguſch, welches zu Friedensvorſchlägen Anlaß gab. Zuerſt capitulirte der Radſchah von Berar, indem er den Engländern und ihren Verbündeten weitausgedehnte Länderſtrecken abtrat, und allen ſeinen Anſprüchen auf den Nizam entſagte, auch ſich verpflichtete, keine Europäer ohne Genehmigung der Engländer in ſeinen Staaten Eingang zu erlauben; beglaubigte Miniſter ſollten gegenſeitig nach den reſpectiven Höfen abgefertigt werden und dort reſidiren, der Radſchah ſolle einen Reſidenten in Nagpore aufnehmen. Sceindia

ließ ſich zu ähnlichen Bedingungen herab, war aber gezwungen mehr zu opfern, als ſein Alliirter.

Holkar, der den Berichten über die britiſchen Großthaten keinen Glauben ſchenkte, plünderte währenddem in Malwa Freund und Feind und entſchloß ſich zu ſpät Anſtrengungen zu machen, um die Unabhängigkeit der Mahratten zu erkämpfen. Er verlangte von Sceindia, er ſolle den neulich unterzeichneten Vertrag brechen; dieſer aber theilte das Anſinnen Holkar's den Briten mit. Bald darauf lud Lake, der Holkar freundſchaftlich geſinnt glaubte, dieſen ein, ihm Offiziere zu ſchicken, mit denen er wegen eines abzuſchließenden Tractats unterhandeln könnte. Dieſe Offiziere machten indeß ſo unverſchämte Vorſchläge, daß ſie Lake ſofort wieder entließ; der General-Gouverneur aber, als er von dieſen Forderungen Kenntniß erhielt, trug den Generalen Wellesley und Lake auf, in Holkar's Länder einzurücken. Sceindia war bereit, ſich dieſem Zuge als Verbündeter anzuſchließen.

Oberſt Monſon wurde beordert, mit Oberſt Murray vereinigt Holkar's Beſitzungen auf der Gudſcherat-Seite zu überfallen. Monſon rückte vor, zog ſich aber ſogleich zurück, als er hörte, daß Holkar ihm mit einer großen Streitmacht entgegenkomme. Dies war eine Feigheit, die das Vertrauen zu dem Oberſten bei ſeinen Soldaten, die gegen den Feind geführt zu werden verlangten, ſehr erſchütterte. Monſon ſuchte Schutz unter einer Feſtung. Die Forts, die er im Rücken ließ, erklärten ſich gegen die Engländer, und die Truppen, abgemattet und hungrig, achteten der Disciplin

nicht mehr, ſondern flohen in Horden nach Agra. Das ehrloſe Benehmen Monſon's vermehrte zugleich Holkar's Ruhm und ſeine Armee.

Um dieſe Unglücksfälle wieder gut zu machen, zog Lake ſelbſt zu Felde. Da er aber die Mahratten zu keiner Schlacht bringen konnte, ſo verſchwendete er ſeine Zeit zu Mutha, wodurch Holkar angereizt ward den Verſuch zu wagen, Delhi zu überrumpeln und den Kaiſer in Sicherheit zu bringen. Er war nahe daran dieſen Streich auszuführen. Lake marſchirte nun zur Befreiung der Hauptſtadt; aber Holkar hatte ſich fünf Tage vorher mit dem Radſchah von Bhurtpore, der ſeinen Tractat mit den Engländern gebrochen, vereinigt. General Frazer übernahm jetzt die Verfolgung. Er erreichte die Infanterie des Feindes in der Nähe der Feſtung Dieg am 13. November und verjagte ſie aus der erſten Kononenlinie, fiel aber tödtlich verwundet bei der zweiten nieder, worauf Oberſt Monſon den Oberbefehl übernahm, und ſiebenundachtzig Kanonen eroberte, unter welchen vierzehn waren, die er auf ſeinem Rückzuge verloren hatte. Vier Tage ſpäter brachte Lake bei Furruckabad Holkar eine Niederlage bei, und tödtete ihm dreitauſend Mann, worauf Dieg eingeſchloſſen und in zehn Tagen eingenommen ward. Holkar's Macht ſchien jetzt gebrochen; ſein Land war beſetzt, ſeine feſten Plätze und ſeine Hauptſtadt waren in den Händen der Engländer, nur Bhurtpore war ihm übrig geblieben, um ſich darin zu vertheidigen. Dieſen letzten Zufluchtsort griff Lake am 2. Januar 1805 an, und damals ſowohl wie bei allen ſpäteren Gele-

genheiten zeigte er große Tapferkeit, entwickelte aber nur geringe Ingenieur-Talente. Als die Belagerung zur Blockade ward, bat der Radſchah um Frieden, der ihm unter billigen Bedingungen gewährt wurde, denn man ſah neue Feindſeligkeiten mit Sceindia voraus, der in der Richtung nach Bhurtbore vorgerückt war, wo Holkar ſich mit ihm vereinigte und noch immer in der Nachbarſchaft ſich herumtrieb und unſere Vorpoſten beunruhigte.

Die Politik Lord Wellesley's ging von jeher dahin, den eingeborenen Fürſten ihre Militairmacht zu nehmen und ihnen nur die Civilregierung zu laſſen, wodurch die oſtindiſche Compagnie in den Stand geſetzt wurde, die auswärtigen Verhältniſſe dieſer Herrſcher zu controliren. Durch die Tractate mit dem Peiſchwa und dem Nizam beſchützte der General-Gouverneur nicht allein beider Grenzen, ſondern er ſicherte auch die Ruhe in den ſüdlichen Theilen der Halbinſel. Dieſes verhinderte Sceindia, von den ſchwächeren Staaten Brandſchatzung zu erheben, denn er befand ſich nur an der Spitze eines Haufens Geſindel. Nothwendiger Weiſe verurſachten ſolche wichtige Reſultate bedeutende Ausgaben; dagegen verſprachen die verminderten Regierungskoſten und die wachſenden Einkünfte der eroberten Staaten anſehnlichen Gewinn.

Vom Monat Juli dieſes Jahres (1805) an, wo Lord Cornwallis dem Marquis von Wellesley als General-Statthalter folgte, wurden die Feindſeligkeiten zwiſchen den Truppen Sceindia's und Holkar's und denen Lake's fortgeſetzt. Aus den Bhurtpore-Landſchaf-

ten vertrieben, flohen die Mahrattenhäuptlinge der nordwestlichen Grenze zu, wo ſie auf Unterſtützung gerechnet zu haben ſcheinen.

Nachdem Lake eine Zuſammenkunft mit dem neuen General-Gouverneur gehabt, beeilte er ſich ſeine aufſätzigen Widerſacher in der Richtung des Sutledſch-Fluſſes zu verfolgen, überzeugt, daß nur ihre gänzliche Erdrückung einen dauernden Frieden verbürge.

Der britiſche Befehlshaber ließ ſich von den Gefahren und Strapatzen, die eine Reiſe durch damals noch wenig bekannte Länder hatte, nicht zurückſchrecken; er raſtete nicht eher, bis er die Grenzlinie von Alexander's Eroberungen überſchritten hatte: ſeine Truppen lagerten an den Ufern des Hyphaſis (jetzt Beas), wo vor mehr als zweitauſend Jahren die Veteranen des macedoniſchen Eroberers ihre Zelte aufgeſchlagen hatten. Die ſchneebedeckten Hörner der Himalaya-Gebirge, die grünen Hügel und Thäler des Landes der fünf Flüſſe, die prächtigen Ströme, deren Gewäſſer ſich unterhalb in einiger Entfernung in den Indus ergießen, — alles dieſes war vor ihren Augen, während nur einige Meilen von ihnen entfernt Holkar lagerte, der Feind, um deſſentwillen ſie dieſen langen und mühevollen Marſch gemacht hatten.

Mitten in ſein Lager hinein zu ſprengen und auf dieſe Weiſe den Kampf zu beendigen, wäre die richtigſte Politik geweſen, und Lake wollte dies thun; er durfte es aber nicht, denn Sir George Barlow war an Stelle des Lords Cornwallis, der wenige Monate nach ſeiner Ankunft in Indien ſchon ſtarb, General-

Gouverneur geworden, und die Politik dieſes Civilbeamten war: Friede um jeden Preis. Sonach blieb Lake, der am liebſten mit dem Schwerte dreingeſchlagen hätte, nichts übrig als den Frieden zu bewilligen; die Bedingungen dieſes Friedens wurden im December verhandelt und der endgültige Tractat ward im Januar 1806 abgeſchloſſen.

Durch die Stipulationen dieſes Vertrags ſetzten die Briten Holkar wieder in alle ſeine Beſitzungen ein, brachen alle Verbindungen, die ſie mit dem Radſchah von Dſcheipur und andern weſtlich vom Dſchuma-Fluſſe wohnenden Hinduhäuptlingen angeknüpft hatten, ab und marſchirten endlich nach Delhi zurück.

Die Friedenspolitik Sir George Barlow's, wie ſehr ſie auch dem damaligen Zwecke entſprochen haben mag, befriedigte ſolche Leute, die, wie Lake, die Bedeutſamkeit der Angelegenheiten Indiens ſowohl für die Gegenwart als vorzüglich auch für die Zukunft erkannten, durchaus nicht, und kein Verſtändiger glaubte an eine längere Dauer dieſes erniedrigenden Tractats, als er den Zwecken der Mahrattenhäuptlinge dienen würde. Wie ſehr Recht diejenigen hatten, die dieſer Ueberzeugung waren, wird man aus dem folgenden Kapitel erſehen.

Kapitel V.

Von Erneuerung der Feindseligkeiten an bis zum zweiten Mahratten-Kriege.

A. D. 1806—1822.

Die neue Politik der höchsten Regierung trug, wie zu erwarten war, bald ihre Früchte: die Angelegenheiten des Dekhans verwickelten sich zuerst.

Mir Alum, der Premier-Minister des Nizams, hatte durch seine Anhänglichkeit an die Engländer das Vertrauen und die Achtung seines Herrn verscherzt und Intriguen, um ihn zu stürzen und die Allianz mit den Briten abzubrechen, wurden zu dieser Zeit in Hyderabad entdeckt. Da diese Verschwörung entscheidende Schritte nöthig machte, wurden an den Residenten und den Befehlshaber der Truppen Befehle abgefertigt, wodurch jene Intriguen vernichtet wurden.

Zu dieser Zeit war es, als das Directorium, um Lord Wellesley zu kränken, den General-Gouverneur antrieb, den Tractat von Bassein zu modifiziren, welchem Befehle sich Sir George Barlow mit mehr Muth und Entschlossenheit, als er sonst gewöhnlich blicken ließ, widersetzte; er lehnte die Ausführung förmlich ab.

Bei der Wiedereinsetzung des Mahratten-Häuptlings Holkar erklärte derselbe, er müsse nothgedrungen nicht weniger als zwanzigtausend Reiter aus seinem Dienste entlassen. Unter diesen Truppen, die noch vielen rückständigen Sold zu fordern hatten, brach hierauf eine Meuterei aus, die nur durch die Auslieferung von

Holkar's Neffen geſtillt ward. Die Truppen, die nun den Thronerben in ihrer Gewalt hatten, empörten ſich von Neuem, wurden aber unterworfen und erhielten ihren rückſtändigen Sold, dagegen ward der Neffe Holkar's, den derſelbe, freilich fälſchlicher Weiſe, als den Urheber der letzten Revolte anſah, von ſeinem Onkel ermordet. Bald darauf wurde Holkar wahnſinnig und blieb in dieſem Zuſtande bis zu ſeinem Tode, der am 20. October 1811 eintrat.

Währenddem führte Tuhlzie-Rye, eine ſeiner Concubinen, und Amir Khan gemeinſchaftlich die Regentſchaft, letzterer adminiſtrirte für Mulhar Rao Holkar, den Sohn Dſcheswunt Rao's, der etwa vier Jahre alt war. Dieſe Regierung, getheilt zwiſchen die beiden herrſchenden Parteien, die Mahratten und die Patanen, führte ſehr bald zur Erneuerung der blutigſten Gewaltthätigkeiten.

Lord Minto, der neu ernannte General-Gouverneur, kam im Juli 1807 in Indien an. Er war ein talentvoller Staatsmann, der alle Anticedentien haßte. Er fand bald, daß die feſte Politik Wellesley's weit richtiger geweſen, als die von Cornwallis und Barlow, deren Einfältigkeit dem britiſchen Aufſchwung in Indien äußerſt verderblich zu werden gedroht hatte.

Zu dieſer Periode trieben im Dekhan die Pindarien ihr Weſen; es waren dies Leute, welche ſich ohne Unterſchied denjenigen vermietheten, die am beſten zahlten. Nach der Erdrückung der Mahratten durchſtreifte dieſes Völkchen, ſich ſelbſt überlaſſen, das Land und plünderte jeden Ort, der zu ſchwach war

ihm zu widerſtehen. Der letzte Tractat beſchränkte ihre Verheerungen auf Malwa, Radſchputana und Berar; nur wenige von ihnen wagten ſich in die Staaten des Peiſchwas und Nizams hinein, wo ſie ſo lange unbehelligt blieben, als ſie die Einwohner in Frieden ließen.

Die von Sir George Barlow befolgte Nichteinmiſchungspolitik hatte nicht nur die Radſchput-Staaten großen Gefahren ausgeſetzt, ſondern ſie beunruhigte auch die Sickh-Häuptlinge, die beſorgt waren, daß das ſcheinbare Zurückziehen der britiſchen Hülfeleiſtung zu ihrer Unterwerfung durch Rundſchit-Sing, deſſen vor Kurzem erſt errichteter Thron ſtündlich an Kraft zunahm, führen würde. Das Verlaſſen des Radſchah von Dſcheypore, und Sceindia's Anſtellung des Rao-Ghatkia, der früher den Plan zu einem Angriff auf die britiſche Reſidentenwohnung gemacht, zum Miniſter, öffnete endlich dem Directorium die Augen und veranlaßte es, ſeine Unzufriedenheit mit der Barlowſchen Politik auszudrücken; es wünſchte zur ſelben Zeit eine weitere Ausdehnung ſeiner politiſchen Obermacht zu vermeiden.

Der Hof des Nizams machte eine Ausnahme von der Taktik Barlow's, er war gezwungen, den Miniſter Schier Alum zu unterſtützen; nach deſſen Tode kam zwiſchen dem Nizam und dem General-Gouverneur eine Vereinigung zu Stande, um das Amt zu theilen, indem des Nizams Günſtling, Monier-al-Mulk, zum Miniſter ernannt ward, während Tſchand-u-lal, ein Freund und Helfer der Briten, die Functionen des Divans verrichtete. Die Brahminen des Carnatics,

eine Secte, zu welcher Tſchand-u-lal gehörte, ſind öfters Leute von guter Erziehung, mit ausgebreiteten kaufmänniſchen Kenntniſſen, während bei den muhammedaniſchen Omrahen, welchen Monier-al-Mulk angehörte, durchaus das Gegentheil der Fall iſt. Tſchand-u-lal ſah ſogleich die Schwierigkeiten und die Gefahr ſeiner Stellung ein, und daß ſein Verbleiben im Amte von der Obermacht der Briten in Hyderabad abhänge, er beeiferte ſich daher, die Militairreform des Marquis von Wellesley einzuführen, und organiſirte ein von britiſchen Offizieren befehligtes Heer. In Erwiederung hierauf unterſtützten ihn die Briten mit ihrem Einfluſſe gegen ſeine Feinde, und ließen ihn die Regierung ohne ihre Einmiſchung verwalten. Das Reſultat hiervon war, daß der Nizam in einen Zuſtand melancholiſcher Verzagtheit verfiel, während der Deevan und ſeine Verwandten unter dem britiſchen Schutze florirten. Lord Minto fand, daß er, ohne ſeine Inſtructionen zu überſchreiten, keine Abhülfe ſchaffen könne; ſo lange ſeine Verwaltung dauerte, ließ man daher die Angelegenheiten unverändert.

Als Badſchie Rao durch den Tractat von Baſſein wieder eingeſetzt ward, entblödete er ſich nicht zu erklären, daß ſein Durſt nach Rache der Beweggrund geweſen ſei, ſich mit den Engländern zu verbinden; er hatte einen äußerſt verworfenen Charakter, wählte zu Günſtlingen und Miniſtern nur ſolche Individuen, die ſeine Begierden befriedigten oder ſeine Grauſamkeiten gut hießen, und unterhielt durch ihre Vermittelung eine Correſpondenz mit ſolchen Leuten, die den Engländern

am meiſten widerſtrebten. General Wellesley kannte den Charakter Badſchie Rao's ſehr wohl, und beeiferte ſich deshalb, eine Ausgleichung der zwiſchen dem Peiſchwa und den ſüdlichen Häuptlingen obwaltenden Mißverſtändniſſe herbeizuführen; letztere, obſchon dem Namen nach Unterthanen, gehorchten dem Peiſchwa nur, wenn er ſtark genug war Gehorſam zu erzwingen. Die von dem Reſidenten in Punah vorgeſchlagenen Ausgleichungsbedingungen, um allen dieſen Zwiſtigkeiten ein Ende zu machen, waren: 1) Vergeſſenheit des früher zugefügten Unrechts, 2) ſich aller Geldanſprüche zu begeben, 3) die Garantie derjenigen Ländereien, welche zum Unterhalte einer gewiſſen Anzahl Truppen des Peiſchwa's nöthig wären, 4) ſich, wenn erforderlich, mit allen ihren Truppen zu ſtellen, 5) zu jeder Zeit ein Drittel dieſer Anzahl unter dem Befehle eines Verwandten bereit zu halten. Gegen Genehmigung dieſer Stipulationen garantirten die Briten die perſönliche Sicherheit der Häuptlinge und ihrer Verwandten. Hierauf beorderte Lord Minto von Madras, Myſore und aus dem Dekhan hinlängliche Streitkräfte, um die Unterwerfung der etwa widerſpenſtigen Häuptlinge mit Gewalt zu erzwingen.

Anfänglich waren weder der Peiſchwa noch die Dſchaghirdare oder Häuptlinge geneigt, ſich der engliſchen Oberherrſchaft zu unterwerfen; aber die Gegenwart einer ſtarken Streitmacht machte ſie bald andern Sinnes: die Lehensmänner begleiteten darauf den Peiſchwa nach Punah und ließen ſich unter Vermittelung des

Reſidenten auf einen die Macht und die Einkünfte des Peiſchwas ſehr vermehrenden Vergleich ein.

Als der Wahnſinn Dſcheswunt Rao unfähig machte ſeine Autorität auszuüben, erklärte Amier Khan ſich ſelbſt zum Regenten; aus Indore ziehend, ſtellte er ſich an die Spitze einer Horde Pindarien und fing an das Volk auszuplündern. Unter dem Vorwande, der Radſchah ſei Holkar große Summen Geldes ſchuldig, bedrohte er zunächſt Berar. Als aber Lord Minto dem Radſchah britiſche Truppen zur Unterſtützung ſandte, wurde Amier Khan mit großem Verluſt nach ſeinen eigenen Ländern zurückgeworfen.

Im Frühling d. J. 1808 tauchte das Gerücht auf: Napoleon beabſichtige, den franzöſiſchen Einfluß in Indien wieder herzuſtellen, und dann auch: ſein Geſandter in Perſien ſei mit großen Auszeichnungen von Futtih Ali Schach, dem regierenden Monarchen empfangen worden und habe einen Tractat mit ihm abgeſchloſſen, der für die britiſchen Handelsintereſſen ſehr feindlich laute. Als dieſe Nachricht in London und Calcutta ankam, wurden Botſchaften von beiden Städten aus an den Hof von Perſien geſchickt, aber ohne gegenſeitige Verabredung oder Einverſtändniß. Lord Minto fertigte den Hauptmann Malcolm ab, der König von Perſien wollte jedoch deſſen Weiterreiſe nach Teheran nicht erlauben und beſtand zugleich darauf, er ſolle mit ſeinem Sohne, dem Vicekönig von Schiraz unterhandeln. Malcolm weigerte ſich, als dem Lande, welches er vertrat, unwürdig, hierauf einzugehen und nachdem er ſeine Meinung in einer Denkſchrift an den Hof ausge-

drückt, ſegelte er nach Calcutta zurück. Der Geſandte vom britiſchen Hofe, Sir Harford Jones, war ein Menſch, der nur zeigen wollte, daß er vom Rathe zu Calcutta unabhängig ſei. Zu der Zeit, welche wir jetzt beſchreiben, war es in England Gebrauch, allen ſeinen Verbündeten Hülfsgelder zu geben, d. h. ſie zu bezahlen, weil ſie ſich ſelbſt beſchützten. Im Jahre 1809 wurde ein Tractat unterzeichnet, durch welchen Großbritannien ſich verbindlich machte, jährlich die Summe von 100,000 Pfund Sterling zu bezahlen, ſo lange der König von Perſien mit Rußland Krieg führe, und überdies 16000 Gewehre und 20 Feldſtücke zu liefern, ſowie Kanoniere und Offiziere, welche die Perſer unterrichten ſollten, mitzuſchicken; dagegen verpflichtete ſich Perſien, jeden Verſuch eines franzöſiſchen Ueberfalls auf das Gebiet der oſtindiſchen Compagnie abzuwehren.

Denſelben Zweck, den franzöſiſchen Einfluß zu untergraben, hatte eine Miſſion an den Hof von Kabul, wo damals Schudſcha-al-Mulk herrſchte. Mit dem Potentaten wurde ein Bündniß geſchloſſen, er ward jedoch bald nachher von ſeinem Throne vertrieben und dann von den Briten penſionirt.

Es iſt ſchon früher bemerkt worden, daß die wohl überlegten Pläne des Marquis von Wellesley zur Eroberung der franzöſiſchen und holländiſchen Beſitzungen in den indiſchen Meeren durch Admiral Rainer vereitelt wurden. Mehrere Jahre hindurch war die franzöſiſche Flotte unfähig, der engliſchen größeren Schaden zuzufügen, als ſie zuweilen auf kurze Zeit zu beunruhigen; aber im Winter 1808 ſegelte eine Anzahl fran-

zösischer Fregatten aus französischen und holländischen Häfen und als sie im folgenden Frühlinge die indischen Gewässer erreichten, fügten sie unserm Handel große Verluste zu. Die Sache konnte noch ernstlicher werden, deshalb beantragte Lord Minto, alle Inseln, welche den Kapern Schutz verliehen hätten, wegzunehmen, um so diese jedes in ihrem Besitz befindlichen Zufluchtsorts zu berauben. Die Wegnahme Bourbons und des Mauritius machten nicht viel Mühe; aber Java, das für sehr wichtig galt, war schwer zu erobern. Der Oberbefehl zur Expedition dorthin ward dem Sir Samuel Auchmuty übertragen, unter welchem der General-Gouverneur als Freiwilliger diente. Am 4. August 1811 wurden sämmtliche Truppen in vierundzwanzig Stunden ohne Unfall ausgeschifft und marschirten gegen die Holländer in Cornellis, welche durch eine Batterienreihe von 300 Kanonen beschützt wurden. Am 26. wurde Befehl zum Angriff gegeben, der in einem Sturm auf das holländische Lager endete, wobei 500 Mann zu Kriegsgefangenen gemacht wurden. Aber Jansen, der holländische Gouverneur, verweigerte die Uebergabe und nur erst, als eine Garnison nach der andern capitulirte, räumte er die Insel am 16. September.

Der Grundsatz der Nichteinmischung verhinderte Lord Minto, die Tyrannei des Nabobs von Audh gegen seine Unterthanen zu brechen; aber er unterwarf Travancore und Bundelkund und stellte die Ruhe wieder her, die diesen Städten so lange fremd gewesen war. Dieselbe verkehrte Politik hielt ihn ab die Pindarien zu züchtigen, welche in ihrer Unverschämtheit so weit

gegangen waren, ſogar Merzapore zu plündern, und dabei die tollſten Ausgelaſſenheiten zu begehen. Die Beſorgniß vor einem neuen Mahrattenkrieg, welcher dem Directorium ſehr unangenehm geweſen ſein würde, hielt Lord Minto ab, gegen dieſe geſetzloſen Freibeuter ſtreng zu verfahren.

Die Ruhe unſerer indiſchen Beſitzungen ſtörten um dieſe Zeit die Ghurka, ein kriegeriſcher Stamm an der nordweſtlichen Grenze, welche, die Streitigkeiten und die Noth ihrer Nachbarn benutzend, ihre Hoheit über die ganze Provinz Nepal ausdehnten und von dort aus in den von abhängigen Radſchahs beherrſchten Ländern, u. a. in Gurruckpur und Sarum, große Exceſſe verübten. Anfänglich betrachtete man dieſe Exceſſe als einzelne unüberlegte Handlungen; als ſie ſich aber wiederholten, drang Lord Minto ſehr energiſch bei dem Ghurka-Radſchah auf Abſtellung derſelben und drohte mit Wiedervergeltung. Die Abberufung Sr. Lordſchaft übertrug dieſe Pflicht auf ſeinen Nachfolger. Wir könnten hier, wenn der Raum es erlaubte, auf die außerordentlich großen Wohlthaten hinweiſen, welche das Gemeinweſen ſowohl im Mutterlande als in Indien durch die Klugheit, die Discretion und den Gleichmuth dieſes wahrhaft großen Mannes genoß, deſſen Princip nach dem Berichte Sir John Malcolm's darin beſtand: „auszuſöhnen und Hand in Hand mit ſeinen Oberen zu gehen; aber nicht aus Furcht vor Verantwortlichkeit; denn ſobald ein Fall es erforderlich machte von der allgemeinen Regel abzuweichen, ſo war er ſchnell und entſchieden.“

Die Ankunft des Marquis von Haſtings, des neuen General-Gouverneurs, fand am 13. October ſtatt. Seine Wahl ward freudig begrüßt; denn er hatte ſich bei vielen Gelegenheiten als geſchickter Diplomat und als tapferer Soldat bewährt und man hielt ihn um ſo mehr gerade jetzt für den geeignetſten Mann, an der Spitze der indiſchen Angelegenheiten zu ſtehen, als ſich mehr und mehr herausſtellte, daß die neutrale Politik in England in raſchem Abnehmen begriffen ſei und daß man ſich zu entſchiedenen Maaßregeln entſchloſſen habe, um die Inſolenz und Gewaltthätigkeit verrätheriſcher Verbündeter und offener Feinde zu unterdrücken.

Im folgenden Dezember ſchickte der Radſchah von Nepal eine Antwort auf Lord Minto's Depeſche. Sie war kriechend, aber ausweichend und führte zur Ernennung von beiderſeitigen Commiſſarien behufs Beſprechung der verſchiedenen ſtreitigen Punkte. Nach wiederholten Zuſammenkünften erklärten die engliſchen Commiſſarien eine Verlängerung ihrer Vollmacht für unnütz, da es augenfällig ſei, daß die Nepaleſen nur unterhandelten, um Zeit zu gewinnen; hierauf entließ der General-Statthalter die ghurkaſchen Commiſſarien mit der Weiſung, ihren Radſchah zu ermahnen, ſich auf ſein Gebiet zu beſchränken, wenn er Strafe zu vermeiden wünſche. Zugleich ward dieſem Fürſten befohlen, gewiſſe, der britiſchen Compagnie gehörende Länder, die er weggenommen hatte, zurückzugeben und ihm gedroht, daß, wenn er dieſem Befehl nicht ſogleich gehorche, ohne Weiteres Truppen zur Beſitznahme abgeſchickt werden ſollten. Da dieſer Befehl

unbeachtet blieb, ſo nahm die in Gurruckpore ſich befindliche Magiſtratsperſon Sir Roger Martin Beſitz von Turall und auch die Dörfer bei Sarum wurden ohne Widerſtand beſetzt; indeſſen, da die Regenzeit eintrat, wurden dieſe Oerter der Sorgfalt eingeborener Offizianten überlaſſen und die Truppen zurückgezogen. Hierauf griffen die Nepaleſen, welche nur auf dieſe Gelegenheit gewartet hatten, die Civil- und Polizeibeamten, die ohne alle Vertheidigung waren, an und nachdem ſie den höchſten Beamten ermordet, tödteten ſie von der Polizeibehörde noch achtzehn und verwundeten deren ſechs. Dieſe Schandthat wurde in Gegenwart des nepaleſiſchen Oberbefehlshabers begangen, der den Mördern eben ſo wenig Widerſtand wie den Opfern Hülfe leiſtete. Unmittelbar darauf wurden dem Radſchah Vorſtellungen gemacht, der aber, anſtatt Genugthuung zu bieten, die von ſeinen Truppen begangenen Schändlichkeiten gut hieß; hierauf machte der Marquis von Haſtings Anſtalten zum Kriege, wozu die zur Beſtreitung erforderlichen Geldmittel von der Regierung des Mutterlandes hätten angeſchafft werden müſſen, wenn nicht der Nabob von Audh dem General-Gouverneur große Summen zu weit niedrigeren Zinſen geliehen hätte, als ſie von dortigen Capitaliſten angeliehen werden konnten; denn die bengaliſche Schatzkammer war ganz leer.

Die Pindarien wie die Ghurka-Horden warteten, wie bekannt war, nur auf die Gelegenheit, ihre Raubzüge zu erneuern; deshalb machte der Marquis von Haſtings dem königlichen Miniſterium dringende Vor-

ſtellungen, um ihm die Nothwendigkeit darzuthun, daß zur Abwendung der drohenden Gefahr energiſche Maaßregeln ergriffen werden müßten. Er hatte, um die britiſche Streitmacht zu verſtärken, bereits mit dem Radſchah von Berar Unterhandlungen behufs eines Vertheidigungs-Vertrags angeknüpft, dieſer lehnte jedoch, nach einem in die Länge gezogenen Briefwechſel, die Vollziehung deſſelben nicht nur ab, ſondern er brach auch den bereits ſeit 1814 beſtehenden Tractat und vereinigte ſich mit Sceindia, um den Nabob Bhopal zu unterjochen, der ſich lange gegen die Hindu-Fürſten behauptet hatte.

Die treue Freundſchaft, welche der Nabob beſonders im Mahrattenkriege den Engländern bewieſen hatte, veranlaßte dieſe, ſich ſowohl mit ihm, als mit Govina Rao, dem Fürſten von Sagur durch Schutz- und Trutz-Bündniſſe zu vereinigen; ſie erhielten dadurch die Mittel die Mahratten-Fürſten Rundſchiet Sing und den Anführer der Pindarien-Bande Amir Khan im Zaume zu halten. Ueber dieſe Bündniſſe war Sceindia, welcher behauptete, der Radſchah von Bhopal ſei einer ſeiner Vaſallen, ſo ſehr erzürnt, daß er mit Repreſſalien drohte, worauf ein Truppencorps nach Bundelkund abmarſchirte, während ein anderer Heerhaufen unter dem Nizam nach Elitſchipore, der Hauptſtadt Berars vorrückte; und nun widmete der General-Statthalter ſeine ungetheilte Aufmerkſamkeit dem herannahenden Kriege in Nepal.

Die Grenze Nepals beſteht aus Gebirgsketten, die ſich 600 Meilen von Oſten nach Weſten erſtrecken; es

ward beſchloſſen, mit vier gleichzeitig marſchirenden Armeen einzudringen. General Ochterlony ward beordert, mit 6000 Mann Sipahis von Ludiana durch die Bergpäſſe, welche den Sutledſch beherrſchen; General Gillespie vom Doab weſtlich vom Dſchumna, dann weiter bis Nahir; General Wood, durch Behtwal nach Palpa; und General Morley mit dem Hauptheere erhielt den Befehl, die Gunduck-Päſſe zu bezwingen und direct auf Katmandu, die Ghurka-Hauptſtadt zu marſchiren.

General Gillespie ging am 22. October 1814 über die Grenze und eroberte Dera ohne Widerſtand, während Balbhadur Sing, dem die Vertheidigung der Stadt anvertraut war, ſich nach einem ſteilen und ſtark befeſtigten Berge, Nalapanie genannt, zurückzog. Gillespie, der die Stärke der Stellung nicht gehörig berechnete, entſchloß ſich, ſie mit Sturm zu nehmen, ward aber, als er kaum die Mauer erreicht hatte, von einer Flintenkugel todt zu Boden geſtreckt, worauf ſeine Truppen, die nach ihren Linien flohen, noch viele ihrer Kameraden verloren. Oberſt Mowbray zog ſich mit den Uebrigen nach Dera zurück, bis er einen ſchweren Artillerie-Train erhielt. Als er dann nach zweitägigem Feuern vorrückte, bewirkte er eine Breſche und verſuchte abermals einen Sturm; aber die Ghurkatruppen trieben die ſtürmenden Abtheilungen mit großem Verluſte zurück. Hierdurch verloren die Sipahis den Muth ſo ſehr, daß ſie nicht von Neuem zum Angriff zurückkehren wollten; Mowbray zwang indeß die Garniſon durch ein Bombardement ſich zu ergeben, nachdem die Einwohnerzahl von 600 auf 70 herabgeſunken war.

Der General Martindell, Gillespie's Nachfolger, marſchirte gen Nahir, welches die Ghurkatruppen räumten, indem ſie ſich nach Dſchithuck, einer Feſtung, welche auf einem Berggrücken, 4000 Fuß höher als das angrenzende Thal, erbaut war, zurückzogen.

Nach der Recognoscirung dieſer Bergfeſte beſchloß der General, ſie auf beiden Flanken zu umgehen und ſeine Abſicht durch einen Scheinangriff auf die Fronte zu verbergen; aber höchſt unglücklich unterſchätzten die die ſüdliche Säule anführenden Grenadiere ihre Gegner, griffen übereilt eine von Felſen eingeſchloſſene Stockade an, und wurden von allen Seiten mit ſtarkem und gut gezieltem Feuer empfangen und auf die Sipahis zurückgeworfen, welche noch nicht in Linie ſtanden, ſie mithin nicht unterſtützen konnten. Da die Ghurkas dieſen für ſie vortheilhaften Umſtand bemerkten, ſprengten ſie vorwärts und trieben die Briten bis zu den Grenzen ihres Lagers vor ſich her; hierauf zog ſich General Martindell nach Nahir zurück.

General Ochterlony mit der Sutledſch-Armee zeichnete ſich eben ſo ſehr durch Vorſicht wie General Martindell durch Uebereilung aus. Ihm ſtand Amierah Sing, der erfahrenſte und herzhafteſte der Ghurka-Anführer, gegenüber, der von ſeinem Feldherrntalente zum öftern ſchon Beweiſe geliefert hatte. Durch geſchickte Manöver eroberte der General einen Poſten nach dem andern, bis ihm das ganze Land zwiſchen Plaſſea und Bellarpore unterworfen war.

Anderer Seits war General Wood höchſt unglücklich; denn während ſeine Truppen durch den Sal-

Wald marſchirten, ſtießen ſie unerwartet auf eine ſtark befeſtigte Stockade, welche ein mörderiſches Feuer auf ſie richtete. Zwar umging Oberſt Hardyman vom 17. königlichen Regiment beide Flanken der Feinde und es hatte ganz den Anſchein, als müßten die Engländer ſiegen; da ließ der General, durch die Ueberraſchung entmuthigt, zur Verwunderung und zum Unwillen des ganzen Heers zum Rückzug blaſen. Furchtſamkeit und ſchlechte Berechnung verrathen ſtets die Unfähigkeit eines Feldherrn.

Die vierte Armee wurde von General Morley ganz eben ſo ſchlecht commandirt, als jene unter Wood. Morley theilte ſeine Kräfte, poſtirte drei große Abtheilungen zwanzig Meilen entfernt von einander, und wunderte ſich dann, als der Feind, dieſe Unklugheit benützend, zwei Abtheilungen abſchnitt. Nach dieſem Unfalle floh der General nach Calcutta. Sein Nachfolger, General George Wood, war ein vorſichtiger aber furchtſamer Mann; er ließ die übrige Zeit der Campagne in ruhmloſer Unthätigkeit vorübergehen.

Die Folge dieſes unglücklichen Feldzugs war, daß die Feinde der Briten in Indien zu ſich ſelbſt Vertrauen faßten und den Kopf höher als je trugen. Dies war vorzüglich bei dem Peiſchwa und bei Sceindia der Fall, während Rundſchiet und Amier Khan zwar ihre Bereitwilligkeit zeigten, aber nur auf Gelegenheit zum Handeln warteten. Der Marquis von Haſtings ließ ſich jedoch dadurch nicht abſchrecken, und da er gehört hatte, daß Kumahun im nördlichen Nepal von Truppen entblößt ſei, ſo beſchloß er, da er von ſeiner Armee

keine Mannſchaft entbehren konnte, ein Corps unregelmäßiger Truppen dorthin zu ſchicken. Er beauftragte den Oberſtlieutenant Gardiner und den Hauptmann Hearſay, der ehemals im Dienſte der Mahratten geſtanden, unter den Patanen von Rohilkund eine Truppenmacht anzuwerben.

Eine beträchtliche Anzahl Leute kam auf dieſe Weiſe zuſammen, die unter Gardiner's und Hearſay's Befehl geſtellt wurde. Der letztere blockirte Kululgurt, der Feind rückte vor, um den Platz zu entſetzen und zwang Hearſay zu einem Treffen, in welchem er verwundet, von ſeinem Sieger, Haſta-Dal, gefangen und nach Almora geſchickt ward. Gardiner, der die Art der pataniſchen Kriegsführung wohl verſtand, ſchritt mit Geſchicklichkeit und Vorſicht vor und rückte bald nach dem Unfall Hearſay's nach Almora vor, wo ſich Oberſt Nicholls mit einem kleinen Artillerie-Train und 2000 Mann regulärer Infanterie mit ihm vereinigte. Haſta-Dal verſuchte Almora zu entſetzen, wurde aber geſchlagen und im Scharmützel getödtet, worauf die Ghurkaſoldaten den Platz und ihren Gefangenen Hearſay übergaben.

Trotz aller Befehle von Calcutta rührte ſich General Martindell nicht von der Stelle und als er ſich endlich in Bewegung ſetzte, geſchah es ohne Plan und ohne beſtimmten Zweck. Er verſchwendete viele Zeit vor Dſchythuck, das er erſt zu belagern verſuchte, dann, als ihn der Muth zur kühnen Ausdauer verließ, eine Blockade unternahm, ohne doch die Verbindungen des Feindes abſchneiden zu können. Sein einziger Erfolg

war: Menſchen und Geld zu vergeuden und den britiſchen Ruf in Indien zu vernichten.

General Ochterlony verfolgte die Ghurkatruppen, die ſich vor ihm in eine feſte Stellung zurückzogen. Dieſe Stellung lag auf einem Bergrücken, von welchem ſich Hörner, alle bis auf zwei mit Stockaden verſehen, erhoben, und wurde außerdem noch durch die Redouten von Malun und Seringhar verſtärkt. Ochterlony bemächtigte ſich der beiden unbefeſtigten Hörner, überzeugt, daß der Verſuch, ſie zurück zu erobern, eine entſcheidende Schlacht herbeiführen werde. Er hatte ſich in ſeiner Vermuthung nicht geirrt. Die Ghurkatruppen richteten ihre verzweifelten Angriffe zwei Stunden lang auf die Briten, wurden aber mit Verluſt ihres Anführers und einem Drittel der Armee zurückgeſchlagen. Armiera Sing würde den Kampf fortgeſetzt haben, wenn ihn ſeine Verbündeten nicht im Stiche gelaſſen hätten; er unterlag und mußte das von Kalie weſtlich gelegene Land mit Einſchluß der Feſtung Dſchythuck an die Briten abtreten.

Die von den Nepaleſen gemachten Friedensvorſchläge zerſchlugen ſich, da die Engländer Bedingungen ſtellten, welche jene nicht annehmen wollten. Ochterlony erhielt darauf die Weiſung, den Oberbefehl der Haupt-Armee zu übernehmen. Im Februar 1813 drang er in die Wälder ein, welche die Grenzen Nepals beſchützen und erreichte die den Haupt-Gebirgspaß beſtreichenden Feſtungswerke ſehr bald. Eine vorläufige Unterſuchung überzeugte ihn, wie nutzlos es ſein würde, die Wegnahme der Stockaden durch Erſtürmung zu ver-

ſuchen und daß er mithin andere Pläne entwerfen müſſe. Bei genauerer Aufnahme der Gegend entdeckte er einen kleinen Waſſerlauf, in welchen ſogleich ein Heerhaufen, an deſſen Spitze ſich Ochterlony ſelbſt ſtellte, eindrang. Unter Gefahren und Entbehrungen erreichten ſie den Gipfel, und der Feind verließ die Laufgräben, weil ſie ihm nicht länger von Nutzen waren. Jetzt ſtürmte die ganze ghurka'ſche Streitmacht auf den von den Engländern beſetzten Paß bei Makwanpore los, wurde aber gänzlich zurückgeworfen; und nachdem die Oberſten Kelly und O'Halloran noch einen zweiten Sieg erfochten hatten, bat der Radſchah von Nepal um Frieden unter den früher verworfenen Bedingungen.

Während dieſes Kriegs hatten die Ghurka, die dem Namen nach Unterthanen des himmliſchen Reichs waren, ſich von dort aus Hülfe erbeten; hierauf zogen die Chineſen ein Heer zuſammen, zögerten aber ſo lange mit dem Ausmarſch deſſelben, bis der Krieg vorüber war. Als ſie jedoch die Urſache des Kriegs erfuhren, erklärten ſie, daß die Ghurka die ihnen gewordene Strafe verdient hätten, und überließen ſie ihrem Schickſale. Der General-Statthalter fühlte keine Neigung mit Härte zu verfahren, noch ſich mit nutzloſen Beſitzungen zu beläſtigen; er beſchränkte daher die Ghurkaherrſchaft auf das eigentliche Nepal, ohne ſie in ihren von Alters her beſeſſenen Domänen zu beunruhigen.

Unſere am Anfange des Kriegs erlittenen Unfälle gaben den Mahratten zu neuen Intriguen Anlaß. Scindia, das Haupt der Verſchwörung, hatte ein im-

merwährendes Lager, vom Fort Gwalior unterſtützt, errichtet. Aus dieſem Lager war binnen wenigen Jahren eine blühende Stadt entſtanden, auf deren Zunahme Sceindia, weil ſie als Beweis ſeiner anwachſenden Größe diente, ſehr ſtolz war. Er intriguirte nicht nur mit dem Peiſchwa zu Punah und mit Holkar zu Indore, ſondern er knüpfte auch Unterhandlungen mit dem Radſchah von Berar an, und erhielt Verſprechungen, wenn ihm Gefahr drohe, von Rundſchiet Sing und den radſchputiſchen Radſchahs Beiſtand zu erhalten, ja er ſuchte ſogar den Radſchah von Myſore für ſich zu gewinnen. Wenn dieſe Verbindung während des nepaleſiſchen Kriegs zur Ausführung gekommen wäre, ſo würde ſie ſicherlich die britiſche Autorität ernſtlich bedroht haben; aber die Eiferſucht der Mahratten und das Bewußtſein der Verrätherei gegen einander, verbunden mit dem Verdacht, den ſie gegen ihre Alliirten hegten, erforderte zu viel Zeit, um eine ſolche Conföderation zu organiſiren; inzwiſchen ward der Friede mit dem Ghurkaſtamme abgeſchloſſen und die Briten konnten Mittelindien ihre ganze Aufmerkſamkeit widmen.

Während dieſer Periode der Ungewißheit und der ängſtlichen Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, befanden ſich als Reſidenten der oſtindiſchen Compagnie reſpective zu Punah und zu Nagpore die Herren Elphinſtone und Jenkins, Diplomaten von unübertroffener Geſchicklichkeit, die gründliche Erfahrung, gepaart mit großer Entſchloſſenheit beſaßen, und mit den gegenſeitigen Verhältniſſen der von Eingeborenen beherrſchten Staaten auf's Genaueſte bekannt waren.

Die Lage des Reſidenten in Punnah war mit bedeutenden, aus dem zwiſchen dem Peiſchwa und den Briten abgeſchloſſenen Allianztractat entſtehenden Schwierigkeiten verknüpft. Der Marquis von Wellesley wußte zur Zeit des Abſchluſſes ſehr wohl, daß nur die höchſte Noth den Peiſchwa vermocht hatte das Bündniß zu ſchließen, er ſah die Zeit kommen, wo er den unwillkommenen Vertrag brechen und die Feindſeligkeiten von Neuem beginnen werde. Und er täuſchte ſich nicht. Als die Angelegenheiten des Peiſchwa's ſich verbeſſert hatten und die verſchiedenen mahrattiſchen Staaten ihm ihre Unterſtützung anboten, ſo ſtieg der Wunſch in ihm auf, ſich ſeiner Verpflichtungen gegen die Briten zu entledigen. Auch war er ſehr unzufrieden mit mehreren Entſcheidungen der engliſchen Statthalter, welche dieſe als Schiedsrichter zwiſchen ihm und ſeinen Vaſallen abgegeben hatten, indem er ihre Ausſprüche dem Sonderintereſſe, nicht aber dem Rechtsgefühl derſelben zuſchrieb. Er glaubte überdies große Urſache zur Beſchwerde zu haben, weil er gezwungen ward, ſeiner Hoheitsrechte über Kolapore und Sawant Warie, an der Küſte des nördlichen Concans, zu entſagen. Dieſe Staaten rüſteten kleine Seeräuberfahrzeuge aus und waren Jahre lang die Plage der weſtlichen Meere geweſen. Im Jahre 1812 zwang ſie Lord Minto ſich ſeiner Macht zu unterwerfen, indem er von ihren bedeutendſten Häfen Beſitz nahm und ihren Seeraubzügen Einhalt that. Den Verluſt dieſer Kaperrechte betrachtete der Peiſchwa wie eine große ihm zugefügte Unbill. Faſt iſt es unnöthig darauf aufmerkſam zu machen,

daß Badschie Rao, wie die meisten asiatischen Prinzen, zugleich ehrgeizig und furchtsam so wie ein Liebhaber von Intriguen war, der abwechselnd von Wünschen und Befürchtungen beherrscht wurde. Herr Elphinstone, in dessen Charakter Discretion mit Entschiedenheit gepaart war, hielt ihn im Zaume, bis seine Leidenschaften, von einem liederlichen Minister entzündet, durch Verbrechen und Verrath ihn am Ende ins Verderben stürzten.

Der i. J. 1816 stattgefundene Tod des Radschahs von Nagpore machte seinen Sohn Pursadschie Bhonschlah, der blind, vom Schlage gerührt und blödsinnig war, zu seinem Nachfolger, als der Hof sich in zwei Factionen theilte; der Resident unterstützte heimlich Appa Sahib, den nächsten Erben, indem er ihm den britischen Einfluß zusicherte. Dieses war ein großer Schlag gegen die mahrattische Conföderation, denn obschon Appa später zum Verräther ward, so betrachtete man doch zur Zeit dessen Abfall vom Verein für die Briten von größter Wichtigkeit.

Der äußerst verworfene Minister des Peischwa hieß Trimbuckdschie Danglia; er war Läufer gewesen, wurde dann Spion und nachdem er mehrere Stellen bekleidet, die nichts weniger als ehrenvoll für ihn waren, schwang er sich zum Günstling des Peischwas und zum Befehlshaber der Artillerie mit dem Range eines Premierministers empor. Dieser Posten war die Belohnung für die seinem Herrn als Kuppler geleisteten Dienste und als treuer Helfershelfer der unzähligen von jenem verübten frechen Gräuelthaten. Trimbuckdschie theilte mit

den Mahratten den Haß gegen die Europäer, weil er glaubte, die Gegenwart der letzteren verhindere den Peiſchwa ſeine Hoheit geltend zu machen; es war daher wohl überlegte Politik bei ihm, ſich irgend einem Verſuche anzuſchließen, der die Austreibung der Engländer oder die Verkleinerung ihrer Macht bezweckte. Demzufolge hetzte er Badſchie Rao auf, ſeine Anſprüche an den Nizam und Guicowar zu erneuern, indem er die Güter der vornehmſten Grundeigenthümer wegnahm und mit deren Einkünften ſeinen Schatz bereicherte. Durch dieſen verwegenen Schritt brachte er vor Eröffnung der Feindſeligkeiten fünf Millionen Pfund Sterling zuſammen.

Die gegen den Nizam und Guicowar erhobenen Anſprüche waren, wie Herr Elphinſtone wohl wußte, nur Vorwände, um die Verbindungen mit den Höfen von Punah, Baroda und Hyderabad offen zu halten. Er beſtrebte ſich daher, eine Ausgleichung zu Stande zu bringen, wurde aber vom Peiſchwa und deſſen Miniſter daran verhindert. Der Guicowar wünſchte ebenfalls ſehnlichſt mit dem Peiſchwa ein Uebereinkommen zu treffen und ſchickte daher einen mit Vollmacht zur Abſchließung eines Tractats verſehenen Repräſentanten nach Punah ab, der, nach zwölfmonatlicher Zeitvergeudung, zurückzukehren und die Entſcheidung der britiſchen Regierung als Schiedsrichterin zu überlaſſen beſchloß. Dieſes würde aber die Pläne des Peiſchwas und ſeines Miniſters zerſtört haben; ſie boten daher alles auf, ſich die Gunſt des Geſandten zu erwerben und ſeine Rückreiſe zu verzögern. Gungadhar Scha-

ſter, ein Brahmine von Ruf, der Vertreter Guicowar's, war außerordentlich eitel und bereitwillig ſich durch Trimbuckdſchie's vorgebliche Bewunderung ſeiner Talente täuſchen zu laſſen. Letzterer ſchmeichelte ſich bei ihm ein, indem er ihm vorſchlug, er wolle ſein Amt niederlegen und es ihm überlaſſen, um dem Peiſchwa einen ihm ſo ſehr an Geſchicklichkeit überlegenen Miniſter zu verſchaffen. Da Herr Elphinſtone die Sicherheit des Schaſters gewährleiſtet hatte, trug, als er fand, daß die Unterhandlungen eingeſchlafen waren, er auf deſſen Rückreiſe an, und war erſtaunt eine abſchlägliche Antwort zu erhalten; es kam nun heraus, daß eine Heirathsunterhandlung zwiſchen dem Sohne des Schaſters und einer Schwägerin Badſchie Rao's im Werke ſei. Da aber der Guicowar die Abtretung einiger Ländereien verweigerte, wurde die Unterhandlung abgebrochen. Daß der Schaſter ſeiner Frau die Erlaubniß, den Palaſt beſuchen zu dürfen, verſagte, war abermals eine Beleidigung in den Augen des Peiſchwas.

Dieſe Verſchiedenheit der Anſichten verurſachten bald Zank zwiſchen dem Peiſchwa und dem Schaſter. Trimbuckdſchie beſchloß daher, weil er zu ſtark compromittirt war um ſich herausreden zu können, ſeine Politik zu ändern und faßte, um ſich zu retten, den ſchrecklichen Entſchluß, einen Meuchelmord zu begehen. Da der Schaſter eingeladen war Badſchie Rao auf eine Pilgerfahrt nach dem Tempel von Binderpore zu begleiten, ſo ging Herr Elphinſtone mit ihnen bis nach Naſik, wo er zu bleiben ſich veranlaßt fand, während ſeine Reiſegefährten ſich weiter begaben. In der Nacht

nach ihrer Ankunft ſchloß ſich der Schaſter, von Trimbuckdſchie angeregt, dem Peiſchwa in einigen Ceremonien großer Heiligkeit an und empfing dagegen die heißeſten Freundſchafts- und Hochachtungs-Verſicherungen. Unmittelbar darauf jedoch, als der unglückliche Schaſter den Tempel verließ, wurde er von gedungenen Meuchelmördern wörtlich in Stücken gehauen. Der Mord eines Geſandten, deſſen Sicherheit die Briten gewährleiſtet hatten, verurſachte allgemeinen Unwillen. Die ſtrenge von Herrn Elphinſtone eingeleitete Unterſuchung ließ über die Schuld des Peiſchwas und ſeines Miniſters keinen Zweifel aufkommen. Hierauf theilte man Badſchie Rao mit: daß wenn er auch die Schuld des Verbrechens auf die Miſſethäter wälzen wolle, die daſſelbe verübten, ſo müſſe doch ſein hinterliſtiger und ſchuldbeladener Miniſter den britiſchen Behörden ausgeliefert werden. Da der Peiſchwa zögerte, ſo wurde in Punah ein Truppencorps zuſammengezogen, worauf er Trimbuckdſchie dem Reſidenten auslieferte, nachdem er das Verſprechen, ſein Leben ſolle geſchont werden, erhalten hatte. In Folge hiervon ward der Miniſter im Fort Tannah auf der Inſel Salſette eingekerkert, wo er die Theilnahme an dem Mord eingeſtand, jedoch ausſagte, daß er dabei des Peiſchwas Inſtructionen gefolgt ſei.

Da die Garniſon Tannahs gänzlich aus europäiſchen Truppen beſtand, ſo war Trimbuckdſchie im Stande, durch ſeine Dienerſchaft mit ſeinen Freunden zu correſpondiren; ein Pferdeverleiher, der täglich vor ſeinem Gefängniſſe vorbei ging, war ſein Hauptagent.

Dieſer Mann ſang, anſcheinend arglos, ſeinen Bericht in dem den Mahratten eigenthümlichen Recitativſtyl, während die, mit der Sprache unbekannten Schildwachen unfähig waren die Umtriebe zu entdecken, ſelbſt wenn ſie Verdacht geſchöpft hätten. Als Alles bereit war, verließ Trimbuckdſchie ſein Zimmer unter einem plauſiblen Vorwand, verkleidete ſich als Diener, erreichte eine Brüſtung und ließ ſich ſelbſt an einem Strick, den einer ſeiner Mitſchuldigen an eine Kanone befeſtigt hatte, herunter. Draußen ſtanden Freunde bereit ihn fortzuſchaffen, und lange ehe man ſeine Flucht entdeckte, war er gegen Verfolgung ſicher. Der Peiſchwa ſagte ſich von aller Mitwiſſenſchaft des Entwiſchens los; aber Herr Elphinſtone ermittelte, daß er ihn nicht nur mit Geld verſehen um Truppen zu werben, ſondern ihm perſönlich eine Audienz gegeben habe. Hierauf folgte eine merkwürdige Entfaltung von Doppelzüngigkeit. Trimbuckdſchie disciplinirte eine große Anzahl Mahratten und Pindarien, deren Exiſtenz der Peiſchwa leugnete, und als ſeine Falſchheit ſo klar wurde, daß er ſie nicht länger leugnen konnte, ſo ſagte er ſich von jeder Betheiligung an ihren Handungen los und drohte ſie als Inſurgenten zu verfolgen. Am Ende ſetzte er eine Belohnung auf Trimbuckdſchie's Kopf aus und ließ das Grundeigenthum ſeiner vornehmſten Gehülfen confiſciren.

Ehe wir zu den Reſultaten der eben erzählten Ereigniſſe übergehen, wird es nöthig ſein, einen Ueberblick auf andere Theile der indiſchen Beſitzungen zu werfen. Der durch den Ausgang des nepaleſiſchen Kriegs

den Briten erworbene Ruhm vergrößerte sich im folgenden Jahre durch die Eroberung von Hatraß, einer einem Zinspflichtigen der Compagnie Namens Diaram gehörenden Festung; dieser, sich auf deren feste Lage und vermeinte Uneinnehmbarkeit verlassend, zeigte sich widerspenstig und bestimmte dadurch die Behörde ihn zu bestrafen. Das Militairdepôt zu Kahnpore lieferte einen großen Artillerie-Train, der in wenigen Stunden Bresche in den Wällen schoß und da das Haupt-Pulvermagazin in die Luft flog, so ward hierdurch die Zerstörung dieser uneinnehmbaren Festung beendigt, ohne den Belagerern den geringsten Verlust zu verursachen. Diese Affaire bewirkte einen fühlbaren Eindruck auf die widersetzlichen Häuptlinge im eigentlichen Hindostan.

Die Pindarien nahmen jedoch in demselben Verhältnisse an Anzahl und Unternehmungsgeist zu, wie das Glück die britischen Waffen begünstigte. Nachdem Hatraß zerstört war, warf sich ein starkes Truppencorps derselben in das Gebiet von Madras und verheerte es; im folgenden Jahre begingen diese Räuber trotz unserer Bemühungen ähnliche Missethaten im Dekhan. Der General-Gouverneur, überzeugt, daß am Ende diese Frevel von den Behörden in England bemerkt und von dorther Befehl gegeben würde sie zu unterdrücken, handelte nur vertheidigungsweise, indem er die Begebenheiten abwartete, und die zunehmende Verrätherei der Mahratten überwachte; zugleich aber traf er alle zum Kriege nöthigen Vorbereitungen, weil er dessen Unvermeidlichkeit als gewiß voraussah.

Dieses folgerechte Verfahren ward von besagten

Behörden genehmigt, welche endlich zu der Ueberzeugung gelangt waren, daß Cornwallis und Barlow mit ihrer Nichteinmischungs-Politik im Irrthum gewesen; und bei Erneuerung des Freibriefs der ostindischen Compagnie i. J. 1813 wurden Befehle ertheilt, Dscheypore bei günstiger Gelegenheit unter britischen Schutz zu stellen. Da nach Beendigung des nepalesischen Kriegs die Hauptstadt Dscheypores von Amier Khan und den Pindariehorden bedroht ward, so eröffnete man Unterhandlungen mit dem Fürsten jenes Landes behufs eines Bündnisses; aber er nahm unsere Vorschläge gleichgültig auf. Die Schuld hiervon war, wie es sich später herausstellte, die vom Fürsten von Dscheypore gehegte Vermuthung, daß Amier Khan seine Pläne aufgeben würde, weil er glaubte, daß britischer Schutz nach Belieben zu erlangen sei. Hierauf brach der General-Gouverneur vorläufig jede weitere Unterhandlung ab, indem er hoffte, sie später mit Vortheil wieder anknüpfen zu können.

Obschon der Peischwa die aufrichtigste Freundschaft für die Engländer heuchelte, so wußte der Resident doch gewiß, daß er im Bunde mit Trimbuckdschie sei, und einen Aufruhr begünstigte, der vorgeblich gegen seine eigenen Länder gerichtet war. Offenbar bereitete er sich zum Kriege vor; seine Schätze wurden von Punah weggebracht, seine Festungen ausgebessert und mit Garnisonen versehen und er hob in allen Gegenden des Landes Truppen aus. Hierauf erklärte der General-Gouverneur im Rathe: Badschie Rao habe seinen Tractat mit den Engländern gebrochen, und müsse gezwungen

werden für ſein vergangenes Verfahren Entſchädigung und für ſein künftiges Sicherheit zu leiſten. Da ſeine vorzüglichſten Feſtungen zur Zeit in den Händen der Engländer waren, ſo blieb ihm keine Wahl als Krieg oder Nachgeben; er entſchloß ſich mit Widerſtreben zu Letzterm und am 18. Juni 1817 ward ein Tractat unterzeichnet, in welchem er ſeine Anſprüche auf die Würde eines Oberhauptes ſämmtlicher Mahrattenchefs fallen ließ und mehrere Länder ſowie die Feſtung Ahmednaggar den Briten abtrat.

Als Ergänzung dieſes Tractats wurde im nächſten November ein anderer mit dem Guicowar abgeſchloſſen, in welchem die vom Peiſchwa an ihn erhobenen Anſprüche durch Zahlung von vier Lak Rupien jährlich ausgeglichen wurden; die Briten erhielten auf ihren Antheil beim Vergleich die Stadt Ahmedabad, die Hauptſtadt Gudſcherats, einen Platz von beträchtlicher commerzieller und politiſcher Wichtigkeit.

Da der Marquis von Haſtings nunmehr freie Hand hatte, ſo verfolgte er ſeine Pläne gegen die Pindarien. Er beſchloß unerwartet mehrere Heerſäulen zur Beſitznahme verſchiedener Poſitionen vorzuſchieben, wodurch der Feind verhindert werden ſollte ſeine Streitkräfte zuſammenzuziehen. Er glaubte, daß der Erfolg dieſes Plans von Geheimhaltung und raſcher Bewegung abhänge. Die erſte Anſtrengung dieſer Politik, welche auf den nachfolgenden Krieg großen Einfluß übte, war gegen Sceindia gerichtet, bei welchem ſowohl Pindarien wie Mahratten auf Unterſtützung rechneten. Zwei Heere, eins unmittelbar unter dem General-Statthalter,

das andere unter General-Major Dorking, schnitten seine Truppen so wirksam von einander ab, daß sie in die Alternative kamen, entweder sich zu schlagen oder zu unterhandeln. Sceindia mußte das Letztere thun, obschon es ihn sauer genug ankam; auf diese Weise ward der Urheber und Beförderer des Widerstandes gegen unsere Herrschaft schon im Anfange des Kriegs von seinen Verbündeten getrennt.

Der abgeschlossene Tractat stipulirte, daß Sceindia, so weit dies in seinen Kräften stände, die Pindarien vertilgen, auch ein Contingent stellen sollte, welches mit den Briten unter Befehl eines britischen Officiers agiren müsse. Um die vollständige Ausrüstung, sowie den Sold dieses Contingents zu bestreiten, mußte er auf drei Jahre seine Ansprüche an die Compagnie überweisen; ferner mußte er zustimmen, daß die seiner Familie und seinen Ministern zu zahlenden Jahrgehalte als Sold der von ihm zu stellenden Cavallerie verwendet würden, und endlich kam man überein, daß der übrige Theil seiner Armee die ihnen von den Engländern anzuweisenden Posten besetzen und nur diese befugt sein sollten, sie von dort abzulösen. Eine andere Stipulation übergab den Briten, so lange der Krieg dauere, die Festungen Assierghur und Hindia als Unterpfänder von Sceindia's Treue, und der achte Artikel beraubte ihn der absoluten Controle über die radschputischen Staaten.

Die Ausführung dieses Tractats, der den Neigungen Sceindia's so sehr widersprach, suchte derselbe auf alle mögliche Weise zu verhindern: nur mit Mühe war sein Contingent zu erlangen und Assierghur über-

gab er nicht, weil, wie er behauptete, der Commandant ſich weigere, ſeinen Inſtructionen zu gehorchen. Aber als die Engländer die Feſtung belagerten und nahmen, fiel ihnen ein Brief von Sceindia in die Hände, der die Weiſung an den Gouverneur enthielt, jedem Befehle des Peiſchwas Folge zu leiſten. Dieſen Brief entſchuldigte Sceindia mit dem Vorwande, daß zwiſchen beiden Familien eine langjährige Freundſchaft beſtehe, eine Ausflucht, die ſich Lord Haſtings gefallen ließ; aber als Strafe für ſo großen Treubruch verlangte er die abſolute Abtretung Aſſierghurs, welches in unſerer Obhut den Freibeutern und Räubern, welche ſich in der Nachbarſchaft herumtrieben und denen es während der Mahratten-Regierung zum ſichern Zufluchtsorte diente, einen wirkſamen Hemmſchuh anlegen würde.

Der Hauptangriff gegen die Pindarien war jetzt in Ordnung gebracht. Mit ihrer Lage in Malva und im Thale der Nerbudda vertraut, marſchirten die Armeen Bengalens, Gudſcherats und des Dekhans gleichzeitig gegen ſie. Die Armee des Dekhans, dreiundfunfzigtauſend Mann ſtark und von Sir Thomas Hislop befehligt, bildete das Centrum, von der vierundzwanzigtauſend Mann ſtarken bengaliſchen Armee auf der einen, und von der faſt eben ſo ſtarken gudſcherat'ſchen auf der anderen Seite unterſtützt; während die ganze feindliche Streitkraft kaum dreißigtauſend Mann betrug, die überdies durch die gegenſeitige Eiferſucht ihrer Anführer Tſchietor, Kurrur Khan und Naſil Mahomed, jeder Einheit der Handlung entbehrte. So günſtig hiernach die Umſtände für uns zu ſein ſchienen, ſo änderten

doch Vorgänge in Punah den Feldzug gänzlich und verwickelten uns in einen Krieg mit dem Peiſchwa.

Da die Meinung vorherrſchend war, daß Badſchie Rao den in Punah mit ihm abgeſchloſſenen Tractat nicht auszuführen beabſichtige, ſo lehnte der Reſident ſeine Einladung, ihn auf ſeiner nächſten jährlichen Pilgerfahrt nach dem Tempel von Pundeſore zu begleiten, ab. Dieſes geſchah mit der Abſicht, das Vertrauen zwiſchen der britiſchen Regierung und dem Peiſchwa wiederherzuſtellen, welchen Wunſch auch dieſer Letztere zu theilen ſchien, denn er entließ ein ſtarkes Cavalleriecorps aus ſeinen Dienſten; freilich aber erfuhr man nachträglich, daß jeder Officier einen ſiebenmonatlichen Sold im Voraus und zwar mit dem Befehle empfangen habe: wachſam und kriegsbereit zu ſein, auch, wenn er dazu aufgefordert würde, ſo viele Freiwillige mitzubringen, als er anwerben könnte.

Anſtatt von Pundeſore nach Punah zurückzukehren, ging der Peiſchwa nach Maholy bei Satara, einen Platz, der bei den Hindu im Geruche großer Heiligkeit ſteht. Während ſeines dortigen Aufenthalts machte ihm Sir John Malcolm, politiſcher Agent des General-Gouverneurs, der die verſchiedenen Reſidenten beſucht und ihnen Inſtructionen hinſichtlich des Verfahrens gegen die Pindarien ertheilt hatte, ſeine Aufwartung. Sir John wurde für einen geſchickten Diplomaten gehalten, er ließ ſich aber durch die Freundſchaftsverſicherungen des Peiſchwa völlig bethören und kehrte mit der Ueberzeugung nach Punah zurück, daß, wenn das Verlangen des Peiſchwa, ſeine Truppen

zu vermehren, befriedigt und er mit Vertrauen behandelt würde, die Briten einen tüchtigen Alliirten an ihm erwerben könnten. Der Reſident Herr Elphinſtone, der den Peiſchwa beſſer kannte, war dieſer Meinung nicht, er wurde aber überſtimmt, und die als Pfand für Erfüllung des Tractats zurückgehaltenen Bergfeſtungen wurden dem Peiſchwa ausgeliefert. Während General Smith's Truppen, die, um Punah im Zaume zu halten, dort im Quartiere lagen, nach der Grenze von Kaneiſch abmarſchiren mußten, blieb kaum eine hinlängliche Zahl zur Unterſtützung des Reſidenten bei ihm. Der Peiſchwa kam im September nach Punah zurück, nachdem er ſeine Pläne gegen die Engländer in Maholy zur Reife gebracht hatte. Die Häuptlinge der Mahratten, die ihm nicht trauten, zwangen ihn, vor ihrer Vereinigung mit ihm, zu ſchwören, daß er ſich durch den Rath des Generals Bappu Gokla, der ihr volles Vertrauen beſaß, gänzlich leiten laſſen wolle.

Der Peiſchwa vernachläſſigte Malcolm's abgeſchmackten Rath, ſeine Armee zu vergrößern, durchaus nicht, er war vielmehr eifrig bemüht, ihn nach beſten Kräften auszuführen; eben ſo wenig unterließ er ſeine Feſtungen auszubeſſern und zu verproviantiren und ſeine Flotte zu bemannen. Trimbuckoſchie Danglia that ebenfalls das Seinige, indem er die Bhul, Ramuſie- und verſchiedene andere Raubſtämme anwarb; während unaufhörlich ſich Depeſchen zwiſchen Nagpore und den Lagern von Sceindia, Holkar und Amier Khan kreuzten. Der Meuchelmord des Reſidenten und die eingeborenen im britiſchen Dienſte ſtehenden Truppen

unzufrieden zu machen, waren des Peischwas persönliche Unternehmungen.

Ueber die Treue der Sipahis herrschte Verdacht, der durch die Berichte aus allen Gegenden, zusammengenommen mit der Größe der gebotenen Bestechungen, und eine noch weit wichtigere Thatsache, daß nämlich mehrere Familien derselben in der Gewalt des Peischwas waren und von seiner Rachsucht zu leiden hatten, bestärkt wurde. Aber zur Ehre dieser tapferen Leute sei es gesagt, weder die Erwägung ihrer Familienverhältnisse, noch die ihnen in Aussicht gestellten Belohnungen machten ihre Treue wankend. Alle Versuche dieser Art blieben wirkungslos; einige schlugen die Anerbietungen mit Unwillen aus, andere nahmen sie scheinbar an, aber nur, um die Natur der Intriguen kennen zu lernen und sie dann ihren Officieren zu enthüllen. Wir dürfen hier nicht unerwähnt lassen, daß Bappu Gokla, empört über die Zumuthung, Herrn Elphinstone ermorden zu lassen, keinen Augenblick anstand diesen zu benachrichtigen, daß er in Gefahr schwebe. Der Resident, überzeugt, daß ein Regiment Europäer zu seinem Beistand herbeieile und die Unentschlossenheit Badschie Rao's kennend, schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß er den Muth, diese Schandthat zu begehen, im letzten Augenblick verlieren würde.

Da die Truppen in den Kantonnirungen schlecht aufgestellt waren, so verlegte Herr Elphinstone sie nach dem Dorfe Khirkie, welches vom General Smith für den Fall eines Bruchs bezeichnet war. Die Mahratten schrieben diese rückgängige Bewegung der Furcht zu

und plünderten ſogleich die verlaſſenen Kantonnirungen. Streifpartien ihrer Reiterei ſchritten zur ſelben Zeit gegen die britiſchen Linien vor, während die Miniſter des Peiſchwa's einen äußerſt beleidigenden, beſchimpfenden und herausfordernden Ton gegen die Engländer annahmen. Da Herr Elphinſtone eine längere Zögerung unſerem Intereſſe nachtheilig glaubte, ſo beorderte er am 3. November das leichte Bataillon und die Hülfsreiterei nach Punah, worauf der Peiſchwa beſchloß, die Feindſeligkeiten zu eröffnen.

Der einzige ſichtbare Theil der mahrattiſchen Armee war die auf den Gipfeln der umgebenden Berge ſich verſammelnde Infanterie. Aber beim Erſteigen einer dieſer Berge bemerkte man in der Ebene Maſſen von Cavallerie, welche die Richtung nach der Stadt einſchlugen, während von allen Seiten immer neue Schaaren herbeiſtrömten. Da Herr Elphinſtone den beabſichtigten Verſuch, die Infanterie vom Lager abzuſchneiden, bemerkte, zog er ſich mit ſeiner Familie nach Khirkie zurück, wobei er dem Feuer der Mahratten vom jenſeitigen Ufer des Fluſſes ausgeſetzt war; zu gleicher Zeit befahl er dem Oberſtlieutenant Burr, des Peiſchwa's Truppen anzugreifen und dem Major Ford, ihn mit den irregulairen Truppen zu unterſtützen. Die Mahratten, über dieſe Manöver erſtaunt, zögerten; Gokla hingegen ermuthigte ſeine Leute zum Vorrücken, indem er ſie bald bat und lobte, bald mit Vorwürfen überhäufte; der Peiſchwa ſchickte indeſſen, nachdem die Truppen vorgerückt waren, Gokla die Weiſung, nicht die erſte Kanone abfeuern zu laſſen. Als der General den Bot-

ſchafter ſah, errieth er die Inſtruction, die dieſer ihm zu überreichen habe, er eröffnete augenblicklich das Feuer einer Batterie von neun Kanonen, detaſchirte einen Kameelraketen-Körper zur rechten Hand, und indem er ſeine Cavallerie auf beiden Flanken der Briten vorrücken ließ, umzingelte er ſie faſt gänzlich. Aber die überaus ſchnelle Bewegung ſeiner Cavallerie ließ die Infanterie zu weit hinter ſich zurück, nur ein Bataillon, welches der Portugieſe de Pinto commandirte, hatte einen kürzeren Weg eingeſchlagen und ſich im Gebüſch verſteckt. De Pinto ſtellte ſeine Leute auf, wurde aber plötzlich von den engliſchen Sipahis angegriffen, die in ihrem Eifer zu weit vorgingen und ſich von den übrigen Truppen trennten. Gokla führte, um hieraus Vortheil zu ziehen, ſechstauſend Reiter vor, ward aber von Oberſtlieutenant Burr bemerkt, der ſogleich mit der Verfolgung der geſchlagenen de Pinto'ſchen Truppen anhielt, und ſich gegen Gokla wandte. In der Fronte des britiſchen linken Flügels und keiner der beiden kriegführenden Parteien bewußt, befand ſich ein tiefer Moraſt, in welchen ſich die mahrattiſchen Reiter mit ſolcher Heftigkeit ſtürzten, daß die hinterſten über ihre ihnen voran galoppirten ſinkenden Kameraden hinwegritten. Die Sipahis überſchütteten ſie mit einem Kugelregen, der fürchterlich unter ihnen aufräumte; und was die Bajonette erreichen konnten, wurde mit Leichtigkeit niedergemacht. Als nun eine Compagnie Europäer vorrückte, um die Eingeborenen zu verſtärken, flohen die Mahratten ſchaarenweiſe und ließen die Engländer als Sieger über ein Heer, das zehnmal größer als das ihrige war.

Dieſer Sieg ward mit dem geringen Verluſt von dreiundachtzig Mann an Todten und Verwundeten erkauft.

Bei Erklärung der Feindſeligkeiten ließ Badſchie Rao ſeinen blutdürſtigen und rachſüchtigen Gelüſten freien Lauf. Das Hôtel des Reſidenten ward geplündert und verbrannt, die Familien der in ſeine Hände fallenden Soldaten geprügelt und beraubt, viele ſogar verſtümmelt; die Feldfrüchte zerſtört, Bäume mit den Wurzeln ausgeriſſen, ja ſogar die Gräber erbrochen und die Leichname entehrt. Ein mit Landmeſſen beſchäftigter Ingenieur-Offizier wurde getödtet. Zwei Brüder Namens Vaughan, von denen einer Hauptmann in der Madras-Armee war, wurden in der Gegend von Punah gefangen und gehängt. Gokla aber ſetzte dieſen Grauſamkeiten ein Ziel, nachdem ihm Elphinſtone vorgeſtellt hatte, daß die Fortſetzung ſolcher Gräuelthaten ſtrenge Vergeltung zur Folge haben würde.

Da die Verbindungen mit Punah aufgehört hatten, ſo beſorgte General Smith, daß etwas Unrichtiges vorgefallen ſein müſſe und machte Anſtalt zum Rückmarſch, auf welchem er von Streifpartien leichter mahrattiſcher Reiterei beläſtigt wurde. Am 13. November vereinigten ſich beide Abtheilungen (Smith's?) und marſchirten auf Badſchie Rao's Lager zu, der nach einem heißen Scharmützel nach Sattara floh und ſeine Hauptſtadt der Gnade der Engländer überließ. General Smith beſetzte ſie ſogleich, und da inzwiſchen weitere Verſtärkungen angekommen waren, machte er ſich auf, um den Peiſchwa zu verfolgen.

Bei Nagpore fielen ganz ähnliche Begebenheiten vor. Ungeachtet Appah Sahib den Engländern seine Erhöhung hauptsächlich zu danken hatte, so ließ er sich doch hinter ihrem Rücken in einen geheimen Briefwechsel mit dem Peischwa ein. Obschon er hierdurch thatsächlich seinen Tractat mit den Engländern brach, so beachtete dies die englische Regierung doch nicht, weil der Resident es als unpolitisch ansah, wenn man irgend einen Verdacht hinsichtlich der Aufrichtigkeit des Radschahs verriethe, da seine Verbindungsmittel frei und uneingeschränkt wären. Herr Jenkins traute jedoch seinem scheinbar guten Betragen allein nicht; die Vergrößerung der nagporischen Armee und die immer lebhafter werdende Correspondenz mit dem Hofe zu Punah zeugten zu klar gegen die Freundschaftsversicherungen des Radschahs. Man hoffte jedoch, die Niederlage Badschie Rao's würde ihre Wirkung auf den Radschah nicht verfehlen; indeß bereitete man sich auf das Schlimmste vor und Jenkins verlangte von den britischen Behörden Verstärkung. In kurzer Zeit bestätigte sich der Argwohn, indem die Nachricht von einem beabsichtigten Angriff auf das Residenzschloß und die Kantonnirungen einlief, welche Nachricht durch die Bewegungen der Armee des Radschahs ihre Bestätigung erhielt. Man ergriff unverzüglich Maaßregeln zur Vertheidigung. Colonel Scott besetzte sogleich mit seiner Brigade das Residenzschloß und die benachbarten Höhen. Die britischen Truppen, etwa 1500 Mann stark, wurden in der Nacht vom 26. November von 18,000 Mann angegriffen und dieser Angriff am folgenden Tage wieder-

holt; nach einem mehrſtündigen heißen Gefechte ward der Feind mit großem Verluſte zurückgedrängt.

Dieſe Niederlage und die Verſtärkungen, die das britiſche Heer bald darauf erhielt, zerſtörten die Hoffnungen Appah Sahibs, der nun um Frieden bat, vorgebend, der neuliche Angriff ſei ohne ſein Mitwiſſen gemacht worden.

Es ward ihm angedeutet, daß er nicht eher eine Antwort auf ſein Geſuch zu erwarten habe, als bis ſeine Truppen ſich aus der Nachbarſchaft zurückgezogen hätten; dieſem Befehle gehorchte er zwar ſogleich, blieb aber noch immer in ſeinem Betragen ſchwankend. Als General Doveton mit ſeiner Armee zum Schutze des Reſidenten angelangt war, wurden dem Radſchah folgende Friedensbedingungen angetragen: er ſollte ſeine Artillerie und ſeine militairiſchen Effekten abliefern, ſeine arabiſchen Söldlinge ſogleich, und ſeine eigenen Truppen nachher entlaſſen; ferner ſollten die Briten Nagpore beſetzen und er ſelbſt als Geißel dort bleiben und im Reſidenzſchloſſe wohnen. Dem Namen nach ließ man ihm ſeine Souverainität und ſeine Functionen, gegen den Willen des General-Gouverneurs, der den Vorſtellungen des Herrn Jenkins beipflichtete. Letzterer brachte den Radſchah nach vielen Ausflüchten und einem harten Kampfe mit den arabiſchen Truppen endlich dahin, die britiſchen Bedingungen zu genehmigen.

Der Marquis von Haſtings befahl, die proviſoriſchen Verpflichtungen in einen Tractat einzukleiden, ehe aber die endgültigen Inſtructionen nach Nagpore kamen, brach dort aufs Neue eine Revolution aus. Die Gou-

verneure ſchlugen die Aufforderung zur Uebergabe der Fe-Feſtungswerke Berars ab. Man vermuthete und es beſtätigte ſich bald, daß dies auf Befehl des Radſchahs geſchah, indem aufgefangene Correſpondenzen zwiſchen dem Radſchah, ſeinen Truppen und ſeinen ehemaligen Miniſtern die erneuerte Feindſeligkeit klar bewieſen. Auch überzeugende Beweiſe dafür, daß er den Mord ſeines Vorgängers ſelbſt verübt, fand man unter dieſen Papieren. So groß nun auch dieſe Verbrechen waren, ſo würden ſie Herrn Jenkins doch nicht veranlaßt haben außerordentliche Maaßregeln zu ergreifen; da er aber Mittheilungen erhielt, daß der Radſchah zu entwiſchen beabſichtige, ſo beorderte er eine Truppen-Abtheilung, den Palaſt zu beſetzen und den Radſchah aufzuheben, den man ſo lange im Reſidenzſchloſſe im Gewahrſam hielt, bis der Befehl anlangte, ihn unter gehöriger Escorte nach Hindoſtan zu ſchicken. Aber auf ſeinem Wege nach Benares, welches zu ſeinem Aufenthaltsorte beſtimmt war, ſtellte er ſich krank, beſtach ſeine Wachen und entkam. Der wachthabende Offizier beſuchte den Radſchah in der Nacht zur gewöhnlichen Stunde, er ließ ſich aber durch die Bitten der Wärter, den Patienten nicht zu ſtören, da ihm die Ruhe höchſt nöthig ſei, abhalten, genauer hinzuſehen. Abbah Sahib war um dieſe Zeit ſchon meilenweit entfernt; der Offizier hatte ein Kiſſen für den Kopf des angeblich kranken Radſchah angeſehen. Man erfuhr ſpäter, daß die Escorte des Radſchahs aus ſeinen eigenen Soldaten, die man ihm zu wählen erlaubt hatte, beſtanden habe, weil die Behörden ihn bei ſeiner erzwungenen Abreiſe aus ſeinem

Reiche nicht durch die Ablehnung dieſes ſeines Wunſches hätten kränken wollen. Appah entfloh nach den Mahedo-Bergen, und von dort nach Aſſierghur, wo er ſich Tſchieto, dem Anführer der Pindarien, anſchloß.

General Smith, der den fliehenden Peiſchwa verfolgte, hatte bei dieſer Jagd über die Ghauts viel zu leiden, und da er zu weit nördlich gegangen, kam Badſchie Rao, der dies bemerkte, zurück und drohte Punah wieder zu erobern. Hierauf beorderte Oberſtlieutenant Burr das ſeramiſche Detaſchement zu ſeiner Unterſtützung, welches unter dem Befehle des Hauptmanns Staunton abmarſchirte. Es beſtand aus einem Bataillon Infanterie, dreihundert unregelmäßigen Reitern und zwei von vierundzwanzig Europäern bedienten Sechspfündern. Ein Nachtmarſch brachte ſie nach den den Kondſcham beherrſchenden Bergen, wo Hauptmann Staunton plötzlich die fünfundzwanzigtauſend Mann ſtarke Armee des Peiſchwa's vor ſich hatte.

Ein Treffen erfolgte, welches, ſo unglaublich es auch klingen mag, zu Gunſten der Briten ausfiel; Soldaten und Offiziere fochten tapfer und bedeckten die britiſchen Waffen mit Ruhm. Die Heldenthaten dieſes Tags ſind nie in den indiſchen Kriegen, wo Heldenthaten nicht ſelten waren, übertroffen worden; die barbariſchen Grauſamkeiten, die der Feind verübte, ſchlugen den Muth der Briten nicht nur nicht nieder, ſondern ſteigerten ihn vielmehr. Der Peiſchwa, ſein General Lokla und Trimbukdſchie Danglia waren Zeugen dieſer Schlacht und zogen ſich, als die Nacht hereinbrach, ſchleunigſt

zurück. Der Peiſchwa wurde verfolgt, aber, wie gewöhnlich, nicht gefangen.

Sattara, von General Smith angegriffen, capitulirte, worauf eine Proclamation bekannt gemacht ward die den Peiſchwa abſetzte und ſeine Länder, mit Ausnahme eines kleinen für den Radſchah von Sattara zurückgehaltenen Antheils, der Compagnie verfallen erklärte. Auch veröffentlichte man Verordnungen, welche die billigere Eintheilung der Pachtgelder und der Steuern des Staats regelten.

Badſchie Rao, der nach Scholapore geflüchtet war, ſchloß ſich einer Reiterſchaar an, die ſich in weſtlicher Richtung bewegte. General Smith entdeckte dieſe feindliche Taktik und kam den Mahratten, ſie mit Cavallerie und reitender Artillerie verfolgend, plötzlich und unerwartet auf den Hals. In dem aus dieſer Ueberrumpelung entſtandenen Gefecht ward Gokla von einem Dragoner niedergehauen, worauf die Mahratten flohen, ihr Gepäck nebſt mehreren Elephanten, ſowie auch den Radſchah von Sattara, den ſie als Geißel mit ſich führten, im Stich laſſend. Badſchie Rao wandte ſich nun nach Nagpore; als er aber fand, daß die Heuchelei des dortigen Radſchahs entlarvt worden war, kehrte er nach den nördlichen Grenzen zurück.

Da der Marquis von Haſtings beſchloſſen hatte, die Pindarien auszurotten, ſo trieben Sir John Malcolm und Oberſt Adams, die ſich mit General Marſhall vereinigten, ſie aus ihren befeſtigten Schlupfwinkeln, worauf Waſil Mohammed und Kharrum Khan ihre Streitkräfte vereinigten und nach Gwalior, wohin

Sceindia ſie eingeladen hatte, vorrückten. Tſchieto ſchlug den Weg nach Nordweſten ein, weil er von Holkar Hülfe erwartete.

Als der General-Gouverneur dieſe Bewegungen erfuhr, ſchickte er ein ſtarkes Heer ab, um dem Feind, ehe er Gwalior erreichen könnte, abzuſchneiden; eine Diviſion wurde dicht auf Sceindia's Lager vorgeſchoben. Da nun die Pindarien ihren Zweck, Gwalior zu gewinnen, verfehlten, ſo ſetzten ſie ihre Flucht nach Mewar fort. Ein Theil der Ihrigen verheerte indeß den Dekhan und drang in den Carnatic ein, wo ſie aber ſchon vor Eintritt des folgenden Februars zerſtreut oder aufgerieben wurden. Tſchito, von Malcolm verfolgt, ſuchte in Holkar's Lager eine Zufluchtsſtätte.

Am 21. Dezember bekamen die Engländer die feindlichen Laufgräben zu Geſicht. Holkar's Armee hatte eine feſte Stellung nicht weit von Mahedpore inne, ſein linker Flügel war durch den Fluß Supra, und ſein rechter durch eine tiefe Bergſchlucht gedeckt, außerdem hatte er gegen ſiebenzig Kanonen, die von Patanen bedient wurden. Dieſe Kanonen verurſachten den Briten, während ſie den Supra durchwateten, große Verluſte; es ward deshalb jedem Regimente anbefohlen, ſich ſofort, nachdem es am jenſeitigen Ufer des Fluſſes angekommen ſein würde, auf den Boden hinzuſtrecken. Als das ganze Heer drüben war, ertönte das Signal zum Angriff, worauf die Briten, Alles vor ſich her niederwerfend, vorſchritten. Holkar's Reihen wurden durchbrochen, ſeine Kanonen erobert und ein vollſtändiger, aber blutiger Sieg ward erfochten. Der Feind

ließ nicht nur sehr große Vorräthe von Militair-Effecten, sondern auch seine ganze Artillerie auf dem Schlachtfelde zurück.

Nach dieser Schlacht marschirten die britischen Truppen nach Mundinore, wo sich eine vom jungen Holkar abgefertigte Gesandtschaft einfand, um mit den Briten wegen eines abzuschließenden Friedens zu unterhandeln. Dieser wurde ihm unter viel günstigern Bedingungen, als er zu hoffen Ursache hatte, gewährt. Der Sieg über Scindia machte Holkar völlig unterwürfig, er konnte indeß nicht über seine Lehnsmänner, von denen einer Tschito und seinen Pindarien Schutz verlieh, verfügen. Zur Bestrafung dieses halsstarrigen Vasallen ward General Brown abgeschickt, der seine Mission mit großer Schnelligkeit erfüllte. Dschuswunt Rao's Lager ward überrumpelt, seine Stadt erstürmt, seine Kanonen erobert, und ein anderer Prinz in seine Stelle, den District zu regieren, gesetzt.

Tschito flüchtete jetzt mit seinen Pindarien nach den nordwestlichen Districten; seine Verfolgung ward nunmehr der gudscheratischen Division übertragen, die ihn endlich überfiel und seine Armee mit Hülfe eines kleinen Detaschements aus dem Fort Hindia zerstreute. Nur von wenigen Anhängern begleitet, suchte Tschito, aber vergebens, beim Nabob von Bhopal Schutz. Hierauf vereinigte er sich mit Appah Sahib, der aber, selbst ein Flüchtling, außer Stande war, ihn zu schützen; er mußte sich bald wieder von ihm trennen und wanderte nun allein durch die Wildniß, wo ihn endlich ein Tiger zerriß. Die Pindarien, nunmehr gänzlich zerschmettert,

ohne Führer und ohne Heimath, waren in einem verzweifelten Zustande; der größere Theil ging unter, nur wenige ließen sich endlich als ruhige Ackerbauer nieder.

Nach Madras zurückgekehrt, nahm Sir Thomas Hislop die verschiedenen von Sceindia und Holkar abgetretenen Festungen in Besitz. Dieses Geschäft schien friedlich vor sich zu gehen, bis der Vortrab sich dem Fort Talnier näherte, wo er von den Festungswällen mit einem scharfen Feuer begrüßt wurde. Dieser Angriff, der einen Bruch des Tractats, durch welchen Talnier den Engländern abgetreten war, in sich schloß, verursachte großes Erstaunen. Da General Hislop aber nicht gern strenge Maaßregeln anwenden wollte, so schickte er dem Gouverneur eine Botschaft, durch welche er ihn mit den Stipulationen bekannt machte und ihm drohte, ihn bei fortgesetztem Widerstande als Rebell zu behandeln. Diese Botschaft hatte jedoch nicht den gewünschten Erfolg; Hislop ließ deshalb eine sechspfündige Kanone und zwei Haubitzen auf den Thorweg des Forts spielen, und da der Feind mit einem lebhaften Feuer darauf antwortete, die britischen Kanonen aber von zu kleinem Kaliber waren, als daß sie den Mauern großen Schaden hätten zufügen können, so beschloß man endlich das Thor zu erstürmen: eine Sturmcolonne erhielt den Befehl vorzurücken. Als die Feinde sahen, daß die Sache ernst wurde, zogen sie eine Parlamentair-Flagge auf dem Walle auf und bald nachher erschien der Commandant und erklärte sich bereit, das Fort zufolge der im Vertrage enthaltenen Stipulationen zu übergeben, wenn man ihm Zeit, die

nöthigen Vorbereitungen zu machen, bewilligen wolle. Auf dieſen Vorſchlag erwiederte der britiſche General, die Uebergabe müſſe unverzüglich und unbedingt geſchehen, und beantragte zugleich ſeine Antwort den gegenüber ſtehenden Truppen bekannt zu machen. Da ſich großer Widerwillen gegen Ueberbringung dieſer Botſchaft bei den Parlamentairen zeigte, ſo zog die Sturmcolonne weiter; ſie marſchirte durch die verfallenen Mauern und rückte bis zum letzten Thore ohne Widerſtand vor. Dort angekommen, öffnete ſich eine kleine Pforte, durch welche Major Gordon mit einigen wenigen Begleitern nach erhaltener Einladung eintrat. Während der darauf folgenden Beſprechung drangen die Feinde Gordon immer näher auf den Leib, bis ſie ihn endlich nebſt ſeiner Begleitung auf barbariſche Weiſe ermordeten.

Als dieſe Verrätherei bekannt wurde, griffen die engliſchen Soldaten den Platz wie Wüthende an. Die Pioniere erzwangen ſchnell den Eingang und die Belagerten, hundertundfunfzig an der Zahl, wurden faſt alle niedergemacht; nur einige wenige verſteckten ſich in Heuſchobern, welche angezündet und dann die ſich daraus Flüchtenden von den racheſchnaubenden Soldaten wie tolle Hunde erſchoſſen wurden. Zwei arabiſche Knaben und eine alte Frau, welche ſich in einem Brunnen verborgen hatten, waren die einzigen Individuen, die dieſen fürchterlichen Sturm überlebten. Die killidaniſchen und arabiſchen Commandanten des Forts ließ Sir Thomas Hislop als Rebellen hängen, wogegen zwar verſchiedene Offiziere, die zur Zeit des an Gordon und ſeinem Ge-

folge begangenen Meuchelmords in engliſcher Gefangenſchaft geweſen waren, proteſtirten, die Richtigkeit dieſer Verfahrungsweiſe ſtellte ſich indeß heraus, als darnach die Uebergabe der anderen Feſtungen friedlich und unangefochten vor ſich ging. Die Schlüſſel von Tſchandore, Galna und Unktunky kamen im britiſchen Lager an, worauf unſere Truppen dieſe Plätze ſogleich beſetzten. Zur gänzlichen Beendigung des Kriegs fehlte jetzt nur noch die Gefangennahme Badſchie Rao's und Appah Sahib's.

Der Peiſchwa trieb ſich mit einem täglich kleiner werdenden Heere herum und wurde endlich von Oberſt Adams überrumpelt und geſchlagen; letzterer krönte ſeinen Sieg durch Eroberung des Forts Tſchanda. Badſchie Rao machte nun dem Herrn Elphinſtone Friedensvorſchläge, da er ſich aber Hoheitsrechte vorbehielt, ſo ward ihm mitgetheilt, daß nur ſeine unbedingte Unterwerfung angenommen werden könnte. Tief gekränkt zog er ſich mit etwa achttauſend Mann nach einem feſten Bergpoſten zurück, von wo aus er Agenten an Sir John Malcolm, den nächſten engliſchen Befehlshaber ſchickte, um über ſeine Ergebung zu unterhandeln. Da Malcolm nach der Ehre gelüſtete den Krieg zu beendigen, ſo ließ er ſich in Unterhandlungen ein und willigte in folgende Bedingungen: 1) Badſchie Rao ſolle ſich Sir John ergeben, 2) ſeinem Thron entſagen, 3) den Ueberreſt ſeines Lebens innerhalb der britiſchen Beſitzungen zubringen, 4) von der Compagnie ein Jahrgehalt von 8000 Pfund empfangen, und 5) ſein Privatvermögen behalten dürfen. Mit Widerwillen genehmigte

der General-Statthalter dieſe Zugeſtändniſſe, weil er ſie ganz außer Verhältniß mit dem Zuſtande des Peiſchwas anſah, auch tadelte er Malcolm in ſtarken Ausdrücken wegen ſeiner Unüberlegtheit. Trimbuckdſchi Danglia ward bald nach ſeines Herrn Ergebung gefangen und auf Lebenszeit eingekerkert.

Appah Sahib, nachdem er eine Zeit lang zwiſchen den Bergen blockirt worden war, gelang es endlich nach Aſſierghur zu entkommen, welches damals von General Doveton und von Malcolm, der das malvaſer Contingent an ſich gezogen, auch eine ſtarke Artillerie bei ſich hatte, belagert wurde.

Aſſierghur fiel nach hartnäckigem Widerſtande am 9. April 1819; aber Appah Sahib hatte ſich vor der Uebergabe geflüchtet. Ein feſter Platz nach dem andern ergab ſich und der General-Gouverneur fing an Pläne zur Verwaltung der eroberten Länder zu entwerfen. Die Eigenthumsbeſitzer wurden mit Achtung behandelt und die Geſetze wenig verändert; man fand aber vermehrte Wachſamkeit in den Criminalgerichtshöfen zur Unterdrückung der das Land unſicher machenden organiſirten Mord- und Räuberbanden nöthig. Durch dieſe Mittel ſchaffte man eine bedeutende Veränderung in dem Zuſtande der Eingeborenen, welche im Allgemeinen mit großer Zufriedenheit aufgenommen wurde. In Bareilly in Bundelkund ſtießen dieſe Veränderungen jedoch auf einigen Widerſtand. Dort ward eine Steuer zur Beſoldung der Polizeibehörden und deren Untergebenen erhoben; an ſich ſelbſt ſchon unbeliebt, wurde dieſe Steuer es durch die Art ihrer Erhebung noch

mehr. Der Polizeichef, ein ſeiner Verwegenheit und Strenge wegen verhaßter Mann, ward vom Magiſtrate zur Eincaſſirung der Steuer beauftragt. Leute, die ſich durch dieſe Abgabe beeinträchtigt fühlten, veranſtalteten mehrere Zuſammenkünfte, in welchen eine Bittſchrift dagegen entworfen und vom Mufti dem Magiſtrat überreicht wurde. Dieſe Bittſchrift blieb unbeachtet und die ſchon dadurch große Unzufriedenheit des Volks ward noch vermehrt, als von der Polizeimannſchaft beim Abpfänden für rückſtändige Zahlung der Steuer ein Frauenzimmer verwundet wurde.

Dieſer Vorfall führte zu Reibungen mit dem Volke, die mit Blutvergießen endeten und große Aufregung zurückließen.

Mit dem Falle Aſſierghurs war der Mahrattenkrieg zu Ende, ein Kampf, der ſowohl der vielen ſtattgehabten Schlachten, als der großen natürlichen, aus der Lage des Landes, in welchem ſie vorfielen, entſtehenden Schwierigkeiten wegen, in der Geſchichte berühmt iſt. Der Verluſt der Briten an Todten, Verwundeten und Erkrankten war beträchtlich, und unter anderen Feinden, die unſere Truppen in dieſem mühſeligen Kriege zu bekämpfen hatten, war die, während der Regenzeit i. J. 1817 im ſüdlichen Bengalen zum erſten Male ſich zeigende Cholera, nicht der kleinſte. Von dort aus verbreitete die Epidemie ſich weſtlich nach dem engliſchen Lager, wo ſie große Verwüſtungen anrichtete, beſonders unter den Truppen des General-Gouverneurs in Bundelkund, von welchen ungefähr der zehnte Theil ihr zum Opfer fiel. Europäer und Eingeborene wurden

ohne Unterſchied von ihr befallen, jedoch nicht mit gleich unglücklichem Ausgange. Je ſchlechter die Kleider und Koſt, deſto größer waren die Leiden. Seit jener Zeit entfernte ſich die Krankheit faſt nie aus einem oder dem anderen Theile der indiſchen Territorien.

Im Frühling 1822 kehrte der Marquis von Haſtings, nachdem er neun Jahre als General-Gouverneur fungirt hatte, nach England zurück, und verließ Indien, wie mehrere ſeiner Vorgänger, in einem ſcheinbar ruhigen Zuſtande. Ein Ueberblick ſeiner thätigen Verwaltung zeigt, daß ſie ſich durch die auffallendſten und glänzendſten Ereigniſſe auszeichnete. Den Uebergriffen der Mahratten und der Pindarien ſetzte er ein Ziel und brach die Macht dieſer kühnen und unruhigen Völkerſtämme gänzlich; Scindia blieb allein übrig, aber ſo geſchwächt, daß er nicht länger gefürchtet zu werden brauchte. Dagegen breitete ſich die Machtvollkommenheit der Compagnie durch den Anſchluß großer Reiche immer mehr aus, ihre Einkünfte vermehrten ſich und mit dem wachſenden Wohlſtand wuchs auch die Zufriedenheit der Völker.

Kapitel VI.

Der erſte Birmanenkrieg und die Abtretung Aſſams ſowie der Provinzen Teneraſſims an die britiſche Regierung.

A. D. 1822—1827.

Wenn der Marquis von Haſtings die Ehre hatte einen der vielen und wichtigen Kriege, welche die briti-

ſchen Truppen mit den Staaten der Eingeborenen geführt haben, glücklich zu beendigen, ſo hinterließ er andrerſeits ſeinem Nachfolger einen Kampf, der ebenſo langwierig und ermüdend, aber nicht ſo glänzend war, als irgend einer, welchen jene Regierung ausfocht. Ehe wir mit der Erzählung des erſten birmaniſchen Kriegs in ſeinen Einzelnheiten beginnen, wird es, um dieſen geſchichtlichen Vortrag in gehöriger Vollſtändigkeit fortzuſetzen, nöthig ſein, zuerſt auf die hauptſächlich durch miniſteriellen Einfluß bewirkte Ernennung des Grafen Amherſt zum General-Statthalter hinzuweiſen, welche gegen die gegründeteren Anſprüche des Lords William Bentinck, der ſich früher als Gouverneur von Madras ausgezeichnet hatte, glücklich durchgeſetzt ward.

Die zeitweilige, von Herrn Adams bis zur Ankunft Lord Amherſt's geleitete Adminiſtration machte ſich durch die Ausübung einer bis dahin nicht benutzten, obſchon zur Verfügung der höchſten Regierungsbehörde geſtellten Machtvollkommenheit bemerkbar. Man hatte ihr nämlich neben der Cenſur der indiſchen Preſſe auch eingeräumt, willkürlich jeden widerſpenſtigen oder ihr ſonſt unbequemen Redacteur aus dem Gebiete der Compagnie zu verbannen. Dieſe despotiſche Controle ward von Herrn Adams gegen den Redacteur des Calcutta-Journals*) ausgeführt, der, weil er ſich einige miß-

*) J. Silk Buckhingham (Vater einer zahlreichen Familie), als Schriftſteller verſchiedener Werke in Indien und einer Beſchreibung der Vereinigten Staaten von Nordamerika,

liebige Bemerkungen über die Handlungsweise der Executivgewalt in seinem Blatte erlaubt hatte, die Weisung erhielt, innerhalb weniger Tage Indien zu verlassen. Der Mann wurde dadurch zu Grunde gerichtet; aber obwohl das englische Volk Herrn Adams sehr scharf tadelte, so wurde er dennoch vom königlichen Ministerium in London in Schutz genommen und sein Verfahren gebilligt.

Um diese Periode wurden die Unterhandlungen zu Ende gebracht, die zwischen den europäischen Mächten wegen der, während des Kriegs im Orient eroberten holländischen Niederlassungen bis dahin geschwebt hatten: die englische Regierung gab der holländischen die Inseln Sumatra und Bencoolen zurück und blieb dagegen im Besitze von Malakka und Singapore. Letzteres erhob sich unter der Verwaltung des Sir Stamford Raffles zu einer solchen mercantilen Wichtigkeit, daß es gegenwärtig als das Herz unserer Niederlassungen in den indischen Meeren betrachtet werden kann.

Eine andere Begebenheit, die sich auch während der kurzen Verwaltung des Herrn Adams ereignete, hatte für viele Europäer sehr unglückliche Folgen. Das Handlungshaus Palmer und Compagnie hatte während einer Reihe von Jahren und unter Mitwissen des Marquis von Hastings mit dem Nizam des Dekhans Anleihen zum Gesammtbetrage von 700,000 Pfund

---

nachdem er sie in allen Richtungen durchreist hatte, auch in England als herumreisender Vorleser bekannt.
(Anm. des Uebersetzers.)

Sterling abgeſchloſſen, und als Sicherheit dafür Hypothekenſcheine, die auf die Einkünfte des Nizams lauteten, erhalten. Solche Transactionen liefen den Privilegien der Compagnie, die ihr allein das Recht vorbehielten ſich mit eingeborenen Fürſten in Geldgeſchäfte einzulaſſen, ſchnurſtracks zuwider. Da Uneinigkeit zwiſchen den contrahirenden Parteien entſtanden war, ſo kam die ganze Angelegenheit zur Kenntniß der höchſten Regierungsbehörde, welche in Vertretung des General-Gouverneurs erklärte: Palmer und Compagnie hätten durchweg geſetzwidrig gehandelt und könnten den Nizam nicht zum Erſatz ihres Guthabens zwingen. In Folge dieſer Entſcheidung erklärte ſich dieſe reiche Firma für inſolvent, zum größten Nachtheil vieler im Militair- und Civildienſte angeſtellten Perſonen, welche mit ihr als Bankiers in Verbindung ſtanden.

Während die Briten ſich im Weſten und Nordweſten Indiens ausbreiteten, waren die Birmanen kaum weniger thätig ihre Beſitzungen nach Oſten hin zu vergrößern. Die Grenzen beider Mächte rückten ſich immer näher, bis endlich die Beſitznahme von Aſſam, Arracan und Katſchar ſie zu Nachbaren machte. Auf Seiten der Compagnie war wenig von einem Uebergriffe nach der Richtung von Burmah zu hoffen, während die Rathgeber des goldfüßigen Souverains Avas ſich von den bisherigen glänzenden Erfolgen zu Träumen von weiteren und edleren Eroberungen nach Weſten hin verleiten ließen.

Die Ruhe hätte indeß noch lange in dieſer Angelegenheit ungeſtört bleiben können, wäre nicht an der

ſüdöſtlichen Grenze ein Ereigniß vorgefallen, welches in ſeiner ganzen Tragweite zu würdigen wir auf Vorfälle hinweiſen müſſen, die ſich an unſerer birmaniſchen Grenze während der letzten dreißig Jahre dieſer Epoche zugetragen hatten.

Im Jahre 1798 entfloh eine Schaar von 30,000 Mugs, welche einen Theil Arracans bewohnte, der Bedrückung ihrer birmaniſchen Herrn und ſuchte Schutz im britiſchen Diſtrict Tſchittagong. Man nahm ſie auf und ſie ließen ſich in Dörfern und Städten nieder, wo ſie verſchiedenartige Geſchäfte trieben. Viele, ſpäter von birmaniſchen Behörden gemachte Verſuche, um den britiſchen Reſidenten zur Auslieferung der Flüchtlinge zu überreden, blieben ohne Erfolg, ebenſo verfehlte auch eine deshalb vom Hofe von Ava nach Calcutta abgefertigte Geſandtſchaft ihren Zweck, eine Veränderung in der Politik der höchſten Regierungsbehörde zu veranlaſſen. Im Jahre 1802 und wiederum i. J. 1809 wurden Geſandtſchaften in derſelben Angelegenheit vom birmaniſchen Souverain an den General-Statthalter abgeſchickt. Die Sache wurde ſtets in ſehr freundſchaftlicher Weiſe verhandelt; es ließ ſich jedoch nicht verkennen, daß das ewige Fehlſchlagen ſeiner Hoffnungen den birmaniſchen Herrn mißgelaunt machte, ja im Jahre 1818 konnte man vorausſehen, daß binnen Kurzem ein Bruch zwiſchen beiden Mächten entſtehen würde, trotzdem der General-Gouverneur, der durchaus kein Verlangen nach einem Kriege trug, der ſo wenig Ausſicht auf Gewinn oder Ruhm verſprach, auch in dieſen Unterhandlungen eine nichts weniger als herausfordernde

Sprache führte. Dieſes Benehmen deutete jener barbariſche Monarch, der die Motive des ehrenwerthen Lords nicht zu würdigen verſtand, als Schwäche, und wurde in demſelben Grade anmaßender, als jener höflich und zuvorkommend ſich zeigte.

Bei der Ankunft Lord Amherſt's in Indien war in der birmaniſchen Agitation eine politiſche Windſtille eingetreten, ſo daß gewöhnliche Zuſchauer hätten glauben können, das drohende Gewitter werde vorüberziehen. Es entlud ſich jedoch plötzlich, indem die birmaniſchen Truppen während der Nacht auf die Inſel Schahporie, am Eingange des Tek Naf, oder Arm der See, welcher Tſchittagong von Arracan ſcheidet, einen Angriff machten. Dort ſtand für gewöhnlich eine Wache von wenigen Mann, um die Inſel gegen Diebsgeſindel zu ſchützen; dieſe ward natürlich leicht überwunden und die Inſel förmlich von den Birmanen in Beſitz genommen. Als der Gouverneur von Arracan aufgefordert wurde, über dieſe Invaſion eine Erklärung zu geben, that er dies in beleidigendſter Weiſe, indem er einfach die Einverleibung der Inſel durch ſeine Regierung anzeigte, außerdem aber erklärte, daß, wenn die Briten das unbeſtreitbare Recht der Birmanen auf die Inſel nicht anerkennen wollten, der Souverain von Birma auch die britiſchen Territorien beſetzen laſſen würde. Dieſer Gewaltthat folgte bald eine andere, nämlich die Gefangennehmung des Capitains und des Schiffsvolks des der Compagnie gehörenden Kreuzers Sophia. Noch mehrere offenbar feindſelige Handlungen wurden begangen, und endlich kamen ſogar Truppen von Aſſam und Mu-

nipore über die Grenze, plünderten die Dörfer und befeſtigten ſich innerhalb weniger Meilen von Silhet vermittelſt ihrer gewöhnlichen Vertheidigungen (Bambus-Stockaden). Aus dieſer Stellung wurden ſie mit beträchtlichem Verluſte vertrieben, ſo wie auch aus mehreren anderen ſtockadirten Poſten auf der öſtlichen Grenze, obſchon nicht immer ohne Verluſt auf britiſcher Seite. Dieſe Operationen fielen während der Monate Januar und Februar des Jahres 1824 vor, und als eine impoſantere Streitmacht unter dem Befehle des Oberſten Innes gegen die Birmanen zu marſchiren ſich anſchickte, erhielt man Nachricht, daß eine große Armee von Arracan her auf unſer Gebiet eingedrungen ſei, angeführt von Maha Bandula, dem berühmteſten General des Königs von Ava, der, wie man ſagte, ſeines Erfolgs ſo ſicher ſei, daß er goldene Ketten mit ſich führe, die er dem General-Gouverneur anlegen wollte, um ihn gefangen ſeinem königlichen Herrn vorzuführen.

Da nunmehr die Feindſeligkeiten nicht länger zweifelhaft waren, ſo proclamirte Lord Amherſt den Krieg in gehöriger Form; er erließ ein Manifeſt, in welchem die Birmanen für öffentliche Feinde erklärt, die verſchiedenen Klagegründe gegen ſie auseinander geſetzt, und allen britiſchen Unterthanen, Europäern ſowohl als Eingeborenen, unterſagt wurde, mit ihnen zu verkehren. Dieſe Proclamation beſagte auch, daß das überlegte Stillſchweigen des Hofs von Ava ſowohl wie die Verbindung und die Ausdehnung der von ſeinen Offizieren unternommenen Operationen, nicht länger einem Zweifel Raum laſſe, daß die Handlungen und

Bekanntmachungen der untergeordneten Behörden von ihrem Souverain vollſtändig genehmigt würden. Daher der General-Gouverneur im Rathe, zur Sicherheit der britiſchen Unterthanen und zur Beruhigung unſerer, bereits durch das Herannahen der birmaniſchen Armeen ernſtlich geängſtigten und beſchädigten Diſtricte, es für ſeine Pflicht halte, dem gedrohten Ueberfall zuvorzukommen. Nicht weniger klar erfordere es die Ehre der Nation, daß für das ſo muthwillig verübte und ſo unverſchämt fortgeſetzte Unrecht Sühne erlangt werde; gleichfalls erheiſchten die nationalen Intereſſen, daß wir durch den Ruf zu den Waffen uns gegen künftige Uebergriffe diejenige Sicherheit verſchaffen, welche die Arroganz und Eroberungsſucht der birmaniſchen Regierung unſern freundlichen Ermahnungen und Vorſtellungen verweigerte.

Die Unkenntniß der Behörden, ſowohl hinſichtlich der geographiſchen Lage, als der Hülfsquellen des birmaniſchen Ländercomplexes, verurſachte bei Feſtſtellung der Grundlage des anzunehmenden Feldzugsplans einige Zögerung. Zuerſt beabſichtigte man auf Ava durch Arracan zu marſchiren, indem gleichzeitig ein Unterſtützungscorps ſich von Katſchar aus in Bewegung ſetzen ſollte; aber nach eingezogener Erkundigung ging man von dieſem Plane ab, weil die ungeſunde Lage Arracans ein unüberſteigliches Hinderniß entgegenſtellte. Dann ward beſchloſſen, Madras ſolle eine Armee behufs Eroberung Ranguns, des vorzüglichſten birmaniſchen Seehafens, an der Mündung des Fluſſes Irrawaddy belegen, ſtellen. Die Wegnahme dieſes Platzes, glaubte man, würde den König einſchüchtern und ihn veran-

laſſen, um Frieden zu bitten; für den Fall, daß er dieſes nicht thue, beſchloß man in Rangun ein Depot für Munitionen und militairiſche Effecten zu errichten, die Böte wegzunehmen und den Fluß hinauf eine Entfernung von 600 Meilen nach der Hauptſtadt zu fahren. Port Cornwallis, ein Hafen in den adamaniſchen Inſeln, ward zum Sammelplatz beſtimmt, dorthin wurde die bengaliſche Diviſion im Monat April transportirt, und das madraſer Heer ſollte ihm im Mai folgen. Die vereinigten Streitkräfte wurden von Sir Archibald Campbell, der mit großer Auszeichnung in den ſpaniſchen Feldzügen gedient hatte, aber mit der indiſchen Kriegführung und Disciplin nur wenig bekannt war, befehligt. Commodore Grant war der Befehlshaber der die Expedition mitmachenden Flotte, die aus folgenden Schiffen beſtand: Liffy, Larne, Sophia, Flany, nebſt mehreren Kreuzern und einem kleinen Dampfſchiffe.

Am 10. Mai lag, zur großen Beſtürzung der birmaniſchen Behörden, das Geſchwader innerhalb der Barre des Irrawaddy vor Anker; und als die Nacht herankam, zündete man die Ufer entlang Wachtfeuer an. Die Briten beſchloſſen ſofort auf Rangun vorzudringen; ſie hofften, daß ſich der Platz in der erſten Beſtürzung ergeben und ihnen zugleich Vieh, Böte und Bootsführer, welches Alles der Expedition gänzlich fehlte, liefern würde. Die Flotte ſegelte zu dieſem Behuf am folgenden Morgen Fluß aufwärts. Um Mittag ankerte der Liffy in der Fronte der königlichen Batterie in Rangun, die übrigen Schiffe legten ſich

hinter ihn. Dieſe Evolutionen wurden ohne die geringſte Unterbrechung bewerkſtelligt, der Feind ſchien völlig eingeſchüchtert zu ſein. Den birmaniſchen Behörden gelang es jedoch endlich, ihre Söldlinge zu überreden, eine Kanonade auf die Schiffe zu eröffnen, welche der Liffy erwiderte und dadurch die Soldaten ſchnell von ihren Kanonen weg und zur Stadt hinaus trieb; mit ihnen liefen auch die Einwohner weg und ließen den Platz menſchenleer.

Die gänzliche Räumung Ranguns erregte anfänglich Verdacht, weil man eine Kriegsliſt fürchtete. Es ſtellte ſich indeß bald heraus, daß, als die Ankunft der Briten bekannt geworden, der Gouverneur im Bewußtſein des ſchlechten Vertheidigungszuſtandes des Platzes, die Einwohner in die dicken Gebüſche im Innern des Landes zu treiben befohlen habe; indem er alle Mannsperſonen für die Armee ausheben ließ, hielt er ihre Weiber als Geißel für die Treue der Männer zurück. Dieſes ſcheint ein gewöhnlicher Gebrauch bei der birmaniſchen Regierung geweſen zu ſein. Die Lage der Sieger war eine höchſt beunruhigende; von Vorräthen entblößt, weder Land noch Waſſertransportmittel beſitzend, konnte man bei dem herannahenden Paſſatwinde auf kein anderes Quartier als die Hütten in Rangun rechnen und hatte nicht die geringſte Gewißheit ſich Mundvorräthe zu verſchaffen, auch keine Ausſicht auf Verſtärkungen von Calcutta.

Vor der Eroberung Rangun's wußte man ſchon, daß einige wenige Briten und Amerikaner dort wohnten, deren jetzige Abweſenheit den Eroberern große Beſorg-

niß einflößte. Später erfuhr man, daß der Gouverneur von Rangun ſie hatte aufgreifen und ins Gefängniß werfen laſſen, und daß ſie nach wiederholten, mit ihnen angeſtellten Unterſuchungen zum Tode verurtheilt worden waren. Der Vollziehung dieſes Spruchs gewärtig, warteten die Gefangenen mehrere Stunden, als eine zweiunddreißigpfündige Kugel, vom Liffy abgeſchoſſen, in den Platz, worin die Häuptlinge verſammelt waren, einſchlug, worauf ſie mit ihren Gefangenen einige Meilen weit ins Innere wegeilten. Ein Vortrab der Briten folgte glücklicher Weiſe ihrer Spur und jagte der birmaniſchen Escorte einen ſo großen Schreck ein, daß ſie in größter Eile floh und ihre Gefangenen zurück ließ.

Sir Archibald Campbell's erſte Sorge war, ſich der goldenen Dagon-Pagode, etwa zwei und eine halbe Meile von Rangun, zu bemächtigen. Der Weg nach ihrer ſüdlichen Façade führte von der Stadt aus durch eine von Mango-, Kakaonuß- und anderen ſchönen Bäumen beſchattete Straße, die von alten Mönchsklöſtern, mit ſchönem Schnitzwerk und ſonderbaren Bildniſſen und Zierrathen, gebildet wurde. Hin und wieder ſah man auch coloſſale Abbildungen von Vogelgreifen und anderen ſchauderhaften Ungeheuern, welche den Eingang hüteten. Am Ende dieſer Landſtraße erhob ſich eine ſteile Anhöhe, auf welcher der goldene Dagon ſtand.

Das Verlaſſen Rangun's durch ſeine Einwohner war nur das Vorſpiel der Verwüſtung des Landes; man hoffte, der Hunger würde die Briten aus dem

Platze vertreiben. Es wäre dieſes ohne Zweifel eine gute Politik geweſen, wenn man nur die Menſchlichkeit nicht ganz dabei außer Acht gelaſſen hätte. Aber die Uebel, mit denen man die fremden Krieger heimzuſuchen beabſichtigte, fielen zehnfach ſo ſchwer auf die armen Einwohner, für welche man nicht im allergeringſten geſorgt hatte.

Die Birmanen, welche einen Cordon um die Briten zogen, beſchloſſen ſie zwar zu quälen, aber ein Treffen mit ihnen zu vermeiden. Sie konnten dies aus ihren undurchdringlichen Wäldern heraus in größter Sicherheit thun, während die Briten nicht wußten, wohin ſie ihre Schläge führen ſollten. Die Kundſchafter der letzteren kamen ohne etwas erfahren zu haben zurück, und die früher aus der Nachbarſchaft weggezogenen Eingeborenen hatten alle Verbindungsmittel zerſtört. Der britiſche Oberbefehlshaber war nach ihm zugekommenen Berichten von der Vorausſetzung ausgegangen, die Beſitznahme Rangun's würde den Hof von Ava augenblicklich den Wünſchen des General-Statthalters geneigt machen; dieſe Hoffnung verſchwand aber bei dem Blick auf den gegenwärtigen Stand der Angelegenheiten. Verhielten ſich doch ſelbſt die Einwohner Pegus ruhig, die man ſo ſicher zu einem Aufſtande, um das birmaniſche Joch abzuſchütteln, geneigt erklärt hatte: nicht die kleinſte Bewegung gab eine ſolche Abſicht kund.

Der Hof von Ava hatte den Krieg erwartet und war auch darauf vorbereitet; er hatte ſich jedoch in der Gegend getäuſcht, wo er wirklich ausbrach. Gleich nach der von Arracan nach Tſchittagong abgefertigten Ant-

wort, welche die Behauptung der Insel Schiporie erklärte, wurden in Birma großartige Anstalten zum Ueberfalle Tschittagongs von Arracan aus gemacht und Gerüchte in Umlauf gesetzt, daß wenn die Briten alle Ansprüche auf die Insel fahren zu lassen sich weigern würden, ein Heer von dreißigtausend Mann in Bengalen einfallen und direct auf Calcutta marschiren sollte. Bei der Ankunft der Briten in Pegu wurden bedeutende Anstalten zu ihrer Vertreibung gemacht. Stadt und Land stellten Rekruten und der Irriwaddy war mit Böten bedeckt, welche diese Truppen der in Hengawaddy sich versammelnden Hauptarmee zuführten. Zu Ende des Monats Mai näherten sie sich den Briten und fingen an sich in den Gebüschen mit Stockaden zu verpalissadiren, ohne von Sir A. Campbell Widerstand zu erfahren, weil dieser auf eine Gelegenheit wartete, dem Hofe von Ava eine tüchtige Lection zu geben. Da man erfuhr, daß eine Stockade in geringer Entfernung von unseren Piketen aufgeworfen war, so recognoscirte der General dieselbe persönlich, um sich von der Wahrheit des Gerüchts zu überzeugen, daß der Gouverneur von Schudauny dort mit einer großen Streitmacht aufgestellt sei, um die Engländer zu beunruhigen und die Einwohner zu verhindern, das Gebüsch zu verlassen. Die Stockaden waren indeß noch nicht ganz fertig; die Birmanen ließen sie daher beim Vorrücken unserer Truppen im Stich; diese fanden nach allen Seiten hin unvollendete Werke, ein Umstand, der zu beweisen schien, daß der Feind unsere Bewegung nicht vorausgesehen hatte.

Ein ſich plötzlich erhebender Sturm zwang die aus dem Gebüſche in die angrenzenden Reisfelder marſchirenden Briten, ihre Feldſtücke zurückzulaſſen. Als man den Hütten eines Dorfes nahe kam, entdeckte man, daß ſie durch zwei Stockaden von beträchtlicher Stärke beſchützt, gut bewaffnet und von Truppen, die laute Herausforderungen erſchallen ließen, bewacht waren. Der Regen, der die Kanonen mitzuführen verhinderte, hatte auch die Flinten der Briten einigermaßen unbrauchbar gemacht, und da ſie das wohl unterhaltene Feuer des Feindes nicht erwiedern konnten, verlor dieſer keine Zeit ſie anzugreifen. Unſere Compagnien ſtürzten unter General Campbell tapfer vorwärts und bahnten ſich ihren Weg durch die Stockaden mit Gewalt, indem ſie alle Birmanen, welche weder Pardon geben noch nehmen wollten, tödteten oder vertrieben.

Die unwiderſtehliche Kühnheit der Engländer imponirte den Birmanen, ſie begannen ihren Muth zu achten, und da ſie überdies begierig waren, Zeit zu gewinnen, ſo überhäuften ſie ſie mit Freundſchaftsverſicherungen und betheuerten ihr Verlangen nach Frieden; aber Sir A. Campbell ließ ſich nicht ſo leicht täuſchen und ſchob den Angriff auf Kemmerdin, eine vom Feinde täglich verſtärkte, am Fluſſe aufwärts liegende Kriegsſtation, keinen Augenblick auf. Am 9. Juni kam die Anzeige, daß zwei feindliche Offiziere von hohem Range ſich mit dem General zu unterreden wünſchten. Nachdem hierzu Erlaubniß ertheilt, erſchienen zwei Kriegsböte, aus welchen die Abgeordneten gelandet und nach dem Hauſe der britiſchen Commiſſäre escortirt

wurden. Obſchon ſie eine leichtfertige Vertraulichkeit affektirten, ſo entdeckte man doch, daß ſie entweder nicht Willens waren, oder keine Vollmacht zu unterhandeln beſaßen und daß ihre Abſicht nur ſei, die Sache hinzuhalten; daher wurde ihr Antrag, die Feindſeligkeiten auf einige Tage einzuſtellen, ohne Weiteres abgeſchlagen. Am folgenden Morgen um 2 Uhr rückten die Briten nach Kemmerdin auf einer mit dem Fluſſe parallel laufenden, nicht weit davon entfernten Straße vor. Die vorderſte Heerſäule wurde bald durch eine Stockade, welche auf drei Seiten von Gebüſch umgeben, in der Fronte vierzehn Fuß hoch und durch in der Erde diagonal befeſtigte Querbalken und Paliſſaden geſchützt war, am Vordringen gehindert. Zwei achtzehnpfündige Kanonen machten in dieſe Vertheidigungswerke bald eine Lücke, worauf ſofort die Stürmung derſelben anbefohlen ward. In wenigen Minuten befanden ſich die Briten im Beſitz der Stellung, wobei der Feind einen Verluſt von 200 Mann erlitt. Hinter dem Fort fand man den vergoldeten Sonnenſchirm, den Degen und den Spieß des birmaniſchen Commandanten; der Sonnenſchirm war wie ein Sieb von Traubenkugeln durchlöchert, und der Leichnam des Generals lag einige Ellen weiter davon im Gebüſche. Wahrſcheinlich hatte er die tödtliche Wunde auf dem Flecke empfangen, wo man die Embleme ſeiner Befehlshaberwürde fand; ſeine Leute trugen ihn vermuthlich ſo lange, bis ihre eigene Sicherheit ihnen die Nothwendigkeit auferlegte, ihre Bürde im Stich zu laſſen. Man ſagte, dieſer Offizier ſei als der ältere der beiden Abgeordneten, deren fried-

liche Aeußerungen am Tage zuvor die engliſchen Commiſſarien ſo ſehr beluſtigt hatte, erkannt worden.

Die kemmerdiner Stockade erreichten die Engländer an demſelben Tage fünf Uhr Nachmittags und General Campbell fand ſie viel feſter, als er erwartet hatte. Er ſchob daher ſeinen Angriff bis zum folgenden Morgen auf. Beim Aufgang der Morgenröthe wurden die Mörſerbatterien gelöſt und verurſachten ſo große Wirkung, daß die Angriffsſäulen vorwärts geſchickt werden konnten, welche die Stellung ohne Widerſtand eroberten; denn die Birmanen, um der durch unſere Bomben in der dicht gedrängten Stockade verurſachten Zerſtörung auszuweichen, hatten ſich zurückgezogen. Obſchon dieſer Sieg unter den feindlichen Truppen Angſt und Schrecken verbreitete, ſo übte er doch auf den Hof von Ava keinen Einfluß, der vielmehr die Militairbehörden fortwährend antrieb, das Land völlig zu verwüſten, um die Briten hinſichtlich ihrer Lebensmittel gänzlich von Indien abhängig zu machen.

Gegen Ende des folgenden Juni-Monats erfuhr man, daß Sykia Wuhndſchie, ein Staatsminiſter, vom Könige den Befehl erhalten hatte, die Briten in die See zu treiben. Um dieſen Befehl mit Gewalt auszuführen, tauchte eines Tages im Juli ein ſtarkes Truppencorps aus dem Gebüſche auf und rückte in paralleler Linie auf unſere Fronte vor; es griff die britiſche Stellung in der Nähe Ranguns an, wo ein Sipahi-Regiment vorgeſchoben und von zwei Kanonen unterſtützt ward. Der birmaniſche Feldherr gab hierauf ſogleich Befehl zum Rückmarſch und ward dafür, als die Nach-

richt dieſer Affaire in Ava eintraf, mit Schimpf entlaſſen, dagegen der zweite Staatsminiſter Sumba Wondſchie zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt.

Der neue Feldherr beſetzte einen ſehr ſtarken Poſten bei Kummerut, etwa fünf Meilen vom goldenen Dagon, mit ſeinen Truppen und hatte gleichfalls einen Punkt oberhalb Kemmerdins, der den Fluß beherrſchte, befeſtigt, von wo aus er nicht nur die Schifffahrt auf dem Fluſſe hemmte, ſondern auch Feuerflöſſe oder Pramen behufs Verbrennung der britiſchen Kriegsſchiffe bauen ließ.

Campbell griff beide Stellungen gleichzeitig an, indem er die Heerſäule gegen die Flußſtellung perſönlich anführte, während er das Vorrücken auf Kummerut dem General Mc Bean (ſprich: Mäkbihn) überließ. Campbell fand ſein Unternehmen in der That ſehr ſchwierig, da die Stockaden auf beiden Seiten des Fluſſes nicht nur bewunderungswürdig aufgebaut und ſtark befeſtigt, ſondern auch mit Kanonen geſpickt und gut bemannt waren. Eine Flottenabtheilung unter Capitain Marryat*), beſtehend aus einer Brigg und zwei Kreuzern, wurde beordert, die Hinderniſſe im Fluſſe aus dem Weg zu räumen. Dieſes Geſchwader brachte die birmaniſche Artillerie bald zum Schweigen, und als eine Breſche im Walle geſchoſſen war, ſetzten die Stürmenden über den Fluß und nahmen mit geringem Verluſte die Stockade weg. Als General Mc Bean nahe bei Kummerut an-

*) Der Romanſchreiber, Verfaſſer von: Peter Simpel, Japhet, Jacob Ehrlich ꝛc. (Anm. des Ueberſetzers.)

kam, fand er ſich von gut aufgebauten Stockaden gänzlich umringt; dieſe waren mit ſtarken Truppenabtheilungen, welche ſein Vorrücken mit größter Verächtlichkeit anſahen, bemannt. Von Kanonen entblößt, ſchritt er ſofort zum Sturm auf ihre vorzüglichſte Feſte, welche aus drei Stockaden, eine innerhalb der anderen, beſtand, in deren letzter Sumba Wondſchie ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte. Der birmaniſche General hielt ſein Vormittagsmahl, als er den Bericht über das Vorrücken der Briten empfing; aber ſich auf ſeine feſte Stellung und die Tapferkeit ſeiner Truppen verlaſſend, befahl er nur, die Offiziere ſollten ſich auf ihre Poſten begeben, damit ſie die verwegenen Fremden wegtreiben können.

Es ward ihm jedoch nicht Zeit gelaſſen, ſeine Mahlzeit in Ruhe zu beſchließen; die immer näher krachenden Flintenſalven überzeugten ihn von der Einnahme ſeiner erſten Linie. Sein Mahl verlaſſend, fand er ſeine Leute in der mittleren Stockade, auf welche das Feuer der Briten mit ſchrecklicher Wirkung ſich ergoß, zuſammengedrängt. Von paniſchem Schrecken befallen und eingeengt, waren alle Verſuche ihres Anführers, ſie in Ordnung zu bringen, fruchtlos. Endlich fiel Sumba Wondſchie und die birmaniſchen Truppen flohen, 800 Todte in den Stockaden zurücklaſſend, während die Gebüſche und die benachbarten Dörfer mit Verwundeten und Sterbenden angefüllt waren.

Obgleich General Campbell zehn, mit dreißig Kanonen beſetzte und von ſtarken Garniſonen vertheidigte Stockaden erobert hatte, durfte er es doch nicht wagen,

nach der Hauptſtadt vorzurücken. Er beſchloß daher ſich gegen die Seeprovinz Tennaſſerim zu wenden. Die vorzüglichſten Plätze leiſteten geringen Widerſtand, man verſicherte ſich mehrerer vortrefflicher Häfen und entdeckte, was überaus wichtig war, für unſere Truppen, die von der verpeſteten Luft Ranguns ſehr ernſtlich mitgenommen waren, eine geſunde Gegend.

Der König von Ava, erſtaunt über die Verwegenheit einer Handvoll Menſchen und ihre glücklichen Erfolge gar nicht begreifend, ſchickte ſeine beiden Brüder zur Ueberwachung des Kriegs ab. Dieſe hatten viele Sterndeuter in ihrem Gefolge, welche die zu glücklichen Unternehmungen günſtige Zeit vorherverkünden ſollten. Ebenſo begleitete ſie eine Schaar Krieger, die „Unverwundbaren" genannt, welche ſich von den übrigen birmaniſchen Truppen ſowohl durch den kurzen Schnitt ihrer Haare, als auch durch die eigenthümliche Art ſich zu tätowiren unterſchied, indem ihr ganzer Körper mit Figuren von Elephanten, Löwen und Tigern förmlich überladen war. Auch trugen ſie Gold, Silber und Edelſteine in ihre Arme eingelaſſen, die in ihrer Jugend unter die Haut eingefügt ſein mußten. Ihre Landsleute hielten ſie, wie geſagt, für unverwundbar, und nach ihrer abſichtlichen Bloßſtellung dem feindlichen Feuer gegenüber zu urtheilen, mußten ſie entweder ſelbſt von derſelben Meinung durchdrungen ſein, oder ſie ſahen ſich zur Verachtung der Gefahr genöthigt, um damit die Richtigkeit ihrer Behauptungen zu beweiſen.

Der engliſche Befehlshaber erhielt Kundſchaft, daß die Sterndeuter den Prinzen die Warnung ertheilt

hatten, den ersten glücklichen Mond abzuwarten, und da dieser nicht sobald erschien, beschloß der General, währenddem nicht unthätig zu bleiben, und griff sofort mehrere Posten, welche Mundvorräthe nach Rangun zu bringen verhindert hatten, an. Einer derselben, ein Festungswerk, Syriam genannt, ursprünglich von Portugiesen errichtet, war kurz vorher ausgebessert und stark stockadirt worden. Gegen diesen Platz zog eine zahlreiche Schaar in Böten aus und eroberte ihn ungeachtet der von den Belagerten innehabenden günstigen Stellung; die Birmanen retirirten nach der Pagoda, und ließen acht Kanonen und eine Quantität Munition im Stich. Von diesem Fort rückten die Engländer nach der Pagoda vor, die ebenfalls ohne Verlust genommen ward. Die Sterndeuter hatten, wie verlautete, endlich die zum Angriffe der Briten günstige Zeit entdeckt und zwar sollte sie um Mitternacht des 30. Augusts eintreten. Da General Campbell schon seine Anstalten getroffen, so war er zum Empfang der Feinde bereit. Die Unverwundbaren sprengten dreist den Weg hinauf, der nach der großen Pagoda führt, indem sie Drohungen und Flüche gegen die gottlosen Fremden ausstießen, welche den Ort durch ihre Gegenwart entweihten. Die Engländer blieben vollkommen ruhig, bis die Menge dem Thore nahe war, dann spieen ihre Kanonen ihnen eine Traubenkugelsaat entgegen, während die Musketiere schnell hinter einander einige Salven auf sie losschossen. Die Unverwundbaren, über das Blutbad bestürzt, flohen nach den Gebüschen und ließen Todte und Verwundete in Menge zurück.

Dieſen Erfolg war General Campbell zu benutzen entſchloſſen, indem er den Feind aus allen ſeinen Stellungen in der Nähe Ranguns vertreiben wollte. Demzufolge ward Major Evans mit dreihundert Mann abgefertigt, um den Fluß Lyne aufwärts zu ſegeln und Oberſt Smith mit der leichten Diviſion auf der Landſtraße nach Pegu geſchickt. Nachdem Oberſt Smith mehrere Stockaden aus dem Wege geräumt hatte, erfuhr er, daß ein ſtarkes feindliches Truppencorps mit Cavallerie, Elephanten und Kanonen in einer befeſtigten Pagoda bei Kytlu ſtehe. Da er nur Sipahis hatte, ſo erſuchte er den General Campbell um einige europäiſche Mannſchaft. Sein Geſuch ward ihm aber, und zwar, wie es Oberſt Smith ſchien, mit Verdächtigung ſeiner Beweggründe abgeſchlagen. In dem Glauben, ſein Muth werde vom General in Zweifel gezogen, wagte er einen Angriff, der aber, da die Tapferkeit der Offiziere von ihren Leuten, die vor der größeren phyſiſchen Kraft der Birmanen zurückſchraken, nicht unterſtützt ward, ſo unglücklich ausfiel, daß er ſich nach ſchwerem Verluſte an Getödteten und Verwundeten zum Rückzuge entſchließen mußte.

Die Birmanen hatten in der Zwiſchenzeit in Arracan Anſtalten gemacht, um Bengalen zu überfallen. Ihr Feldherr Maha Banduhla marſchirte mit einer großen Streitmacht nach Ramu, wo er die wenigen dort ſtehenden britiſchen Truppen nach tapferer Gegenwehr überwältigte, und faſt ganz aufrieb oder gefangen nahm. Als die Nachricht von dieſer Cataſtrophe den Oberbefehlshaber, der auf dem Marſch zur Unterſtützung

der Truppen begriffen war, erreichte, wendete er ſich nach Tſchittagong, weil er vermuthete, daß dieſes der nächſte Platz ſein müſſe, auf welchen der Feind ſeine Aufmerkſamkeit richten werde. Er täuſchte ſich aber; die Birmanen haben nie ihren Vortheil zu benutzen verſtanden: ehe Banduhla ſich zur Verfolgung ſeines Sieges entſchloß, ward er zur Vertheidigung ſeines Vaterlandes zurückberufen. Die Cataſtrophe von Ramu verbreitete überall in Bengalen großen Schrecken. Die Bauern flohen vor den unſichtbaren Birmanen, wie ſie ſie nannten, und die eingeborenen Kaufleute Calcutta's ließen ſich nur mit Mühe davon abbringen, mit ihren Familien und ihrem Eigenthume aus der Stadt zu flüchten. Wie man ſpäter erfuhr, hatten der Peiſchwa und andere Mahrattenfürſten dieſe beunruhigenden Gerüchte verbreitet.

Gegen das Ende der Regenzeit fanden bei den Briten in Rangun viel günſtigere Meinungen von ihrer Stellung Eingang. Der Geſundheitszuſtand der Truppen hatte ſich ſo verbeſſert, daß man Hoffnungen auf baldiges Vorſchreiten hegen durfte. Es wurden deshalb fünfhundert Mugh-Bootsleute hereingebracht, denen das Inſtandſetzen der Böte zum Flußdienſte aufgetragen ward. Auch war Verſtärkung für die Truppen angekommen, beſtehend aus zwei britiſchen Regimentern, aus eingeborenem Fußvolk, einer Schwadron Reiterei und einer Truppe reitender Artillerie; und zu alledem kam endlich auch das Zugvieh nach und nach an. Alles dieſes kräftigte den Geiſt der Mannſchaft, welche eben mit den Vorbereitungen zum Marſch beſchäftigt

war, als man das Herannahen Maha Bandubhlas und ſeiner Streitmacht ankündigte. Er war der beſte birmaniſche General und befehligte die größte, je von jener Macht zu Felde ausgeſchickte Armee.

Den feindlichen Anmarſch erfuhr man vermittelſt eines aufgefangenen Briefs von Bandubla an den Ergouverneur von Martaban, welchem er ſchrieb: daß er Prome an der Spitze einer wohl geſchulten und mit Lebensmitteln verſehenen Armee verlaſſen habe, um die Engländer entweder zu fangen oder ſie aus Rangun zu vertreiben.

Am 30. November zogen ſich die Birmanen im Walde vor der Fronte der Schuh-Dagon Pagoda zuſammen. Ihre Linien, die ſich von oberhalb Kemmerdin in einer halbzirkelförmigen Richtung nach dem Dorfe Puzendaun erſtreckten, waren durch den Rauch ihrer Wachtfeuer leicht zu bemerken. Als die Nacht hereinbrach, hörte das durch die Menge verurſachte Getöſe auf und ſtatt deſſen hörte man die Märſchtritte großer Maſſen, welche bis dicht an das unſere Scheidewand bildende Gebüſch marſchirten. Die Briten waren äußerſt wachſam, indem ein wüthender Angriff auf die Pagoda jeden Augenblick zu erwarten ſtand. Die Nacht verging indeß, ohne daß ihre Befürchtungen in Erfüllung gegangen wären. Aber kaum graute der Morgen, als die Feindſeligkeiten mit einem heftigen Kleingewehrfeuer eröffnet wurden; denn die Wegnahme dieſes Platzes ſollte einem allgemeinen Angriffe zum Vorſpiel dienen. Das Feuern war ſo anhaltend und lebhaft, daß Soldaten, welche beinahe zwei Meilen davon auf der die

große Pagoda beherrſchenden Anhöhe poſtirt waren, das Schreien und Heulen der wüthenden Stürmer und die herzhaften Rufe der britiſchen Matroſen, die von Zeit zu Zeit ihre ſchweren Breitſeiten auf jene entluden, deutlich hören konnten.

Des Nachmittags marſchirten mehrere birmaniſche Diviſionen gegen den Dallas-Fluß und ſpäter am Tage kamen dichtgedrängte Heeresmaſſen aus dem Walde, ungefähr eine Meile von der öſtlichen Façade der Pagoda hervor, die ſich an dem ſchon ſtark durch Infanterie und Cavallerie beſetzten Fluß bei Puzendaun aufſtellten. Dieſe bildeten den linken Flügel der birmaniſchen Armee, das Mitteltreffen, deſſen Zahl und Stellung trotz aller Bemühungen nicht ermittelt werden konnte, ſtand im Walde. In wenigen Stunden waren die Briten bis auf einen ſchmalen Streif in ihrem Rücken, den der Rangunfluß bildete, völlig umringt. Die vom Feinde eingenommene Circumvallations-Linie hatte einen großen Umfang und da ſie durch den Fluß getheilt war, ſo verhinderte ſie Maha Banduhla, uns auf irgend einem beſondern Punkt anzugreifen; aber die Schnelligkeit, Ordnung und Regelmäßigkeit, mit welcher die verſchiedenen Truppencorps ihre Stellungen einnahmen, gereichte dem birmaniſchen General ſehr zum Lobe.

Am Nachmittage wurde, um die Dispoſition der Birmanen zu erfahren, ein Ausfall gemacht, und da dieſe hierauf durchaus nicht gefaßt waren, wurden ſie von ihren Erdhügeln oder Bruſtwehren, welche ſie raſch aufgeworfen hatten, mit empfindlichem Verluſt ver-

trieben und ließen eine große Menge Waffen und Handwerkszeug in den Laufgräben. Aber am Abend kehrten ſie zu ihren Werken zurück und fingen neue Ausgrabungen an. Bald nach Sonnenuntergang machten ſie einen wilden Angriff auf Kemmerdin, und zugleich wurde die Gegend durch die Flammen ihrer Feuerprahmen, die ſie im Fluſſe treiben ließen, um unſere Schiffe in Rangun zu zerſtören, erleuchtet. So ſchrecklich ihr Anblick war, ſo thaten ſie doch keinen Schaden: unſere Matroſen zogen ſie mit Tauen an's Ufer, während der Angriff auf Kemmerdin zu Lande ebenfalls zurückgeſchlagen ward.

Drei oder vier Tage lang ließ es Sir A. Campbell geſchehen, daß der Feind ſeine Vorpoſten etwa hundert und funfzig Fuß vorſchob. Dann aber, als er für gewiß erfuhr, daß er alle ſeine Munition und Vorräthe aus dem Gebüſch geholt und in die Laufgräben untergebracht hatte, entſchied er ſich ihn anzugreifen. Er beorderte zwei Truppencorps unter den Majoren Sale und Walker zum Vorrücken, während eine Anzahl bewaffneter Böte unter Capitain Chads nach der Bucht bei Puzendaun ſegelte, um die feindlichen Laufgräben zu beſchießen. Walker hatte mit heftigem Widerſtande zu kämpfen; er rückte aber dennoch vor und trieb die Birmanen, die ihren Anführer bei dieſem Kampfe verloren, mit dem Bayonett aus den Laufgräben. Sale's Heerſäule ſtieß auf geringere Gegenwehr, ſie durchbrach mit Leichtigkeit das Centrum, vereinigte ſich mit Walkers Truppen und trieb dann mit dieſen gemeinſchaftlich den Feind, der dabei viele

Todte und Verwundete und außerdem alle ſeine Kanonen, ſein Handwerkszeug und ſeine Vorräthe verlor, aus allen Theilen des Gebüſches.

Durch dieſe Schlappe nicht entmuthigt, ließ Banduhla ſeine Truppen unausgeſetzt arbeiten, um ſich der Pagoda endlich zu nähern. Am 4. des Morgens trieben aber vier britiſche Heerſäulen von Neuem die Birmanen aus den Laufgräben und jagten ſie in den Wald in ihrem Rücken. Am Abend kam ein Detaſchement aus Rangun und griff die Stellung bei Dalla, welche den Feind in den Stand ſetzte, Kemmerdin in Belagerungsſtand zu halten, an. Der Verſuch glückte, die Birmanen wurden aus ihrer Umwallungslinie vertrieben und verloren den Ueberreſt ihrer Kanonen, Munition und Vorräthe.

Durch dieſe Unfälle wurden Hunderte von Banduhla's Soldaten wegzulaufen veranlaßt, während er für ſeine Perſon fürchten mußte, ſein tyranniſcher Souverain würde ihm ſeine Rache für die erlittenen Verluſte entgelten laſſen. Er war daher entſchloſſen, Alles daran zu ſetzen, um ſeine Stellung zu behaupten. Vier Meilen in ſeinem Rücken war ſeine dort aufgeſtellte Armee beſchäftigt, durch Stockaden eine Stellung beim Dorfe Kokien zu befeſtigen, wo beträchtliche Verſtärkungen den Befehl erhalten hatten, zu ihm zu ſtoßen, und da er fand, daß er ſeinem Feinde noch mit fünfundzwanzigtauſend Mann entgegentreten konnte, ſo beſchloß er, nöthigen Falls noch ein Treffen zu wagen. Er befahl, um ihn in ſeinen Operationen zu unterſtützen, mehrere Einwohner Ranguns, in verſchiedenen Stadttheilen Feuer anzulegen, in der

Hoffnung, daß er während der durch den Brand entſtandenen Verwirrung Gelegenheit finden würde, ſeine Projecte auszuführen. Das Feuer ward jedoch bald gelöſcht und am 15. rückten die Briten zum Angriff auf Kokien von drei verſchiedenen Seiten her vor. So lange unſere Truppen vorwärts marſchirten, unterhielt der Feind ein ſcharfes Feuer auf ſie, aber kaum war der Vortrab in die Werke eingedrungen, als die Birmanen nach allen Seiten flohen; die Laufgräben wurden mit geringem Verluſt für die Stürmenden, aber mit vielen Opfern auf Seiten der Feinde erobert. Man ſchätzte die Zahl ihrer Todten vom 1. bis zum 15. December auf ſechstauſend, während auf unſerer Seite der Geſammtverluſt an Todten und Verwundeten, Offiziere und Soldaten, nicht einmal ſechshundert betrug.

Trotz der wiederholten Niederlagen Banduhla's war es nicht zweifelhaft, daß der Krieg ſich ins Unendliche verlängern würde, wenn man nicht ins Innere des Landes eindränge. Demzufolge beſchloß Campbell auf Prome zu marſchiren, und während General Cotton dorthin mit einer andern Diviſion in Böten vorrücken ſollte, erhielt Sale gleichzeitig den Befehl, Baſſein einzunehmen. Am 11. Februar 1825 wurde der Marſch begonnen und am Abend des 25. März erreichte Sir A. Campbell ein Dorf, von welchem aus Banduhla's Stellung bei Donubiu ſichtbar war. Der General rückte immer weiter vor, ohne auf großen Widerſtand zu ſtoßen und machte in der Entfernung eines Kanonenſchuſſes vor den feindlichen Stockaden Halt. Am Morgen des 27. kam die Flotille mit vollen

Segeln in Sicht, die Birmanen machten auf sie einen unglücklichen Angriff, worauf jene Alles überwand, was sich ihr entgegeu stellte.

Nachdem Bandubla von einer Bombe erschlagen worden war, versagten seine Truppen allen anderen Offizieren den Gehorsam und liefen aus Donubiu weg, welches sogleich von den Briten besetzt ward, die nun nach Prome zu marschirten, welche Stadt beim Vorrücken der Briten ebenfalls aufgegeben und verlassen ward. Der Hof von Ava, zwar geschlagen, aber nicht entmuthigt, organisirte eine neue Armee, indem er in allen Theilen des Königreichs Rekruten aushob. Von dieser heterogenen Masse wurde der rechte Flügel von Sudda Wuhn befehligt, der Premier-Minister Kie Wundschie commandirte das Centrum, während der linke Flügel unter Maha Nemiau einen Weg zehn Meilen hinter dem Centrum einschlug. Am 10. November hielt Maha Nemiau Watteguhe, sechszehn Meilen von Prome, besetzt. Dorthin wurde Oberst Mac Dowal (spr. Dauel) geschickt, um ihn herauszutreiben; als aber die Birmanen sein Vorrücken erfuhren, marschirten sie ihm entgegen. In dem nun folgenden Treffen ward Mac Dowal erschossen; dieser Umstand entmuthigte die Sipahis so sehr, daß sie sich zurückzogen. Die Birmanen, von diesem unbedeutenden Siege aufgebläht, wollten Prome zurückerobern. Da die Engländer ihre Einrichtungen am ersten Dezember beendigt hatten, so marschirten zwei Heersäulen, respective von den Generalen Sir A. Campbell und Cotton angeführt, auf Nemiau. In der nun folgenden Schlacht kämpften die Feinde hartnäckig; sie

endigte aber mit dem Tode des birmaniſchen Generals und der gänzlichen Vernichtung ſeiner Armee. Die Stadt Napandu ward darauf mit dem Bayonet erobert, nachdem unter ihren Vertheidigern ein großes Blutbad angerichtet worden war.

Am 5. Dezember griffen die Briten die allein übrige Diviſion der birmaniſchen Armee unter Sudda Wuhn an; ſie wurde geſchlagen und die Feinde flohen in größter Beſtürzung nach den Wäldern, um dort Schutz zu ſuchen. Mit der Abſicht den Krieg zu beendigen, marſchirte nun General Campbell in der erſten Hälfte des Monats Dezember auf die feindliche Hauptſtadt. Nach der Eroberung mehrerer Stockaden und nach einigen kleinen Scharmützeln erreichten die Briten Patanagoh; dort wurde von feindlicher Seite der Vorſchlag zu Friedensunterhandlungen gemacht und zum erſten Januar 1826 eine Zuſammenkunft anberaumt, in welcher man ſich über die Bedingungen eines Tractats zu verſtändigen hoffte. Die Briten merkten indeß bald, daß es mit den friedlichen Geſinnungen der Birmanen kein Ernſt ſei; ſie zeigten ihnen deshalb an, daß beim Ablaufe des Waffenſtillſtandes am 18. die Feindſeligkeiten fortgeſetzt werden würden. Man ſah nunmehr augenſcheinlich, daß die birmaniſche Sache hoffnungslos war — alle Anſtrengungen der Offiziere blieben erfolglos; die Soldaten waren zu muthlos, um auch nur den geringſten Widerſtand zu leiſten, ſie liefen beim Herannahen der Unſerigen aus den Laufgräben weg und ließen ihre ganze Artillerie und alle ihre Effecten im Stich. Prinz Memiabu und ſeine geſchlagene Ar-

mee zogen ſich ſo ſchnell wie möglich zurück und die Briten folgten ihnen auf dem Fuße nach.

Am 25. befand ſich das britiſche Heer wiederum auf dem Marſch durch ein von der Wuth und dem Fanatismus der Birmanen verwüſtetes Land. Am 31. langten zwei Birmanen von hohem Range mit vollkommener Autorität zur Unterhandlung eines Tractats an, und da General Campbell erklärte, auch nicht einen Punkt von ſeinen früheren Forderungen nachlaſſen zu wollen, ſo verſicherten ſie ihn ermächtigt zu ſein, ſeine Bedingungen anzunehmen; er ließ ſich indeß durch alle ihre Vorſtellungen nicht erbitten, den Marſch ſeiner Armee aufzuhalten, nur daß ſie vor zwölf Tagen Pagham Miu nicht überſchreiten ſollte, gab er nach.

Ungeachtet der Verſicherungen dieſer Geſandten erfuhr Campbell doch auf ſeinem fortgeſetzten Marſche, daß die Feindſeligkeiten wieder erneuert werden ſollten. Der König hatte der Prahlerei eines Kriegers niedriger Herkunft Glauben geſchenkt, der ſich vermaß, mit dreißigtauſend Mann die aufrühreriſchen Fremden zu vernichten. Er befahl deshalb eine neue Aushebung und beehrte die ſo zuſammengebrachte Streitmacht mit dem hochtrabenden Titel „Wiederherſteller des Ruhms Seiner königlichen Majeſtät.“ Die britiſche Armee, durch die Abweſenheit zweier Brigaden geſchwächt, war keine zweitauſend Mann ſtark, nichtsdeſtoweniger drang General Campbell entſchloſſen auf Pagham Miu vor. Indem er den Weg durch den Wald zurücklegte, debuſchirte er auf das ſechszehntauſend Mann ſtarke birmaniſche Heer; deſſen Stellung und Zahl außer Acht laſ-

ſend, ſtürzten die Briten ſich auf ſein Centrum, warfen daſſelbe über den Haufen und die Flügel erreichten nur mit großer Mühe die zweite Reihe der unter den Wällen Pagham Mius ſich befindlichen Redouten. Keine Zeit ward ihnen zum Sammeln vergönnt; die engliſchen Truppen ſtürzten ſich in die birmaniſchen Laufgräben und in die Stadt hinein; der Sieg war nun geſichert. Dieſes war die blutigſte Niederlage, die bis dahin die Birmanen erlitten hatten; nur dreizehnhundert Mann kehrten unter ihrem prahleriſchen Anführer nach Ava zurück.

Die britiſche Armee ging immer vorwärts, bis ſie in Gandabu, fünfundvierzig Meilen von der Hauptſtadt entfernt, ankam. Nach dieſem Orte ſandte der völlig gedemüthigte und muthloſe birmaniſche Monarch Geſandte mit der Vollmacht, Frieden um jeden Preis abzuſchließen. Man einigte ſich endlich über die Stipulationen und der Friede ward in Gandabu am 24. unterzeichnet und beſiegelt (? ratificirt). Durch dieſen Friedenstractat verzichtete der König von Ava auf ſeine Souverainität über Aſſam, Catſchar und Dſchilna; erkannte Munzipore als unabhängiges Königreich an, anerkannte die Gebirge Arracans als Grenze zwiſchen ſeiner und dem Gebiete der engliſch-oſtindiſchen Compagnie und leiſtete auf ganz Tennaſſerim zu Gunſten der Briten Verzicht. Er verſtand ſich ferner dazu, ihnen ein Crore Rupien in vier Terminen zu bezahlen, diejenigen ſeiner Unterthanen, welche den Briten während des Kriegs Hülfe geleiſtet, nicht zu beſtrafen, den König von Siam mit in die Amneſtie einzuſchließen und

den, ſeine Häfen beſuchenden britiſchen Schiffen dieſelben Privilegien, die ſeine eigenen Schiffe genießen, zu gewähren. Ihrer Seits verpflichteten ſich die Engländer, ſich ſogleich nach Rangun zurückzubegeben, und nach Bezahlung der zweiten Rate auf die Crore Rupien alle Gefangenen mit ſo wenig Verzögerung wie möglich auszuliefern.

Am 5. März ertheilte Sir A. Campbell den Befehl zum Rückmarſch auf Rangun, welches er ohne Unfall erreichte. Alle ſeine Truppen kehrten indeß nicht auf dieſem Wege zurück; ein Corps Sipahis, von eingeborenen Führern geleitet, wurde mitten durch das Land von Arracan befördert, wo ſie ohne große Schwierigkeit ankamen. Der Beweis war nunmehr geliefert, daß Ava, ſowohl zu Waſſer als zu Lande, bei künftigen Gelegenheiten nicht ſchwer zu erreichen ſei.

Während unſerer i. J. 1825 gegen die Birmanen gerichteten Operationen ward die Aufmerkſamkeit der Executivbehörde von Bengalen auf die Angelegenheiten Bhurtpores hingelenkt, wo Durguhn Sal, unmittelbar nach dem Tode des Radſchahs, den Bulvunt Sing, einem Minderjährigen, deſſen Intereſſen wir zu beſchützen verſprochen hatten, rechtmäßig gehörenden Thron uſurpirte; worauf die Vormünder des Prinzen mit dieſem nach Calcutta geflüchtet waren und den General-Statthalter um Beiſtand baten. Lord Lakes ſchlechter Erfolg in Bhurtpore hatte dort eine ſtarke, den Briten feindliche Partei in's Leben gerufen und man wünſchte ſchon ſeit langer Zeit, dieſen Einfluß, des politiſchen Grundſatzes wegen, zu vernichten. Jetzt zeigte ſich eine gün-

stige Gelegenheit hierzu und es ward beschlossen, den Wahn, Bhurtpore sei uneinnehmbar, zu zerstören. Da der Zufall wollte, daß Lord Combermere bei dieser Conjuctur eben in Indien eintraf, um den Oberbefehl der Armee zu übernehmen, so stellte er sich am 10. Dezember an die Spitze von zwanzigtausend Mann, durch hundert Stücke Artillerie unterstützt und erschien vor den Wällen (Bhurtpores).

Nicht Willens, Frauenzimmer und Kinder den von einer Erstürmung unzertrennlichen Schrecknissen auszusetzen, schickte er am 21. dem Durguhn Sal ein Schreiben, in welchem er ihn aufforderte, solche Individuen aus der Festung zu entfernen und bot diesen zugleich sicheres Geleite an; ferner gab er ihm vierundzwanzig Stunden Zeit zur Ausführung dieses menschlichen Verlangens, dehnte auch später diese Zeit noch um zwölf Stunden aus, ohne jedoch den geringsten Erfolg zu erzielen.

Am 23. begannen die Belagerungs-Operationen, da der nordöstliche Winkel zum point d'appui (Stützpunkt) auserkoren ward; zu gleicher Zeit besetzten die Briten das Dorf Kuddum Kundie, und vervollständigten dadurch ihre erste zweitausendvierhundert Fuß von der Festung entfernte Parallele. Der übrige Theil des Monats wurde zur Erbauung und Ausbesserung der Batterien verwendet, sowie um Vorbereitungen zu einem allgemeinen Sturm zu machen. Während dieser ganzen Zeit hatte die Stadt ein schweres und zerstörendes Feuer auszuhalten. Am 3. Januar 1826 fing die Artillerie endlich an, Breschen in die Curtinen zu schießen. Die zähen Lehmwälle widerstanden jedoch wirksamer als

Mauerwerk, und da ihnen die Batterien wenig Schaden zufügten, so mußte man seine Zuflucht zum Miniren nehmen.

Am 16. wurden zwei Minen gelegt und mit gutem Erfolg gesprengt (frühere Minen zeigten sich theils wirkungslos, theils machten die Belagerten sie zu Schanden); und da nun zufolge der Berichte der Ingenieure eine vortreffliche Bresche vorhanden war, so wurde der 18. zum Sturm bestimmt. Am frühen Morgen erreichten die Sturmcolonnen, ohne entdeckt zu werden, die vordersten Laufgräben; die Generale Nicholls und Reynells wurden beordert, an der Spitze ihrer respectiven Brigaden links und rechts auf die Breschen zu steigen, wobei ihnen die Explosion der Mine zum Signal dienen sollte. Um acht Uhr Morgens sprang die Mine und nahm den ganzen vorstehenden Winkel und einen großen Theil der im Rücken befindlichen steinernen spanischen Reiter mit in die Luft. Die Truppen rückten unverzüglich vor und ungeachtet der wüthenden Vertheidigung der Belagerten nahmen sie in kurzer Zeit die Breschen ein: innerhalb zweier Stunden war der ganze, die Stadt umgebende Wall und die Thore der Citadelle in den Händen der Belagerer und sehr bald nachher eroberten sie auch die Citadelle selbst. General Hugh (wird Ju ausgesprochen), der beordert war, das Entkommen der Feinde zu verhindern, stellte seine Mannschaft so vortrefflich auf, daß Durguhn Sal, seine Gattin und zwei Söhne, von einer starken Reiterschaar escortirt, bei ihrem Versuche, sich einen Weg

durch das achte leichte Cavallerie-Regiment zu bahnen, zu Gefangenen gemacht wurden.

Man schätzte die Zahl der von den Belagerten in diesem Sturm Gefallenen auf nicht weniger als viertausend; kaum ein Mann konnte durch Hugh's Cavalleriecordon entwischen. Da alle Magazine, welche militairische Effecten und Munition enthielten, erobert waren, so war die politische und auch die Militairmacht Bhurtpores vernichtet und am 6. Februar wurden die Festungswerke auf Befehl Lord Combermeres geschleift. Alle übrigen dem Radschah gehörenden Festungen ergaben sich und er selbst wurde wieder eingesetzt; hierauf hob Lord Combermere sein Lager auf und kehrte am 20. Februar nach Calcutta zurück.

Diese tapfere Erstürmung verdiente und empfing den Dank des Parlaments und der ostindischen Compagnie, und was noch weit dankbarerer Anerkennung werth ist, das vom Könige (von England) der ostindischen Compagnie übergebene Prisengeld befahl das Directorium unter die königlichen Truppen zu vertheilen.*)

Als i. J. 1827 das ganze britische Indien sich im ruhigen Zustande befand, machte Lord Amherst eine Reise nach den oberen Provinzen und besuchte Delhi, ausdrücklich um die Verhältnisse zwischen der britischen

*) Der Veteran Lord Combermere ist erst gleichzeitig mit dem Herzog von Cambridge und anderen Krimm-Berühmtheiten zum Feld-Marschall befördert worden. Der Spruch: „sie kommen spät, doch sie kommen" ist in seinem Falle auf die britische Regierung anzuwenden.

(Anm. des Uebersetzers.)

Regierung und dem nominellen König des Landes zu ordnen; seine Unterhandlungen endigten mit der Beseitigung des Schattens einer Souverainität, welcher bis dahin sich noch an den letzten Abkömmling des Großmogols klammerte. Zu Ende des Monats März schiffte sich Lord Amherst am Bord des Kriegsschiffes Herald nach England ein und überließ dem ehrbaren Herrn Bayly die Verwaltung der Regierung Indiens bis zur Ankunft seines Nachfolgers.

Kapitel VII.

Von der Verwaltung Lord William Bentincks bis zum Anschlusse Scheinds und der Beruhigung Gwaliors.

A. D. 1828—1844.

Die Verwaltung Lord William Bentincks, der auf Lord Amherst folgte, zeichnete sich von denen aller seiner Vorgänger durch Mangel an kriegerischen Demonstrationen aus. Die Einfälle der aus verschiedenen Gebirgsstämmen zusammengelaufenen Horden, die Bestrafung und Entthronung des unbedeutenden Radschahs von Kuhrg, und einige andere Arrangements mit mehreren zinsbaren Mächten, waren nicht im Stande, die jetzt in Indien vorherrschende allgemeine Ruhe zu unterbrechen und die Se. Lordschaft so glücklich war, zum Nutzen des Landes anwenden zu können. Dem Zustande des öffentlichen Dienstes widmete der General-

Statthalter seine besondere Aufmerksamkeit und führte viele Reformen bei den verschiedenen Zweigen desselben ein, welche, so unangenehm sie auch den Offizieren und Beamten sein mochten, seine Wirksamkeit sehr zu verbessern berechnet waren. Auch den Eingeborenen Indiens wurden viele Zugeständnisse gemacht; unter diesen war die Befreiung Abtrünniger von dem Hindu- oder mahomedanischen Glauben innerhalb der Präsidentschaft Bengalen von den Strafen, die sie unter der Herrschaft der alten Landesgesetze einer solchen Handlung wegen zu leiden hatten — Confiscation ihres persönlichen und Familieneigenthums — nicht die geringste.

Erziehungs- und andere öffentliche Anstalten erfreuten sich der wärmsten Unterstützung Sr. Lordschaft, weshalb bis auf den heutigen Tag der Name Bentinck bei den Einwohnern britisch Indiens im dankbarsten Andenken steht. Zwei Projecte von nationaler Wichtigkeit wurden zu dieser Zeit entworfen — die endlichen Wohlthaten eines derselben sind fast unschätzbar —: die Eröffnung einer Verbindung zwischen britisch Indien und den westlich vom Indus belegenen Ländern bis zum kaspischen Meere, und die Errichtung einer Dampf-Communication zu Lande zwischen England und Indien.

Das erste dieser beiden Projecte bezweckte die Ausbreitung des britischen Handels und die Beantwortung der Frage: ob und wie ein russischer Ueberfall von dieser Seite möglich wäre? Diese wichtige und gefährliche Aufgabe ward dem Lieutenant, nachmals Sir Alexander Burns anvertraut, der in Betreff des politischen Zustandes, der Handelsverbindungen und des geographi-

ſchen Geſichtspunkts der zwiſchen dem Indus und dem kaspiſchen Meere gelegenen Länder Data ſammelte und ſie durch den Druck bekannt machte. Mit Ausnahme der völlig hergeſtellten Dampfſchifffahrt auf dem Indus ſind aus ſeinen Arbeiten keine commerciellen Vortheile entſtanden, während der unglückſelige afghaniſche Feldzug als das einzige Reſultat ſeiner Entdeckungsreiſe angeſehen werden darf.

Von weit größerer Bedeutſamkeit und von ſolidem Vortheil für den indo-britiſchen Handel war die ſchnelle und ſichere Verbindung zwiſchen Indien und England über das rothe Meer, Egypten und das Mittelmeer, deren Anfang während der Verwaltungsperiode Lord William Bentinck's gemacht ward. Dem Lieutenant Waghorn gebührt das Verdienſt, gegen den Willen aller zu jener Zeit angeſtellten Behörden Indiens und Englands, ſowie derjenigen anderer Länder, den Plan entworfen, ausgearbeitet und durchgeführt zu haben. Dank dem aufgeklärten Manne, der damals die Geſchicke Indiens leitete und Waghorn's Anſtrengungen richtig zu ſchätzen wußte, wurden am Ende zum immerwährenden Nutzen jedes mit unſern Beſitzungen im Oriente verbundenen Intereſſes, deſſen Entwürfe vollſtändig ausgeführt.

Die Dampfſchifffahrt auf dem Ganges ward ebenfalls während Bentinck's friedliebender Verwaltung unternommen und mit dem glücklichſten Erfolg durchgeſetzt; ſie hat ſeitdem unter einem vollkommenern Syſtem dem innern Verkehr der bengaliſchen Präſidentſchaft große Erleichterung verſchafft.

Im Jahre 1833 führten die Parlamentsverhandlungen über Erneuerung des Freibriefs der oſtindiſchen Compagnie zu einigen großen und wichtigen Veränderungen in den Functionen dieſer mächtigen Körperſchaft. Die hauptſächlichſten dieſer Veränderungen dürften wie folgt rubricirt werden: 1) Die Compagnie behielt ihre politiſchen Rechte und widmete in Verbindung mit der Controlbehörde ihre ganze Aufmerkſamkeit der Regierung Indiens. 2) Sie hörte auf, eine Handelscorporation zu ſein, 3) verzichtete auf ihr Monopol des chineſiſchen Handels und 4) entſagte demſelben ebenfalls in Bezug auf Indien; 5) der Handel nach beiden Ländern ward als frei für jeden britiſchen Unterthanen erklärt. 6) Britiſche Unterthanen erhielten Erlaubniß, ſich in irgend einem Theile der indiſchen Territorien niederzulaſſen. 7) Den Antheilhabern ward eine beſtimmte Dividende auf ihr Capital von 6,000,000 Pfund Sterling zugeſichert, und 8) feſtgeſetzt, einen Tilgungsfonds bei Seite zu legen zum Zwecke der Amortiſirung des Grundcapitals der Compagnie nach Ablauf von fünfzig Jahren, wenn ſolches für nöthig gehalten wird. Mit dieſen leitenden Vorbehaltsſtipulationen wurde der Freibrief auf einen ferneren Zeitraum von zwanzig Jahren, der im Jahre 1853 erliſcht, erneuert.

Lord William Bentinck reichte zu Anfange des Jahres 1835 ſeiner leidenden Geſundheit wegen ſein Geſuch um Enthebung von der Verwaltung der indiſchen Angelegenheiten ein und ſegelte zum Bedauern der Eingeborenen und eines großen Theils der europäiſchen Einwohnerſchaft im Monat März nach England ab.

Lord Aucklands Amtsführung als General-Statthalter von Indien bildet eine wichtige Periode in den anglo-indischen Annalen. Als seine Anstellung bekannt gemacht ward, war das Publikum einigermaßen in Verlegenheit, weil man außer Stande war, die Fähigkeiten Seiner Lordschaft, welche seine Wahl rechtfertigen könnten, zu taxiren. Niemand wußte, ob er administrative Geschicklichkeiten besitze, und Alle, die sich die Mühe gaben, darüber nachzudenken, um sich eine Meinung zu bilden, stimmten darin überein, daß Lord Auckland in der Regierung der unermeßlichen Länder, welche er fast ohne Controle beherrschen sollte, gewiß zu keiner Berühmtheit gelangen werde. Aber diese Tadler waren im Irrthum, sie kannten Se. Herrlichkeit nicht. Ehe sie jedoch drei Jahre älter waren, mußten sie Sr. Lordschaft eine so große Berühmtheit zugestehen, wie sie nur irgend die Namen Clive oder Wellington in den Blättern der Geschichtsbücher umstrahlt. Lord Auckland war bestimmt, dem britischen Wappenschilde eine Stellung anzuweisen, wie er sie vorher auf dem indischen Continente nie eingenommen hatte, für die britischen Streitkräfte eine eben so unglückliche, als in ihrem Ursprunge unzurechtfertigende und unwürdige Laufbahn zu eröffnen; unsere Lage im Oriente gänzlich auf's Spiel zu setzen; ein Heer zu opfern und endlich die Hälfte der Nation in Trauer zu versetzen und die andere Hälfte mit Schande zu bedecken und mit Unwillen zu erfüllen.

Bei der Ankunft dieses friedlich gesinnten Edelmanns in Calcutta fand er Indien von Gerüchten

über russische Diplomatie und russische Intriguen aufgeregt. Jede politische Tagsbegebenheit schrieb man dem autocratischen Einflusse zu, jeden schnurrbärtigen Reisenden hielt man für einen Ingenieur-Offizier aus St. Petersburg und jeden Araber oder Belutschistaner, der über die westliche Grenze gekommen war, verwandelten die politischen dienstbaren Geister der Compagnie in einen russischen Spion.

Schach Suhdschah, der blödsinnige Herrscher Afghanistans, war, wie das in Asien ganz gewöhnlich ist, aus dem Lande gejagt, um einem Andern Platz zu machen, der ein so unbändiges Volk wie seine Unterthanen besser zu regieren verstände; er schien froh zu sein, seinen Kopf noch auf den Schultern zu haben und ließ sich das „Salz" der Compagnie in der britischen Festung Ludianah, einer der nordwestlichsten Grenzstationen, wohl schmecken.

Der Pundschab oder das „Land der fünf Flüsse", welches die Barre zwischen unserer äußersten Grenze und den unruhigen Afghanen bildete, befand sich zu jener Zeit unter dem Scepter Rundschiet Singh's, eines Häuptlings, dessen Tapferkeit und unbezwingliche Energie und Thätigkeit ihm den Titel eines „Löwen des Pundschabs" erworben hatten. Zwischen diesem Fürsten und den Herrschern Afghanistans fanden fortwährend Feindseligkeiten statt, deren Ergebnisse in der Regel zu Gunsten des „Löwen" ausfielen.*)

*) Dem Beherrscher der Sikhs scheint der Absorbirungsproceß der von Eingeborenen bis dahin noch regierten Staaten

Die Miſſion des Hauptmanns, ſpäter Sir Alexander Burns nach Kabul i. J. 1837, obſchon zur Zeit dem Anſcheine nach erfolgreich, trug keine Früchte und es ſtellte ſich bald als gewiß heraus, daß der Beherrſcher jenes Landes, ſo viele Verſprechungen er auch im Munde führte, ſich ebenſo wenig um unſere Freundſchaft und unſern Handel, als um unſere Feindſchaft kümmere.

Eine andere diplomatiſche Delegation, aus Militair- und Civilbeamten zuſammengeſetzt, ging nach Lahore, der Hauptſtadt des Pundſchabs, um mit Rundſchiet Singh zu unterhandeln. So weit die Unterſchriften auf einem Stücke Pergament in Betracht kamen, erreichte man Alles, was man nur wünſchen konnte, und der General-Gouverneur, der, von Anderen dazu angeregt, bereits Pläne entwarf, wie er Doſt Mohammed beſtrafen, den blödſinnigen Schach Sudſchah wieder einſetzen und den jenes Land ſo ſehr bedrohenden ruſſiſchen Einfluß vernichten wollte, ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, Lahore würde ſich als

---

durch die Engländer deutlich vorgeſchwebt zu haben, obſchon er fühlte, daß ſeine Politik dahin gerichtet ſein müſſe, mit ſo mächtigen Nachbaren auf freundſchaftlichem Fuße zu ſtehen. Man erzählt von ihm, daß er bei einem Geſpräche mit einem Beamten der Compagnie auf eine große vor ihm liegende Karte Indiens, auf welcher das britiſche Gebiet mit einem kleinen rothen Striche bezeichnet war, hingewieſeen und dabei ausgerufen habe: „Wenn Rundſchiet ſtirbt, Compagnie's rothe Linie verſchlingt ganz Pundſchab-Land".

ſichere und zugängliche Landſtraße, auf welcher man die Wälle Kabuls erreichen könnte, beweiſen.

Aus ſeiner kühlen Sommerwohnung in Simla ſchleuderte er im October 1838 die Kriegserklärung, und ſo energiſch handelten die Mitſchuldigen dieſes ſchlecht berathenen Projects, daß vor Ablauf des Jahres die Armeen Bengalens und Bombays auf dem Sammelplatz Schikapore in Sceind eintreffen konnten. Dieſe Streitkräfte betrugen 15000 Mann, mit einer Reſerve von 4000 in Ferozepore und einem 6000 Mann ſtarken Contingente Eingeborener, die Schach Suhdſcha ſtellte, wir aber beſoldeten.

Gleich von Anfang an hatten unſere Truppen mit Unglück zu kämpfen. Die Cholera, der Mangel an hinlänglichen Transportmitteln, die Eiferſucht unter den Befehlshabern und endlich die ſtrenge Jahreszeit während des größten Theils des Marſches, Alles vereinigte ſich, um dem Anfange des Feldzugs einen nichts weniger als heitern Charakter zu verleihen.

Sir John Keane (ſprich Kihn), zum Oberbefehlshaber der Indus-Armee ernannt, wurde von Offizieren unterſtützt, die eben ſo tapfer und energiſch waren als er ſelbſt. Unter ihnen befanden ſich Generalmajor Nott, Sir W. Cotton, Brigadier Sale (ſprich Sähl) und Oberſt Dennie. Die Einrichtungen zu den Lieferungen an das Commiſſariat waren jedoch von der ſchlimmſten Art; hierzu kam noch die ungeheuer große Zahl des Troſſes, welcher ſich auf beinahe 100,000 Seelen belief, für den in fremden und feindlichen Ländern auf einem Marſche von außerordentlicher Länge und großer

phyſiſcher Schwierigkeit geſorgt werden mußte. Es war daher nicht zu verwundern, daß dieſe Umſtände, wozu noch der Mangel an Uebereinſtimmung zwiſchen den verſchiedenen Abtheilungen der Armee kommt, dieſelbe in eine ſchwierige und gefährliche Lage brachten.

Am 6. März erreichte die Heerſäule unter Sir John Keane und Sir Willoughby Cotton den Fuß der Gebirge des weſtlichen Afghaniſtans; ſie war mithin kaum an der Schwelle ihrer Reiſe; dennoch gingen ihre Mundvorräthe ſchon auf die Neige, und die Truppen mußten auf halbe Rationen geſetzt werden. Der gefährliche und ſchwierige Durchgang des Bolan-Paſſes, ſiebenzig Meilen lang, wurde nach vielen Leiden zurückgelegt, und als die Truppen am 4. April Quettah erreichten, hatten ihre Vorräthe ſo ſehr abgenommen, daß das Lagergefolge ſich mit Wurzeln, Thierfellen u. ſ. w. als Nahrungsmitteln begnügen mußte.

Von hier aus nach Candahar waren die Prüfungen der Soldaten und ihres Gefolges ſehr groß; das letztere war, als man dieſe Stadt am 4. Mai erreichte, bis auf 2000 geſchmolzen. Die Erwartung, dort Lebensmittel zu finden, wurde grauſam getäuſcht. Die Armee befand ſich hinſichtlich ihrer Ernährung in einem ſchlechteren Zuſtande als je, und damit nicht die elenden Mittel des Commiſſariats gänzlich erſchöpft würden, ward ſogleich eine vorſchreitende Bewegung gen Ghuznie beſchloſſen, obſchon die Entfernung 230 Meilen betrug und es der Armee an faſt allem Nöthigen zu einer ſo langen Reiſe gebrach.

Am 21. Juli lagerten die britiſchen Truppen unter

den Wällen Ghuznie's, welche bei Weitem feſter waren, als man geglaubt hatte. Verzögerung würde eine moraliſch und phyſiſch zerſtörende Wirkung hervorgebracht haben; man mußte alſo entweder die Feſte nehmen, oder auf einen rechtzeitigen Rückzug bedacht ſein. Zum Glück für die Belagerer entdeckte man, daß eines der Stadtthore nicht von Mauerwerk aufgebaut war, und demzufolge ward dieſes während der Nacht mit Pulver in die Luft geſprengt. Durch die auf dieſe Weiſe gemachte Breſche drangen die Truppen in die Stadt, welche trotz des verzweifelten Widerſtands der afghaniſchen Garniſon ſchnell erobert wurde, worauf auch die Citadelle innerhalb weniger Stunden fiel. Der Verluſt der Briten an Todten und Verwundeten war nur gering, der der Belagerten hingegen betrug 1000 Getödtete und 3000 Verwundete und Gefangene.

Der Fall dieſes feſten Platzes der Afghanen war in vieler Hinſicht für uns ein Glück; denn er gewährte den Truppen nicht nur viele ihrer Bedürfniſſe, ſondern er ſchreckte auch die Feinde und öffnete zugleich die Landſtraße nach Kabul. Lange Ruhe wurde der Armee nicht vergönnt. Oberſt Wade (ſprich Wähd), der ſich von Peſchawur her bewegte, ſchlug ſich durch den Kyber-Paß und bemächtigte ſich Dſchellalabads, indem er Akbar Khan, den zweiten Sohn des Doſts, vor ſich hertrieb und einen ſtarken Waffenvorrath, ſowie Munition und Pferde eroberte. Am 30. Juli marſchirte das Hauptheer mit Sir John Keane, Schach Suhdſchah und Herrn Mac Naghten (das gh wird in dieſem Namen wie das deutſche ch in Nacht ausgeſprochen)

gegen die Hauptſtadt, aus welcher, als ſie näher kamen, Doſt Mohammed mit einer auserleſenen Reiterſchaar floh und den Weg nach dem Weſten nahm, wohin ihm regelmäßige Truppen nicht folgen konnten.

Von ihrem Herrſcher und von allen ausgezeichneten Häuptlingen verlaſſen, blieb den Einwohnern nichts übrig, als ihre Stadtthore der vorrückenden Heerſäule zu öffnen, welche, den Schach Suhdſchah an der Spitze, mit allem militairiſchen Pomp in die afghaniſche Hauptſtadt einzog. Es war Niemand da, der ſich der Thronbeſteigung des Erwählten Englands hätte widerſetzen können, daher ging dieſe Ceremonie ſogleich vor ſich; obſchon es keinem der Mitſpielenden in dieſem Drama eingefallen zu ſein ſcheint, wie der neue Schach ſich ohne die Anweſenheit einer imponirenden Militairmacht werde halten können.

So weit war das Spiel leicht genug gewonnen: trotz der Entbehrungen der Truppen hatte ſich ihnen Alles unterworfen; aber es war wahrlich nur dem guten Glücke zu danken, daß die elenden Arrangements eines äußerſt mangelhaften Commiſſariats die Armee nicht in gänzliche Verwirrung ſtürzten.

Der Oberbefehlshaber hatte große Eile, ſich vom Schauplatze ſeiner hohlen Großthaten zurückzuziehen; er hielt ſich auch am Regierungsſitze (in Calcutta) nicht lange auf, ſondern reiſte nach Hauſe, um ſich dem britiſchen Publikum als Eroberer von Afghaniſtan zu zeigen und als Belohnung ſeiner Heldenthat ſich einen Titel und eine Penſion ertheilen zu laſſen. Wir wiſſen, daß es mit der Heldenthat nicht weit her war:

ein hölzernes Thor war durch einige Säcke Schießpulver in die Luft gesprengt, das war Alles!

Das Gros der Truppen folgte seinem Feldherrn, nur ein kleiner Theil blieb in verschiedenen Stellungen zurück, von denen kaum eine stark genug war, sich gegen den Feind zu halten. Sir Alexander Burns und Sir William Mac Naghten blieben als politische Vertreter in Kabul; zu ihrem Schutze ließ man eine Garnison unter den Befehlen des Generalmajors Elphinstone und des Generals Sale zurück, die schlecht quartiert und noch schlechter verpflegt wurde. Dieses letztere Departement war so elend bestellt, daß man sich oft nur durch starke Bestechung Lebensmittel aus der Nachbarschaft verschaffen konnte.

Während des ersten Winters, obgleich er sehr rauh war, blieb der Zustand noch erträglich; der Frühling aber brachte uns einen Vorschmack dessen, was wir künftig zu erwarten hätten. Man wußte, daß Dost Mohammed sich in der Nähe von Kabul aufhielt, das Volk aufregte und es zur Rache gegen die ungläubigen Eroberer ihres Vaterlandes aufhetzte, während Akbar Khan, sein „fechtender" Sohn, der große Afghanenhaufen um sich hatte, unsere Vorposten beunruhigte und uns die Zufuhren abschnitt.

Im Sommer dieses Jahres (1840) kam es zu einigen scharfen Treffen, die aber, da der rohe Muth der Afghanen die disciplinirte Tapferkeit der englischen Regimenter nicht zu überwältigen vermochte, sehr zum Nachtheile jener ausfielen und deren Endresultat war,

daß ſich Doſt Mohammed dem britiſchen Geſandten Sir W. Mac Nagthen als Kriegsgefangener ergab; er ward noch vor Ablauf des Jahres mit einem Jahrgehalt von 30,000 Pfund Sterling über die Grenze geſchickt und ihm in Muſſurie, an der nordweſtlichen Grenze, eine Wohnung für ſich und ſeine zahlreiche Familie angewieſen, wo er ruhig blieb, um den Lauf der Begebenheiten abzuwarten.

Der Friede war indeß nur von kurzer Dauer. Akbar Khan hatte ſich nicht, wie ſein Vater, unterworfen, er verſäumte vielmehr keine Gelegenheit, um kleinere britiſche Streitkräfte, die ihm in den Weg kamen, zu überfallen und war dabei ſo glücklich, den Verluſt faſt immer auf unſerer, ſelten auf ſeiner Seite zu haben.

Dieſen kleinen und ärgerlichen Krieg und die augenfällig wachſende Unzufriedenheit des Volks mit unſerem Einfluß abgerechnet, ſtörte nichts die Ruhe im Laufe der Ereigniſſe in Kabul. Es fehlte jedoch nicht an Leuten, welche trotz alledem den herannahenden Sturm prophezeihten; aber Winke, Warnungen, Rathſchläge, Alles ſchlug der Geſandte in den Wind; er ſchien nur das zu glauben, was mit ſeinen eigenen vorgefaßten Meinungen übereinſtimmte.

Dieſe ſonderbare Verblendung hielt ihn bis zum letzten Augenblicke befangen, ja ſelbſt, als am 21. November ein allgemeiner Volksaufſtand in Kabul ausbrach, ſah der Geſandte noch keine wirkliche Gefahr, ſondern ſagte zuverſichtlich: „Es wird Alles vorüber wehen" (it would all blow over). Es wehte wirklich vorüber, aber es blies die ganze britiſche Streitkraft mit weg.

Von jenem ſchickſalsſchweren Morgen an enthalten die Regiſter der Begebenheiten in Afghaniſtan nichts als traurige und ſchreckenerregende Erzählungen, nur eine einzige glänzende Waffenthat findet man aufgezeichnet: die tapfere und anſcheinend hoffnungsloſe Vertheidigung Dſchellabads durch ſeine kleine und ſchlecht verproviantirte Garniſon.

Burnes, alle Offiziere, alle Frauen und Kinder, die ſich in der Stadt befanden, wurden ermordet; dann folgte die Wegnahme des Commiſſariats und das Zuſammenziehen zahlreicher afghaniſcher Truppen. Die Energie, überhaupt die phyſiſchen und moraliſchen Kräfte ſowohl der Offiziere als der Soldaten, ſchienen mehr durch die Ueberraſchung, als durch die Größe der Gefahr völlig gelähmt worden zu ſein; nur daraus iſt es erklärlich, daß man mehrere koſtbare Tage unbenutzt verſtreichen ließ, während welcher das Vertrauen und die Zahl der Feinde ſich vermehrte und in demſelben Verhältniſſe der Muth unſerer eigenen Truppen abnahm. Man dachte an keinen Widerſtand, vielmehr zog man es vor, ſich in Unterhandlungen mit Menſchen einzulaſſen, die ihrer ſchändlichen Treuloſigkeit wegen ſprichwörtlich geworden ſind.

Gegen Ende des Monats November kam Akbar Khan mit einer auserleſenen Reiterei in Kabul an und von jenem Tage an gingen die Angelegenheiten einer Kriſis raſch entgegen. Er hielt mit dem britiſchen Geſandten Zuſammenkünfte, zufolge welcher die Briten Afghaniſtan ſogleich räumen ſollten, wobei ihnen ſicherer Abzug nach Indien und Lieferungen von Lebensmitteln

garantirt wurden. Dost Mahommed erhielt die Erlaubniß nach seinem Vaterlande zurückzukehren, Schach Suhdschah sollte sich nach dem britischen Gebiete zurückziehen, und zwischen beiden Mächten hinfort Friede und Freundschaft walten.

Am 14. Dezember machten die Truppen die ersten Vorbereitungen zu ihrem demüthigenden Marsche; am 23., als der übrige Theil der Truppen sich dem Hauptcorps anschloß, ward Sir William Mac Naghten zu einer Schlußconferenz mit dem afghanischen Oberhaupte eingeladen und von diesem, während einer kurzen Besprechung, durch einen Pistolenschuß getödtet.

Der Rückzug der englischen Truppen, 4500 Mann und etwa 12,000 dem Lager folgende Individuen betragend, fand, wie bestimmt war, am 6. Januar statt, aber kaum hatten sie die Wälle Kabuls verlassen, als afghanische Streifpartien ihren Nachtrab anfielen und Tag und Nacht die Nachzügler niederschossen. Die Schreckniſſe jenes demüthigenden Rückzugs wurden durch die Strenge der Jahreszeit und die geographischen Schwierigkeiten des Landes noch vermehrt. Zuerst — man sah dies als das einzige Mittel an sie zu retten — wurden die Verwundeten, dann die Damen und Kinder den Afgahnen überlassen; endlich ergaben sich die Soldaten und das Lagergefolge der Verzweiflung, und warfen sich entweder im Schnee nieder, oder blieben zurück und wurden durch afghanische Kugeln niedergeschmettert. Diese Menschenjagd artete bald zur massenhaften Schlächterei aus, so daß von der ganzen aus sechsundzwanzigtausend Seelen bestandenen Schaar nur

ein Engländer, Dr. Brydon, wenige Sipahis und einige Leute vom Troß mit der ſchreckenvollen Kunde dieſer Calamität in Dſchellalabad ankamen, wo der tapfere Sale ſeine Stellung mit heldenmüthiger Entſchloſſenheit behauptete.

Mittlerweile hielt General Nott und ein ſtarker Heerhaufen Kandahar beſetzt, Ghuznie ward von Oberſt Palmer mit einer Hand voll Sipahis vertheidigt, während Schach Suhdſchah ſeine Stellung in Kabul ſelbſt, trotz der Gegenwart Akbar Khans und trotz des Verraths oder der Schwäche faſt aller afghaniſchen Häuptlinge, aufrecht zu erhalten verſtand.

Entſchloſſen, wenn möglich, ſich in den Beſitz der Feſtung Dſchellalabad zu ſetzen, ſchloß Akbar Khan ſie mit einer zwar zahlreichen, aber der erforderlichen Mittel zu einer Belagerung gänzlich entbehrenden Armee ein. Hinter alten zerkrümelnden Feſtungswällen, die bei jedem Kanonenſchuß wankten, mit weitgeöffneten Klüften in ihren Vertheidigungswerken, welche jeder andere Feind zu ſeinem Vortheile benutzt hätte, bot Sale und ſeine kleine tapfere Schaar den Belagerern nicht nur Trotz, ſondern ſie unternahmen noch Fouragirungs-Ausfälle und fügten dem afghaniſchen Lager anſehnliche Verluſte zu.

Während der oben erwähnten Vorgänge und während die engliſchen Gefangenen, Damen, Offiziere und Kinder, in afghaniſchen Kerkern ihr elendes Daſein fortſchleppten, bahnte General Pollock mit einem Unterſtützungsheere ſich den Weg durch den Pundſchab, und in demſelben Augenblicke fertigten die Anſtifter aller

jener Mißgeſchicke Inſtructionen zum Zurückziehen unſerer Truppen von Kabul aus und überließen ſelbſtverſtändlich die Gefangenen ihrem Schickſal.

Der Winter 1841 brachte den eingeſperrten Garniſonen eben ſo wenig Hoffnung, wie den Gefangenen in Afghaniſtan. Akbars Truppen bedrängten fortwährend jedes im Beſitze der Briten ſich befindliche Feſtungswerk und obſchon Dſchellalabad und Kandahar ſich tapfer behaupteten, ſah ſich Palmer doch gezwungen Ghuznie zu räumen, bei welcher Gelegenheit, wie gewöhnlich bei dieſen Barbaren, faſt jeder Mann, jede Frau und jedes Kind, obgleich ſie unter Capitulation ausmarſchirten, abgeſchlachtet wurden. Palmer nebſt einigen ſeiner Offiziere wurden zur Tortur und Einkerkerung aufbewahrt.

Endlich klärte ſich das Firmament über der Armee des Indus auf, hellere Tage brachen an: der nervenſchwache und einfältige Auckland ward durch Lord Ellenborough, einen Mann ganz anderen Schlages, erſetzt. Dieſer, obſchon von der Furcht des zwar incompetenten hohen Raths von Calcutta gehindert, hatte den feſten Willen das zu thun, was allein unſere befleckte Reputation reinigen konnte und die britiſchen Gefangenen durch unſerer Nationalehre allein würdige Mittel zu befreien. Das Commandowort ward ausgeſprochen und ihm freudig Gehorſam geleiſtet; kein zweites Aufgebot war nöthig. Pollock ging vorwärts, um die tapfere Schaar in Dſchellalabad zu befreien. Vergebens beſtritten die Afghanen unter Akbar Khan den Durchzug des Kyber-Paſſes; aus allen ihren Po-

ſitionen durch das Bayonett vertrieben, flohen ſie vor den britiſchen Truppen, die von dem Augenblicke an, wo ſie aus dieſem Gebirgsſchlunde hervortraten, auf keinen Widerſtand mehr ſtießen.

Am 16. April trafen die Truppen Pollock's und Sale's unter den Wällen Dſchellalabads zuſammen; da gab's, wie man ſich denken kann, viel Freude! Aber Alle fühlten auch, daß die Zeit zu koſtbar ſei, als daß man ſie ungenützt verſtreichen laſſen könne; denn man kannte eben ſo die kritiſche Lage unſerer Gefangenen, unter denen ſich u. a. die Gattin und die Tochter Sale's befanden, wie die Rachſucht und Heftigkeit Akbars, von welcher für jene das Schlimmſte zu fürchten war. Man fühlte auch, daß, wenn ein entſcheidender Streich ausgeführt werden ſollte, es ohne Aufſchub geſchehen müſſe, ſo lange der durch Pollock's neuliche Siege errungene Ruhm (éclat) ſowohl bei dem Feinde als bei unſern eigenen Truppen noch im friſchen Andenken ſtehe. Hätten die beiden Generale nur ihren eigenen Eingebungen folgen dürfen, ſo würde Kabul innerhalb einer Woche in ihren Händen geweſen ſein; aber unglücklicher Weiſe mußten ſie erſt an den höchſten Regierungs-Rath berichten! Ueber dieſen Hin- und Herſchreibereien kam die Mitte des Auguſtmonats heran, ehe eine vereinigte Bewegung der drei Generale Nott, Pollock und Sale von Kandahar und Dſchellalabad aus gemacht werden konnte. Nott rückte mit ſiebentauſend Mann aus, ſchlug einen der afghaniſchen Befehlshaber, der ihn in ſeinem Marſch aufhalten wollte und raſirte die Wälle und Befeſtigungswerke Ghuznie's, dieſes Schau-

platzes ſo vieler Verrätherei und ſo vieler an unſeren Landsleuten begangenen Grauſamkeiten. Pollock und Sale waren eben ſo wenig unthätig, ſie brachen jeden Widerſtand, der ſich ihnen entgegenſtellte: ihr Zug war ein fortgeſetzter Sieg. Die militairiſche Ehre der Briten wurde glorreich wiederhergeſtellt, dagegen ward die Sache der Afghanen verzweifelter als ſie je geweſen.

Der letzte Kampf fand bei dem Khurd-Kabel-Paß, einer überaus feſten Stellung, welche die Afghanen inne hatten, ſtatt; ſie waren hier in beträchtlicher Ueberzahl erſchienen, es gelang ihnen aber nicht, ſich dem Durchmarſch der Briten mit Erfolg zu widerſetzen. Dieſe vertrieben vielmehr den Feind aus jedem Defilée und von jedem Gebirgsſtege und beendeten ebenſo ruhmvoll als ſchnell dieſe kurze aber denkwürdige Campagne.

Am 15. September kamen die Streitkräfte Pollock's und Sale's in Kabul an, wo, wie ſie erwartet hatten, viele Veränderungen vorgegangen waren. Revolutionen und wilde Raufereien hatten auf einander mit Schnelligkeit gefolgt. Die Anführer waren unter ſich ſelbſt uneinig, welchen der beiden Herrſcher ſie unterſtützen ſollten; die endlich erfolgte Ermordung Schach Suhdſchahs hatte nur ſcheinbar eine gegenſeitige Annäherung der beiden Parteien zu Stande gebracht. Kaum hatte aber Akbar die Vereinigung der britiſchen Truppen in Dſchellalabad erfahren, ſo dachte er ſchon an Flucht und vergaß nicht ſeine zahlreichen Gefangenen mit ſich in die Wildniſſe Turkiſtans zu ſchleppen. Er führte dies aus, als er die Anzeige vom Vorrücken der Generale auf die Hauptſtadt erhielt: während er ſeine Schätze und ſeine Fa-

milie ſchleunigſt nach dem Südweſten beförderte, wurden die engliſchen Gefangenen, hundertzweiundzwanzig an der Zahl, unter Aufſicht eines Khans in aller Eile nach Bamcean geſchickt, wo ſie ſich länger als eine Woche aufhielten, um die ferneren Inſtructionen Akbars zu erwarten. Der letztere hatte Befehl gegeben, alle Kranke, Verwundete und Schwache zu tödten, damit der Marſch der Caravane keinen Aufenthalt erleide; der Khan war jedoch menſchlicher: er bezeigte ſeinen Obhutbefohlenen zwar wenig Achtung, aber ermorden ließ er ſie nicht. Vielleicht wurzelte ſein Mitleid in einer allerdings nicht lobenswürdigen Eigenſchaft, er war ſehr geizig; aber dieſer Schmutzfleck ſeines Charakters war für die Gefangenen ein Glück; denn die engliſchen Offiziere hatten es bald weg, daß eine einigermaaßen anſehnliche Beſtechung ihren Gefangenwärter geneigt machen würde, ihnen die Kerkerthüren zu öffnen. Das Reſultat ihrer demnächſtigen Unterhandlungen war: 2000 Pfund Sterling dem Khan gleich baar zu zahlen und ihm ein Jahrgehalt auf Lebenszeit auszuſetzen; dagegen wollte er ſich von der Souzerainität Akbar's losſagen, ein Parteigänger der Briten werden und die Feſtung, in welcher ſie waren, vertheidigen bis Verſtärkung anlangen würde. Die vom alten Khan angenommene unabhängige Stellung und ſeine britiſchen Genoſſen und Gefolge zogen mehrere der benachbarten Häuptlinge, welche mit dem jetzigen Stande der Angelegenheiten in Kabul vertraut und im Stande waren, den wahrſcheinlichen Verlauf derſelben zu errathen, zu ihnen heran. Dieſe Leute verſicherten den Engländern ihre Unter-

ſtützung und Hülfe, und als die letzteren endlich von den glücklichen Erfolgen Pollocks und daß er Akbars Streitkräfte auseinander gejagt, Kunde erhielten, gingen ſie dreiſt und freudig aus ihrer Zwingburg und lenkten ihre Schritte der Hauptſtadt Kabul zu. Ihr Häuflein war klein und ſie waren nicht ohne Beſorgniß, daß Akbar noch herumſtreifen möchte, um die ihnen etwa zugeſchickten Hülfsvölker aufzuheben, um ſo mehr, da ihnen Berichte zukamen, daß ein ſtarkes afghaniſches Cavalleriecorps ihnen auf dem Fuße folge, um ſie ſchleunigſt nach den Ufern des Orus zu entführen.

Als ſie am erſten Abende bivouakirten, erhielten ſie zuverläſſige Nachricht über vollſtändige Siege verſchiedener britiſcher Heerhaufen, welche die Afghanen zerſtreut und von ihrem Chef Akbar getrennt hatten. Dieſe frohe Botſchaft beſtätigte ſich während der Nacht durch die Ankunft eines eingeborenen Reitknechts, der einen Brief von Sir Richard Shakespeare brachte, in welchem ihnen dieſer ſchrieb, er eile mit zahlreicher Reiterei, aus Kuſſilbaſche-Cavallerie beſtehend, zu ihrer Hülfe, und daß er bald bei ihnen ankommen würde. Ehe der Tag graute, ſetzte ſich die kleine Schaar in Bewegung, um ihre Befreier einzuholen; um die Mittagszeit, während ſie im Schatten einer zerfallenen Feſtung ruheten, wurden ſie durch die Ankunft Sir Richard's und ſeiner ſechshundert Mann zählenden Cavallerie erfreut.

Man fürchtete indeß immer noch, daß der verwegene Akbar einen Entführungs-Verſuch machen möchte, beſonders da auf ihrem Wege nach der Hauptſtadt ein

ſchwer zu durchdringender Paß zu bewältigen war. Demzufolge fertigten ſie einen Eilboten an General Pollock ab, durch welchen ſie um augenblickliche Verſtärkung baten; zugleich benutzten ſie jedes ihnen zu Gebote ſtehende Mittel, um ſo ſchnell als möglich vorwärts zu kommen. Am 20. erfuhren ſie von einem Offizier, der den herannahenden Hülfstruppen vorangeritten war, die fröhliche Neuigkeit, daß die Brigade des Generals Sale nur noch eine oder zwei Meilen von ihnen entfernt ſei.

Man kann ſich die Glückſeligkeit dieſes Tags vorſtellen. Die langverlorne Gattin und Tochter wurden dem Manne, der die Ehre ſeines Vaterlandes in der kleinen Feſtung Dſchellalabad ſo tapfer verfochten hatte, in Sicherheit zurückgegeben, und mancher, der vermißt geweſen, traf an jenem Tage Freunde und ängſtlich um ihn beſorgte Verwandte wieder. Es war in der That ein frohes Wiederſehen und vergnügt ging die Geſellſchaft zuſammen weg, um die Straße nach dem nicht weit von der Stadt aufgeſchlagenen Lager zu verfolgen, welches ſie am 21. bei Sonnenuntergang unter dem donnernden Willkommen der britiſchen Kanonen erreichten.

Das Uebrige dieſer verhängnißvollen Geſchichte läßt ſich mit wenigen Worten erzählen. Durch eine aus Simla datirte Proclamation erklärte der General-Statthalter: daß das britiſche Heer, da ſeine erlittenen Unfälle geſühnt und den Afghanen eine Lection gegeben ſei, die ſie ſo bald nicht vergeſſen würden, nunmehr das Land räumen und ſich nach Ferozepore zurückziehen

werde. In Folge deſſen trat die Armee des Indus, nachdem ſie vorher die Tauſende von Skeletten, mit welchen die Umgegend Kabuls förmlich beſät war, beerdigt und nachdem ſie die Citadelle, die Wälle, das Bala Hiſſar (Reſidenzſchloß) und jedes irgendwie befeſtigte Gebäude in der Hauptſtadt der Erde gleich gemacht hatte, am 12. October ihren Rückmarſch an.

In Ferozepore empfing der General-Gouverneur an der Spitze ſeines Stabs die Truppen und die glückliche Beendigung des traurigen und verhängnißvollen Kriegs, der mit Uebereilung und Verblendung angefangen, mit Schande, Blutvergießen und Einkerkerung fortgeſetzt war, wurde nun durch Freudenfeſte gefeiert.

So ſchwer auch die Wiedervergeltung auf die verbrecheriſchen Urheber des afghaniſchen Trauerſpiels herabfiel, ſo wird doch die Erinnerung unſerer Irrthümer und unſerer Mißgeſchicke noch lange im Gedächtniſſe der gegenwärtigen Generation fortleben.

Es ſchien, als ob der Friede nach dieſem Feldzuge auf dem indiſchen Continente feſt begründet ſei; aber es war auch nur Schein, denn tiefer blickende Beobachter bemerkten ſchon jetzt den herannahenden Sturm, der hinter dieſer anſcheinenden Windſtille grollte und in der That ſehr bald in einer andern Gegend ausbrach.

Das verrätheriſche Benehmen der Amiers von Scind während des afghaniſchen Feldzugs verbeſſerte ſich nicht nach der Rückkunft unſerer Armee aus jenem Lande; die Amiers glaubten, wir würden uns nicht ſo

bald zurückgezogen haben, wenn wir nicht fernere Unfälle erlitten hätten.

Sie sahen unsere Räumung Afghanistans wie eine Niederlage an, und es war unschwer zu erkennen, daß ihre Gesinnungen gegen uns nicht besser geworden waren. Ernste Zweifel sind seitdem von Vielen in Betreff der Billigkeit und Gerechtigkeit unserer Operationen im sceindischen Lande geäußert worden; aber es scheint außer Frage, einmal, daß, so lange die Beherrscher jenes Gebiets feindselige Gesinnungen gegen uns hegten, die Ruhe des Staats keinen Augenblick gesichert war, und dann, daß, die in Rede stehenden Ereignisse früher oder später doch hätten eintreten müssen.

Nachdem Warnungen und Ermahnungen erfolglos bei den Amiers erschöpft worden waren, und es endlich zur Gewißheit wurde, daß nur ein Weg übrig bleibe, um die Ruhe zu erhalten, zögerte Lord Ellenborough nicht, diesen Weg zu betreten.

Die Amiers waren während des ganzen Winters des Jahrs 1842 emsig beschäftigt, ihre Streitkräfte zu sammeln und eine drohende Stellung anzunehmen; aber auch der Veteran Sir Charles Napier verstärkte seine militairische Stellung und traf alle Vorbereitungen, um, sobald der rechte Augenblick erscheinen würde, zum Handeln bereit zu sein. Dieser Augenblick erschien im Anfange des Februar-Monats, wo das Hôtel des britischen Residenten in Hyderabad von einem großen Truppencorps der Amiers mit Wuth angegriffen wurde und es den englischen Beamten nur unter großen Schwierig-

keiten gelang, ſich in das eine kurze Entfernung von der Stadt aufgeſchlagene Lager zu flüchten.

Sir Charles ſetzte mit ſeiner kleinen, aber gut geſchulten Schaar von 2100 Mann aller Waffengattungen über den Indus und näherte ſich den Feinden beim Dorfe Miania, wo dieſe eine merkwürdig feſte Stellung inne hatten. Ihre Streitkräfte betrugen wenigſtens 30,000 Mann zu Fuß und 5000 zu Pferde und außerdem hatten ſie einen aus 15 Kanonen beſtehenden, nach europäiſchem Syſteme bedienten Artillerie-Train. Eine feſtere Stellung, als die vom Hauptheere beſetzte, konnte man ſich kaum denken. Eine natürliche Schlucht von beträchtlicher Tiefe ſchützte ſie in der Front, während ihre Flanken durch ausgedehnte Wälder und gebrochenes Terrain gedeckt waren. So uneinnehmbar indeß ihre Verſchanzung erſchien, ſo zögerte der britiſche General doch keinen Augenblick mit dem Angriffe: am 17. Februar des Morgens gab er das Zeichen zum Sturm.

Die europäiſchen und Sipahis'-Regimenter rückten aus ihrer offenen Stellung in der Ebene im Geſchwindſchritt gegen die Schlucht vor, die ein ſtarkes Detaſchement bewachte und hinter welchem noch Myriaden blinkender Gewehre ſichtbar waren. Sich gegenſeitig erheiternd und die Kugeln der feindiſchen Kanonen, die ihre Reihen lichteten, nicht achtend, ſtürzten ſich unſere Truppen in den reißenden Waldbach, durchſchwammen ihn, erkletterten die Böſchung des gegenüberliegenden Ufers, welche ſie mit Todten und Verwundeten beſäeten und erreichten endlich den Gipfel, wo der Feind ſie mit geſpanntem Hahn empfing. Das tapfere iriſche

22. Regiment erstieg zuerst die feindliche Verschanzung, hinter welcher sie von ungeheuern Massen belutschistanischer Schwerdträger erwartet wurden, deren wildes Brüllen das Herz jedes Andern mit Zagen würde erfüllt haben. Sie aber zagten nicht; sie erwiederten das Schreien des Feindes mit Schreien, sein ermunterndes Rufen mit ermunterndem Rufen und drangen mit der vorzüglichsten aller Waffen — der Bayonetmuskete —, jeder Mann ein Held, muthig auf die ungeheuere Ueberzahl ihrer Gegner ein.

Der Strauß war lang und blutig; denn das Unmögliche vermag auch die Kühnheit nicht. Die feindlichen Kanonen wütheten fürchterlich in dem kleinen muthigen Häuflein, das gegen das mächtige Heer anstrebte; fürchterlicher aber noch räumten die Bayonete der tapfern Iren unter den Feinden auf: erst für je zwanzig Belutschistaner, die von britischen Bayoneten durchbohrt wurden, ward ein englischer Soldat von einer Kettenkugel niedergestreckt. Dennoch konnte dieser ungleiche Kampf nicht lange dauern; die Zahl der Unsrigen verminderte sich von Stunde zu Stunde, während der Feind noch immer so zahlreich wie je erschien, so wenig war die Vertilgung in seinen Reihen bemerkbar.

Es hatte ganz den Anschein, als ob die kleine tapfere Schaar unterliegen müßte; denn der größte Theil ihrer Offiziere war entweder todt oder unfähig länger am Gefechte Theil zu nehmen und die Sipahis, ohne Anführer, machten mehr als ein Mal rückgängige Bewegungen. In dieser kritischen Lage erhielt ein kleines Cavalleriecorps unter Oberst Pattle den Befehl, einen

Angriff auf den rechten Flügel des Feindes zu machen. Dieser Angriff entschied das Schicksal des Tags; denn da die Belutschistaner ihre Flanke in Gefahr sahen, zogen sie sich langsam vom Schlachtfelde zurück und dachten nicht länger an Widerstand. Nun kam die Reihe an die Briten, mit ihren Kanonen Alles vor sich her wegzufegen, während Fußvolk und Reiterei das Zerstörungswerk so lange fortsetzten, als die erschöpfte Natur es nur immer aushalten konnte.

Am folgenden Tage forderte Sir Charles die Amiers, die, feig genug, während der Schlacht in der Festung Hyderabad zurückgeblieben waren, auf, ohne Verzug sich ihm zu ergeben und ihre Herrschaft in seine Hände niederzulegen; er drohte ihnen, ihre Stadt zu bestürmen, falls sie nicht sofort seiner Aufforderung Folge leisten würden. Hierauf erschienen sechs dieser Häuptlinge im britischen Lager, welche sich erboten, ihre Degen und die Zeichen ihrer Souverainität dem britischen General zu Füßen zu legen. „Ihr Unglück", sagte Sir Charles in seinen Depeschen, „ist ihr eigenes Werk; aber da sie hoch gestellt waren, gab ich ihnen ihre Degen zurück." Er wußte zweifelsohne, wie durchaus nutzlos diese Waffen für Männer waren, welche von den befestigten Wällen aus zusahen, während die tapfern Truppen, obgleich Söldlinge aus Belutschistan, sich für ihre Sache schlugen. Noch eine Schlacht, die von Dubba, und die Macht der Amiere war für immer vernichtet; und als das Land von einer oder zweien unfugtreibenden Diebsbanden gereinigt war, wehete die

Wehrkreisbücherei VIII Breslau.

britiſche Flagge hoch über allen anderen bis zu den Grenzen Belutſchiſtans.

Die unmittelbare Folge dieſer entſcheidenden Siege war die Einverleibung Sceinds in die Territorien der Compagnie. In einer Proclamation aus Agra, vom 5. März 1843 datirt, zeigte der General-Statthalter an, daß die eroberten Länder hinfort einen Theil unſerer orientaliſchen Beſitzungen ausmachen würden. Am 15. deſſelben Monats wurde Sir Charles Napier zum Statthalter dieſer Provinz ernannt. Er erließ ſofort eine Proclamation, welche die Freilaſſung aller innerhalb der Grenzen Sceinds ſich befindenden Sclaven anordnete, die Schifffahrt auf dem Indus dem Welthandel zur freien Benutzung übergab und die Aufhebung aller Tranſitzölle verfügte.

Bald nach der Veröffentlichung dieſer Proclamation erwuchſen der Regierung in einer anderen, dem Hauptſitze näher gelegenen Gegend Sorgen, die aber allerdings von weit geringerer Bedeutung waren, als diejenigen, deren ſie ſo eben entledigt worden. Der unabhängige Mahratten-Staat Gwalior war ſeit langer Zeit der Schauplatz großer Verwirrung und Fehden und verurſachte dem dortigen britiſchen Reſidenten, unter deſſen Schutz die regierende Familie ihre Autorität ausübte, unendlich viele Mühwaltung. Der Tod des letzten Radſchahs und die darauf folgende Regentſchaft, von deſſen Wittwe während der Minderjährigkeit ſeines Nachfolgers geführt, öffnete endloſen Intriguen und Streitigkeiten Thür und Thor. Friedlich geſinnte, die engliſche Politik begünſtigende Miniſter mußten auf Befehl

der Wittwe anderen, deren Redlichkeit man bezweifelte und deren politiſche Geſinnungen mit denen ihrer Vorgänger im directen Widerſpruch ſtanden, Platz machen. Umtriebe, Verſchwörungen und Auflehnungen zerriſſen das Land von einem Ende zum andern. Da faßten der hohe Rath und der General-Gouverneur den Entſchluß, dieſem unruhigen und gefährlichen Zuſtande in ihrer Nachbarſchaft ein Ende zu machen. Der Letztere ſchickte daher ein Truppencorps in das Gebiet des Mahradſchahs, welches deſſen rechtmäßiger Autorität Geltung verſchaffen und ſeine Perſon beſchützen ſollte.

Der Anführer dieſer Armee war Sir Hugh Gough (ſprich: Ju Gof). Von Lord Ellenborough begleitet, verließ er Agra im Anfange des Monats Dezember, während von Bundelkund aus eine Heeres-Abtheilung unter Generalmajor Grey vorrückte. Die erſte und Hauptdiviſion ging am 29. Dezember über den Fluß Kohurin und ſtellte ſich nicht weit vom Dorfe Maharadſchpur auf, wo die mahrattiſche Armee, über achtzehn Tauſend Mann Fußvolk, eine ſtarke Reiterei und hundert Kanonen, in einem befeſtigten Lager ſtand. Die britiſchen Truppen beliefen ſich auf vierzehn Tauſend Mann und hatten vierzig Feldſtücke bei ſich.

Der Angriff begann durch Generalmajor Littler, deſſen Heerſäule auf die ganze feindliche Front chargirte. Die vorſchreitenden Regimenter wurden mit einer mörderiſchen Kanonade empfangen, und auch die Zündnadelgewehre der mahrattiſchen Truppen riſſen weite Lücken in ihre Reihen. Aber nichts konnte dieſe Tapfern aufhalten. Sie drangen bis zu den Mündungen

der Kanonen vor, durchbohrten die Kanoniere mit ihren Bayonetten und trieben Alles vor ſich her. Ihre Gewehre wegwerfend, flohen die Mahratten in's Dorf, wo ſie mit dem Degen in der Fauſt einen zwar verzweifelten, aber vergeblichen Widerſtand leiſteten. Die Cavallerie-Brigade unter General Valiant griff Mahradſchpur im Rücken an, warf die Flanken des Feindes und entſchied damit das Schickſal des Tages: die Mahratten flohen vom Schlachtfelde.

Der Verluſt des Feindes in dieſer blutigen Schlacht betrug, wie man glaubte, zwiſchen drei und vier Tauſend Mann an Todten und Verwundeten, überdies büßte er alle ſeine Kanonen, Magazine und Militair-Effecten ein. Aber auch der Sieg der Briten ward nicht eben wohlfeil erkauft Sie hatten mehr als hundert Getödtete, worunter ſieben Offiziere, und faſt ſiebenhundert Mann lagen in den Hospitälern.

Um dieſelbe Zeit, wo der Donner aus hundertundvierzig bei Maradſchpur ſich gegenüberſtehenden Kanonen erdröhnte, wurde nicht weit davon eine andere, beinahe eben ſo entſcheidende, wenn auch weniger ſchickſalsvolle Schlacht geliefert. General Grey's Heerſäule, indem ſie ſich gegen die Hauptſtadt von Bundelkund bewegte, begegnete, nur zwölf Meilen von ihrem Beſtimmungsorte entfernt, bei Punniar einer zahlreichen mahrattiſchen Streitkraft. Das Gefecht war kurz, aber ſcharf. Der Feind hielt nur den erſten Stoß der britiſchen Infanterie aus, dann floh er nach den Anhöhen, von welchen er mit dem Bayonet vertrieben und endlich durch das ganze Land zerſtreut ward.

Beide britiſche Armeen vereinigten ſich unter den Mauern Gwaliors, und der Durbar, wohl oder übel, mußte ſich den von den Briten geſtellten Bedingungen ſogleich unterwerfen. Es wurde feſtgeſetzt, daß Gwalior künftig durch britiſche, aus den Einkünften des Landes zu beſoldende Hülfstruppen beſchützt werden, daß ein engliſcher Commandant mit engliſcher Garniſon die Feſtung beſetzt halten und daß der Staat alle Kriegskoſten bezahlen ſollte.

So endete die kurze, aber durch ihre Erfolge berühmte Amtsführung Lord Ellenborough's, der während derſelben mehr als irgend Einer zur Beruhigung Indiens beigetragen hat. Als ihn das Directorium, durch Intriguen und Eiferſucht dazu verleitet, abrief, wurde ſeine Abreiſe von Allen bedauert, welche die Sicherheit unſerer orientaliſchen Beſitzungen zu ſchätzen wußten.

Kapitel VIII.

Die Kriege im Pundſchab (oder Pendſchab) und die Einverleibung des Landes der fünf Flüſſe in das britiſch-oſtindiſche Reich.

A. D. 1844—1849.

Der neue General-Gouverneur, Sir Henry Hardinge, fand bei ſeiner Ankunft in Indien, im Sommer 1844, die unermeßlichen, unter britiſcher Oberherrſchaft ſtehenden Länder im tiefſten Frieden. Dieſer fähige und unermüdliche Mann hatte daher Muße genug, die

mannichfachen Regierungsgeſchäfte in allen ihren Einzelheiten genau kennen zu lernen, und brauchte nur wenig Zeit, um die Ueberzeugung zu erlangen, daß viele Reformen nöthig wären. Er that ſein Möglichſtes, um eine beſſere gegenſeitige Stimmung zwiſchen den Beamten der verſchiedenen Dienſte*) hervorzurufen; er verſchaffte den Anſprüchen der eingebornen Armee auf viele Privilegien Geltung, er führte eine ſtrengere Disciplin unter den Truppen im Allgemeinen ein, er half bei der Organiſation der Eiſenbahngeſellſchaften in Indien, kurz er that Alles, was in ſeiner Macht ſtand, um die Wohlfahrt des Gemeinweſens zu befördern.

Aber die indiſchen Angelegenheiten ſollten nicht für lange einen ſo friedlichen Verlauf haben; es zogen ſich bald am nördlichen Horizonte drohende Kriegsungewitter zuſammen, ſo daß Sir Henry, ſo friedliebend er auch ſein mochte, es doch nicht vermeiden konnte, endlich das Schwert zu ziehen.

Der Tod Rundſchiet Sing's, des „Löwen" von Lahore, im Jahre 1839, war die Veranlaſſung zu vielen Intriguen, Gegenintriguen und Umtrieben aller Art in und um der Hauptſtadt der Pundſchabs geworden. Bald nach dem Löwen ſtarb auch ſein Enkelſohn, nicht ohne Verdacht der Vergiftung; die Kämpfe um die Vezierswürde, die Ermordung vieler Großen in Kabul

*) Der Verfaſſer verſteht hierunter den königlichen und den Dienſt der Compagnie, bei welchen, wie wir geſehen, gegenſeitig Neid und Eiferſucht herrſchte.
Anmerk. des Ueberſetzers.

und die Intriguen der Ranie oder Königin-Mutter bezeugten die Abweſenheit jeder beaufſichtigenden Gewalt im Staate. Und in der That ſchienen nur zwei franzöſiſche Offiziere, welche von Rundſchiet Sing zu Generalen erhoben worden waren und die Armee des Pundſchabs, vorzüglich aber die Artillerie derſelben, in einen ſehr reſpectabeln Zuſtand verſetzt hatten, befähigt zu ſein, den Lauf der Begebenheiten zu dirigiren.

Der junge Mahradſchah Dhulup Sing, ein Kind von vier Jahren, und ſeine Mutter, obſchon dem Namen nach an der Spitze der Geſchäfte, waren in Wirklichkeit in den Händen der ſikhſchen Soldateska, welche, ihre Soldrückſtände verlangend und nach Beute verſprechenden Beſchäftigungen begierig, gegen ihre engliſchen Nachbarn, welche ſie wie Feinde betrachteten, geführt zu werden begehrten. Ob der Haß dieſer Leute gegen die Briten durch die franzöſiſchen Offiziere, welche, wie bekannt war, immer großen Einfluß auf ſie übten, genährt wurde iſt nicht zu ermitteln; Thatſache iſt es aber, daß die Ranie endlich, obwohl mit Widerſtreben, einwilligte, eine Demonſtration in der Richtung des Sutledſch zu machen. Man drang vergeblich in den Bruder des ehemaligen Veziers des „Löwen," in Ghuhlab Singh, erſt, das gefährliche Amt eines Veziers anzunehmen und dann, ſich der Kriegspartei gegen die Briten anzuſchließen. Er wußte, daß er gefährdet ſei, mochte er ſich der Bewegung widerſetzen oder ſich ihr anſchließen; er begnügte ſich daher, bei den Vorbereitungen unbetheiligt zu bleiben, und entfernte ſich unter verſchiedenen Vorwänden vom Schauplatze der mi-

litairischen Thätigkeit. Und als es endlich wirklich zum Kriege kam und er nicht länger zögern durfte, auf irgend eine Weise thätig einzugreifen, so lehnte er vorsichtig jede Befehlshaberstelle beim Heere ab und zog vor, an der Spitze seiner eigenen unmittelbaren Anhänger zu irgend einem sich gelegentlich darbietenden Dienste bereit zu bleiben.

Die Anstalten, die man in Lahore zum Uebergange des Sutledsch machte, konnten nicht geheim gehalten werden; lange vorher schon, ehe der Uebergang wirklich geschah, hatte der General-Statthalter, ohne Aufsehen zu erregen, dreißig Tausend Mann und achtundsechszig Kanonen in und um Ferozepore, Luhdianah und Umballa concentrirt, und als zu Anfang Dezembers im Hauptquartiere sehr ernste Berichte über kriegerische Vorbereitungen im Pundschab einliefen, begab sich Sir Henry Hardinge unverweilt nach dem Lager, obschon er damals noch immer nicht glaubte, daß die sikhsche Armee die Absicht habe, das britische Gebiet zu überfallen. Von Umballa ging der General-Gouverneur weiter nach Luhdianah, wo er die verschiedenen Kantonnirungen in Augenschein nahm, und sich mit dem dermaligen Stande der Angelegenheiten im Allgemeinen bekannt machte.

Am 7. und 8. Dezember erhielt der General-Statthalter Nachrichten solcher Art aus Lahore, daß er dadurch veranlaßt ward, dem Oberbefehlshaber Instructionen zum Ausmarsch seiner ganzen Streitmacht, die in Umballa, Mierut und anderen weniger bedeutenden Orten stand, zu ertheilen. Am 9. war ein Theil

der ſikhſchen Armee bis wenige Meilen von Ferozepore herangekommen; ein weiteres Vorrücken der Flußlinie entlang zeigte, daß der Feind ſehr zweckdienliche Anſtalten getroffen habe. Gegen den 12. Dezember waren das ganze Umballaheer und die Reſervetruppen im vollen Marſche nach dem verabredeten Sammelplatze begriffen, und zu gleicher Zeit wurden dem Brigadier Wheeler in Luhdianah Befehle zugeſchickt, ſich bereit zu halten, mit ſeiner fünftauſend Mann und zwölf Kanonen zählenden Abtheilung bei der erſten Aufforderung ausrücken zu können. Im Laufe dieſer Tage erhielt man über die Bewegung der Sikhs genauere Berichte, und am folgenden Morgen lief die Nachricht ein, daß der Feind den Sutledſch überſchritten habe und ſich am linken Ufer dieſes Fluſſes in großer Anzahl concentrire.

Hierauf erließ der General-Gouverneur eine Proclamation, in welcher er auseinanderſetzte, daß die ſikhſche Invaſion geſchehen, ohne daß von britiſcher Seite ein Anlaß dazu gegeben ſei, und indem er ferner erklärte, daß er die links vom Sutledſch belegenen Territorien den britiſchen Beſitzungen einverleiben wolle und alle befreundete und gutgeſinnte Eingeborne aufrief, zur Herſtellung des Friedens mitzuwirken, machte er ſchließlich alle Miſſethäter auf die Folgen aufmerkſam, die ihre Handlungen nach ſich ziehen würden.

Brigadier Wheeler ward ſogleich mit viertauſendfünfhundert Mann und einundzwanzig Kanonen beordert, Buſſean, wo ein großes Depôt von Armee-Vorräthen aufgehäuft war, zu decken; er nahm am

14. vor dieſem Platze ſeine Stellung ein. Zwei Tage ſpäter traf auch die Hauptheerſäule aus Umballa, unter dem perſönlichen Commando des Oberbefehlshabers auf demſelben Flecke ein. In dieſem Augenblick beendigten die Sikhs ihren Uebergang des Sutledſch mit ihrer ſchweren Artillerie und anderen Trains und am 17. bewegte ſich ihr Hauptcorps, aus fünfundzwanzigtauſend Mann regulärer Truppen und achtundzwanzig Kanonen beſtehend, unter dem Befehle Lal Singhs, dem Dorfe Ferozoſchah zu, während eine andere, dreiundzwanzigtauſend Mann und ſiebenundſechzig Kanonen ſtarke Streitmacht Ferozepore gegenüber lagerte. Die Sikhs begannen Erdarbeiten um ihre Lager herum aufzuwerfen und ſich zu einem muthigen Kampfe vorzubereiten. Der General-Statthalter und der Oberbefehlshaber ſchoben ihre Hauptſäule ſchnell gegen Ferozepore vor und machten um die Mittagszeit bei dem Dorfe Muhdkie, wo ſie nach einem ermüdenden Marſche ein wenig ausruhten und etwas Erfriſchung zu ſich nahmen, Halt.

Die Raſt der Truppen ward bald durch die Nachricht unterbrochen, daß der numeriſch ſehr ſtarke Feind in einer Entfernung von kaum drei Meilen lagere; hauptſächlich, hieß es, beſitze er viele Reiterei und zweiundzwanzig Kanonen. Die Truppen wurden ſogleich zu den Waffen gerufen und dem Feinde entgegen geſchickt. Die Cavallerie, unter den Brigadegeneralen White, Gough und Macier, mußte eiligſt nach der Fronte vorrücken und indem ſie die offene Ebene beſetzte, deckte ſie die ſich aufſtellende Infanterie vortreff-

lich. Die reitende Artillerie folgte raſch im Flankiren der Cavallerie. Bald darauf eröffnete die durch mehrere niedrige Gebüſche geſchützte ſikhſche Artillerie ein lebhaftes, die engliſchen vorrückenden Säulen ziemlich hart mitnehmendes Feuer, welches aber von der britiſchen reitenden Artillerie und den leichten jetzt herankommenden Feldbatterien ſo wirkſam erwiedert wurde, daß der Feind eine Zeit lang ganz erſchüttert war. Dieſen Augenblick der Verwirrung benutzend, ließ der Oberbefehlshaber eine Cavallerie-Charge auf die linke Flanke der Sikhs ausführen, während eine ähnliche auch auf die rechte Flanke gemacht wurde. Der Erfolg war bewunderungswürdig, denn die Chargen der britiſchen Reiterei jagten Alles vor ſich her bis dicht an die Kanonen, nur die Unebenheit des Bodens und das dichte Unterholz (Dſchöngel) rettete den Feind vor gänzlicher Vernichtung.

Währenddem ſchritt auch die Infanterie, die vom Feuer der dicht an das in der Fronte ihrer Linien ſich befindende Unterholz aufgeſtellten reitenden Artillerie gedeckt und von Sir H. Smith, Sir John Mac Caskill und General Gilbert in Echelonlinien angeführt wurde, zum Angriff: ſie ſchüttete aus ihren Musketen erſt ein mörderiſches Feuer in die dichtgedrängten Reihen des Feindes aus und vertrieb ihn dann mit gefälltem Bayonet von einer Stellung zur anderen.

Dem Feinde war alſo der Tag abgewonnen; er eilte ſo ſchnell er konnte und mit großem Verluſte an Mannſchaft und ſiebenzehn Kanonen vom Schlachtfelde und ſuchte innerhalb ſeines Lagers zu Ferozſchah Schutz.

Nur die Müdigkeit der Truppen und die immer dichter werdende Finsterniß unterbrachen das Schlachten, denn schon in den letzten zwei Stunden ward das Gefecht bei dunkelm und unzuverlässigem Lichte geführt. Erst nach Mitternacht kehrten die Briten in ihr Lager bei Muhdkie zurück.

Der britische Verlust war im Vergleich zur Dauer des Kampfes bedeutend; den größten Schaden hatte die sikhsche Artillerie angerichtet. Die Zahl der Getödteten betrug sechszehn Offiziere und zweihundert Soldaten; der Verwundeten achtundvierzig Offiziere und sechshundert Soldaten bei einer Gesammtzahl von zwölftausend Offizieren und Gemeinen. Unter den Getödteten befand sich zum allgemeinen Bedauern auch der General Sir Robert Sale, der Held von Dschellalabad, der durch einen Kartätschenschuß fiel, welcher seine rechte Lende zerschmetterte.

Diesem Siege folgten sogleich Vorbereitungen zu ferneren Anstrengungen, denn es war bekannt, daß der Feind nicht lange unthätig bleiben, sondern seine letzte Niederlage zu rächen suchen würde; daher zogen auch die Briten Verstärkung an sich. Einiges schwere Geschütz ward vom Hintertreffen vorgebracht, durch mehrere Regimenter frischer Truppen escortirt. Auch ward Sir John Littler beordert, mit seiner ganzen kampffähigen Mannschaft aus Ferozepore vorzurücken, damit er sich mit dem Hauptheere vereinigen und in Gemeinschaft mit ihm die feindlichen verschanzten Linien angreifen könne.

Demzufolge setzte sich Sir John mit der Hälfte

seiner Streitkraft, die fünftausend fünfhundert Mann betrug, nebst einundzwanzig Kanonen in Bewegung und ließ den Ueberrest in Ferozepore zurück, um den Posten zu behaupten und die Bewegungen Jetsch Sings und seiner gegenüber lagernden Armee zu beobachten. Dieses geschah früh Morgens am 21. Gegen eilf Uhr desselben Tags war das Hauptcorps aus Muhdkie vorgerückt und hatte sich dem verschanzten Lager der sikschen Armee, welche eine Gesammtmacht von fünfunddreißigtausend Soldaten und achtundachtzig Kanonen ausmachte, gegenüber aufgestellt; das britische Heer bestand aus weniger als achtzehntausend Mann und fünfundsechszig Kanonen.

Die sikhschen Linien waren ungefähr eine Meile lang und eine halbe Meile breit, stark befestigt und bereit einen Feind zu empfangen, von welcher Seite er auch vorrücken möge. In der Fronte der Armee war der Boden flach und mit niedrigem Unterholze bedeckt. Nachdem die drei Abtheilungen der britischen Armee in Reihe und Glied standen, ward die Artillerie, mit Ausnahme von drei Abtheilungen reitender, die an jeder Flanke und zur Unterstützung postirt wurden, in das Centrum gestellt. Die Reserve unter Sir Harry Smith bildete mit der Cavallerie die zweite Linie.

Das Gefecht eröffnete die britische Armee; sie rückte bis auf neunhundert Fuß rasch auf die sikhschen Linien vor und unterhielt dann eine schwere und anhaltende Kanonade; hierauf erhielt die Infanterie den Befehl, die sikhschen Kanonen, welche ebenfalls unablässig feuerten, wegzunehmen. Diese schwierige und blutige Ar-

heit wurde mit unvergleichlichem Muthe und mit Schnelligkeit verrichtet und die feindliche Artillerie im Centrum auf einige Zeit zum Schweigen gebracht. Littler's Brigade hatte auf der Linken Wunder gethan; aber der auf sie herabfallende Hagel von Kartätschen und Kanonenkugeln machte sie wanken, ihre rückgängige Bewegung ward jedoch durch einen Theil der Reserve unter Sir Harry Smith geschützt. Das Mitteltreffen und die Divisionen zur Rechten waren auf jedem Punkte glücklich und die Schlacht schien gewonnen zu sein, als unglücklicher Weise die Nacht so plötzlich einbrach, daß nicht nur der Entscheidungsschlag unterbleiben mußte, sondern daß auch aus der großen Nähe, in welcher Freund und Feind sich befanden, nicht wenig Verwirrung und Gefahr entstand.

In diesem kritischen Augenblicke ward das Hauptcorps fünf bis sechshundert Fuß vom sikh'schen Lager zurückgezogen, wo es während des übrigen Theils der Nacht unter den Waffen blieb. Um Mitternacht jedoch wurden einige sikh'sche Kanonen, die man nicht erobert hatte, auf die auf der Erde liegenden britischen Soldaten abgefeuert und thaten vielen Schaden. Der General-Gouverneur nahm das achtzigste Regiment und einen Theil des ersten bengalischen Europäer und führte sie direct auf die beunruhigenden Kanonen, welche sie bei der Charge nahmen und vernagelten.

Jene Nacht war für die Befehlshaber äußerst beängstigend; sie hatten sehr empfindliche Verluste erlitten und lagen nur zwei- bis dreihundert Ellen von einem noch immer furchtbaren Feinde entfernt, der eine starke

Reserve unter Tedsch Sing, ohne Zweifel im Marsch auf Ferozepore begriffen, besaß; während Littler's und Sir Harry Smith's Divisionen sich hatten vom linken Flügel zurückziehen müssen und man nichts über ihre dermalige Stellung wußte.

Der Muth der Truppen war indeß bewunderungswürdig; so sehr sie auch durch lange Märsche und durch blutige Gefechte erschöpft und geplagt waren, so einigte sie doch alle der feste Entschluß, das so ruhmreich begonnene Werk zu beendigen und den Feind wieder über den Sutledsch zu treiben. Bei der Morgendämmerung stellte sich dieser Theil der Armee unter die Waffen und wurde sogleich, ohne auf die anderen Abtheilungen zu warten, gegen die sikhschen Verschanzungen geführt. Einige wenige Kanonenladungen, ein oder zwei Nonden Kartätschenkugeln, das Uebrige verrichtete das Bayonet. Nachdem sich die Truppen der sechsundzwanzig feindlichen Kanonen versichert hatten, schwenkten sie rasch um, zogen schnell dem Dorfe Ferozschah vorbei und säuberten auf diese Weise alle Werke des Feindes, der sich auf seine Reserve zurückzog.

Nunmehr vereinigten sich die übrigen Heeresabtheilungen mit dem Centrum und dem rechten Flügel; nach dieser Vereinigung würden die britischen Befehlshaber, so schlecht sie auch mit Munition versehen waren, keinen Augenblick gezögert haben, gegen einen neuen Feind vorzurücken, wenn sich bei den Sikhs die Neigung gezeigt hätte, einen solchen Angriff abzuwarten. Aber dies war durchaus nicht die Absicht der sikhschen Generale; entmuthigt und geängstigt, theilten die Trup-

pen in Ferozſchah ihren Kameraden den paniſchen Schrecken mit, der ſie ſelbſt ergriffen hatte, und machten ſich, aus den wenigen ihnen übrig gebliebenen Kanonen noch einige Schüſſe abfeuernd, nach den Ufern des Sutledſch auf den Weg, welchen Fluß ſie ſo ſchnell als möglich hinter ſich ließen.

So gern man auch dieſen entſcheidenden Sieg verfolgt hätte, ſo mußte man doch wegen Mangels an Cavallerie und Munition darauf verzichten; letztere war faſt gänzlich während der neulichen Gefechte verſchoſſen worden. Der Oberbefehlshaber mußte ſich daher mit der Thatſache begnügen, den Feind völlig jenſeits des Fluſſes zu wiſſen.

Die nächſten Tage hatte man vollauf mit den Verwundeten zu thun, deren Zahl mehr als ſiebenzehnhundert betrug. Ferozepore ward proviſoriſch in ein Hoſpital umgewandelt, bis die Kranken nach einem ſicherern Platz gebracht werden könnten, und während der Zeit ihres dortigen Aufenthalts war der General-Gouverneur in ſeiner perſönlichen Beaufſichtigung ihrer Pflege unermüdlich. Der britiſche Verluſt an jenem Tage war ſchwer: 694 Mann fand man todt auf dem Schlachtfelde und von den Verwundeten ſtarben 595 im Hoſpitale oder blieben zu fernerem Dienſte unfähig.

Dieſe Urſache, welche bereits Sir Hugh Gough genöthigt hatte, Tedſch Sing ungehindert über den Sutledſch gehen zu laſſen, machte auch ſeinen Marſch auf Lahore und die Beendigung des Kriegs unter deſſen Mauern unmöglich. Beinahe zwei Monate mußte man auf die Ankunft der ſchweren Batterien und auf Ver-

ſtärkungen ſowohl für die Reiterei als für das Fußvolk warten, während welcher Zeit die Sikhs ſich vom erſten Schreck und von ihrer Niederlage bei Ferozepore erholten und großartige Anſtalten zur Vertheidigung ihrer Territorien machten.

Indem der Feind eine Schiffsbrücke über den Sutledſch warf, nahm er auf deſſen linkem Ufer eine ſehr feſte Stellung ein und fing ſogleich an, unter Oberaufſicht eines franzöſiſchen Ingenieur-Offiziers, ſolide Verſchanzungen von großem Umfange aufzuwerfen. Zu gleicher Zeit ſetzte ein ſikhſches Truppencorps von circa 15,000 Mann mit ſechsundfünfzig Kanonen in der unmittelbaren Nachbarſchaft von Luhdianah über den Fluß und nahm im Dorfe Alival Stellung.

Sobald ſich der General-Statthalter durch friſche Truppen verſtärkt hatte, ſandte er Sir Harry Smith mit 7000 Mann und 24 Kanonen zur Befreiung Luhdianahs ab, weil es durch das Vorrücken des in ſeiner Nachbarſchaft ſich befindlichen Feindes bedroht war. Sir Harry vollzog dieſen Auftrag ſchnell und vollſtändig. Obſchon er auf ſeinem Marſche durch viele Angriffe ſowohl im Rücken als auf den Flanken, durch welche er einen großen Theil ſeines Gepäcks verlor, abgemattet wurde, drang er doch mit Entſchloſſenheit vorwärts, um das feindliche Hauptheer, welches, wie er wußte, nicht weit entfernt war, zu erreichen.

Am 27. Januar befanden ſich die britiſchen Truppen den Sikhs unter Rundſchur Sing, jetzt durch 4000 Mann regulärer Soldaten und zwölf Feldſtücke verſtärkt, gegenüber. Am 28. des Morgens rückte

Sir Harry Smith, der nunmehr beinahe 10,000 Mann unter ſeinen Befehlen hatte, mit ſeiner ganzen Linie zum Angriffe vor und nach einer kurzen Kanonade und einer Cavallerie-Charge kam die Infanterie zum Kampfe, welche, obgleich ſich ihr eine gut bediente ſtarke Artillerie widerſetzte, doch Alles vor ſich niederwarf; das Dorf Aliwal, die vorzüglichſte Stellung des Feindes, ward mit dem Bayonet erobert. Die britiſchen Kanonen riſſen furchtbare Lücken in die dichten Maſſen der Sikhs und das 16. königliche Lancier-Regiment machte durch ſeine brillanten Chargen den Triumph des Tags vollkommen, indem es alle feindlichen Kanonen nahm und die Sikhs nach einem ſchrecklichen Blutbade über den Sutledſch zurückſchlug.

Die völlige Zerſtreuung dieſes feindlichen Heerhaufens gab den Briten Muße, ihre ganze Aufmerkſamkeit den von den Sikhs in Sobraon errichteten Werken zuzuwenden, welche ſchnell eine furchtbar drohende Wichtigkeit annahmen. Aber die ſchwere Artillerie, ohne deren Mitwirkung Operationen gegen die feindlichen Werke nicht räthlich erſchienen, hatte das Lager noch nicht erreicht; Sir Harry Smith ſchloß ſich daher mit ſeinen Truppen am 8. Februar der Hauptarmee an. Am folgenden Tage trafen die lang erwarteten ſchweren Geſchütze endlich ein, und nun verließen am 10. des Morgens, lange vor Sonnenaufgang, die Truppen das Lager und marſchirten den feindlichen Werken gegenüber. Die britiſchen Truppen zählten etwas über 16,000 Mann und hatten 99 Kanonen, während die ſikhſche Streitmacht aus 34000 Mann innerhalb der Verſchanzungen

und 20,000 Mann Reservetruppen bestand und 70 Stück Kanonen hatte.

Die feindliche Stellung war sehr fest; die Sikhs hatten mehrere Monate lang angestrengt daran gearbeitet und hielten sie für vollkommen uneinnehmbar. Und in der That, wenn man bedenkt, daß die feindliche Armee innerhalb massiver Festungswerke postirt war, die von drei Laufgräben beschützt und von einer geschickten Artillerie vertheidigt wurden, so muß dem kleinen britischen Heere, welches diese Werke dennoch eroberte, der Ruhm zugestanden werden, eine schwierige Aufgabe gelöst zu haben.

Von sechs bis nach acht Uhr donnerte die Artillerie unaufhörlich und ward in ihrem Zerstörungswerke durch die tödtliche Waffe, die Rakete, unterstützt. Um neun Uhr erfolgte der Befehl zum Angriff; auf jeder Flanke von reitenden Artillerie-Abtheilungen unterstützt, rückte hierauf die Infanterie vor und wurde von einem so fürchterlichen Feuer aus Kanonen, Musketen und Kameelbatterien empfangen, daß es fast Vermessenheit schien daran zu zweifeln, daß sie der völligen Vertilgung entgehen werde. Aber wenn überall ein Stillstand oder Unentschiedenheit unter diesem mörderischen Feuer stattfand, so war es nur augenblicklich, die Charge ward erneuert, und in wenigen kurzen Minuten befanden sich die britischen Truppen innerhalb der uneinnehmbar geglaubten Fortificationen. Andere Heeresabtheilungen auf jedem Flügel begegneten einem eben so verzweifelten Widerstande, und auf mehr als einem Platze wurden die Angreifenden verschiedene Male zurückgeworfen, im-

mer aber drangen ſie unverzagt wieder zur Charge vor und nahmen endlich mit dem Bayonet eine Linie nach der anderen; und um den Sieg noch entſcheidender zu machen, kam eine Cavallerie-Charge hinzu, die der General-Major Thackwell ausführte, der die ſikhſchen Kanonen zum Schweigen brachte und den fliehenden Feind über die Schiffsbrücke und in den Fluß trieb. Auch die leichten Feldſtücke der Briten richteten unter den Sikhs ein gewaltiges Blutbad an; Hunderte wurden, indem ſie den Sutledſch überſchreiten wollten, durch die reitende Artillerie in Stücken gehauen, noch viel mehr aber ertranken in ſeinen Fluthen.

Die Früchte dieſes Sieges waren 67 Kanonen, 200 Kameelgeſchütze und eine große Anzahl Fahnen. Aber dieſe Trophäen wurden mit vielem Blute erkauft; wir hatten 320 Getödtete und 2063 Verwundete, unter denen ſich viele ſehr tüchtige Offiziere befanden, unter anderen auch der Veteran Sir Robert Dick.

Dieſer entſcheidenden Schlacht folgte die Bewegung auf Lahore. Ghulab Sing gab ſich viele Mühe, den General-Statthalter von ſeinem Entſchluſſe abzubringen; dieſer war indeß unerbitterlich und die Truppen ſchlugen ihr Lager unter den Stadtwällen auf. Dort ward ein Tractat aufgeſetzt und förmlich abgeſchloſſen, wodurch die lahoriſche Regierung ſich verpflichtete, alle Kriegskoſten, die ſich auf eine und eine halbe Million Pfund Sterling beliefen, zu tragen. Nicht nur die eroberten Kanonen zu behalten, ſtanden die Beſiegten den Siegern zu, ſondern es mußten ihnen auch alle gegen ſie in dem letzten Kampfe gerichteten Stücke ausgeliefert und die

sikhschen Truppen und ihre Anführer augenblicklich entlassen werden. In der Folge traf man das Uebereinkommen, Lahore mit einer starken britischen Garnison zum Schutze der Einwohner und zur Aufrechterhaltung der Autorität des Mahradschahs zu belegen, und demgemäß zog Sir John Littler mit 10,000 Mann ein.

So schloß der erste Krieg im Pundschab, der zwar nur sechzig Tage gedauert, aber die gänzliche Zerstreuung der sikhschen Streitkräfte zu Wege gebracht hatte. Mehr als 200 ihrer besten Kanonen fielen uns in die Hände und von 100,000 schlagfertigen Männern blieben keine 30,000 zusammen.

Die Kriegskosten bestritten, wie gesagt, die Besiegten; und im Allgemeinen schien der Feldzug nicht nur der entscheidendste, sondern seinen Resultaten nach auch der wichtigste gewesen zu sein, den die Briten bis dahin in Indien geführt hatten.

Am Schlusse des Jahres 1848 kam Graf Dalhousie als General-Gouverneur nach Indien und fand dort anscheinend die tiefste Ruhe; seine Herrschaft schien eine durchaus friedliche werden zu sollen. Aber es zeigte sich bald, daß auch er, wie sein Vorgänger, die Bestimmung habe, dem Ruhme der britischen Waffen neuen Glanz zu verleihen und unsere Triumphe so wie unsere Besitzungen zu vergrößern.

Das erste Anzeichen der Ruhestörung kam von Multan, der Hauptstadt eines kleinen, zwischen dem Indus und dem Sutledsch belegenen Staats. Muhlradsch, der Statthalter desselben, zeigte sich zuerst freundlich gegen uns gesinnt, er wurde aber unser Feind bald

in ſo hohem Grade, daß er nicht nur den Gehülfen des britiſchen politiſchen Reſidenten Herrn Vaus Agnew, ſondern auch den Lieutenant Anderſon von dem Bombay-Heere ermorden ließ. Um dieſe Verrätherei zu rächen, zog Lieutenant Edwardes mit einer ſikſchen Reiterſchaar und Truppen des Oberſten van Cortlandt, ſowie mit einigen Feldſtücken und Hülfsvölkern der Khans von Bhawulpore gen Multan; ſie tödteten Muhlradſch in mehreren Treffen viele Leute, worauf ſich dieſer nach Multan ſelbſt zurückzog, welches die britiſchen Truppen ſogleich belagert haben würden, wenn ſie mit den nöthigen Geſchützen verſehen geweſen wären; da dies nicht der Fall war, ſo mußten ſie ſich begnügen, die Stadt bis zum 18. Auguſt zu blockiren. Um dieſe Zeit wurden ſie durch General Whiſh mit zwei Regimentern eingeborener Infanterie, einem Regiment Cavallerie und einigen Compagnien reitender Artillerie verſtärkt; auch kamen bald darauf noch andere Streitkräfte von Ferozepore mit dem ſo ſehr erſehnten Belagerungsgeſchütze und der nöthigen reitenden Artillerie und leichter Cavallerie an. Durch dieſe Verſtärkungen ward das Belagerungsheer auf 28,000 Mann gebracht, wovon etwa 6000 Briten waren, und nun betrieb man die Operationen mit großer Rührigkeit und Ausdauer. Anfangs September machten die Belagerer mehrere erfolgreiche Angriffe auf die feindlichen Außenwerke und einen oder zwei Ausfälle der Garniſon ſchlugen ſie mit großem Verluſte für die letzteren zurück. Aber der Stand der Angelegenheiten veränderte ſich plötzlich durch den Uebertritt eines großen Theils der ſikhſchen Ver-

bündeten unter Schier Sing, zum Feinde. Dieſer Umſtand zwang die Briten, ſich nach einer ſtarken Stellung in der Nähe von Multan zurückzuziehen.

Die Abtrünnigkeit der Sikhs war zweifelsohne durch die Nachricht verurſacht worden, Tſchutter Sing habe im Hazerah-Diſtrict einen Inſurgentenhaufen zuſammengezogen, und mache einen Verſuch auf die Feſtung Attock. In ſeiner Erwartung, dieſes zu nehmen, getäuſcht, drang der Häuptling raſch nach Peſchawur vor, wo die Zahl der britiſchen Truppen ſehr gering war, der britiſche Reſident Major Lawrence und ſeine Gattin ſich genöthigt ſahen, nach Kohat zu fliehen und ſich unter den Schutz des Khans jenes Platzes zu ſtellen. Dieſer lieferte ſie jedoch, ſowie den Lieutenant Borries, an Tſchutter Sing aus.

Nun war ein zweiter ſikhſcher Krieg unvermeidlich geworden. Nach Vereinigung der Streitkräfte Tſchutter Sings und Schier Sings ſchloſſen noch andere Häuptlinge ſich ihnen an, ſo daß ſie bald 30,000 Mann zuſammen hatten, die alle bereit waren den Frieden zu brechen, weil der Krieg ihnen Gelegenheit zum Plündern gab. Der Feind nahm Stellung in Ramungger bei Wurzirabad, den Fluß Tſchenab in der Fronte und ſeine Flanken ſtark mit Artillerie beſetzt.

Nachdem die britiſche Armee in Ferozepore Verſtärkungen erhalten, rückte der Oberbefehlshaber Lord Gough am 21. November nach Saharun vor und machte ſogleich Anſtalt den Feind anzugreifen. Den folgenden Morgen um zwei Uhr zogen die Truppen in größter Stille und mit ſo großer Ordnung aus, als

gingen sie in Parademarsch. In Ramungger angekommen, stellten sie sich auf, während die reitende Artillerie gegen die feindlichen Linien, die jetzt deutlich zu unterscheiden waren, vorrückte und scharf auf sie zu feuern begann. Es schien dies aber nur wenig Eindruck zu machen und da die schweren Kanonen der Sikhs das Feuer erwiderten, stellte es sich heraus, daß diese Waffengattung auf beiden Seiten sehr ungleich vertheilt war.

Der Feind ließ unter dem Schutze seiner schweren Batterien ein starkes Cavalleriecorps schnell über den Fluß setzen, welches vom fünften leichten und vierzehnten Dragoner-Regiment empfangen und, obschon nicht ohne empfindlichen Verlust auf britischer Seite, nach den Verschanzungen zurückgetrieben wurde. Unter andern fielen General Cureton, Oberst Havelock und Hauptmann Fitzgerald.

Nachdem die Sikhs ein wüthendes Feuer der britischen Artillerie ausgehalten, und von der Infanterie aus verschiedenen Stellungen vertrieben worden waren, verließ Schier Sing sein Lager und seine Schanzen und zog sich in ziemlich guter Ordnung schnell in der Richtung nach Dschelum zurück. Lord Gough verfolgte seinen Sieg, indem er den Feind in der Richtung nach Lahore vor sich hertrieb.

Während dies geschah, wurde Multan abermals von den Briten unter General Whish belagert; frische Truppen, die vom Süden eingetroffen waren, verbürgten der Unternehmung einen glücklichen Erfolg. Die von der Bombay-Artillerie unterhaltene ununterbrochene

Kanonade zerſtörte eine Mauer nach der anderen, die Vorſtädte wurden genommen, das Pulver-Magazin des Forts in die Luft geſprengt, Breſchen in den Feſtungswerken geſchoſſen, und endlich, trotz der verzweifelten Ausfälle und Gegenminen des Feindes, ward die Stadt erſtürmt und am 2. Januar auf ihren Wällen die britiſche Fahne aufgepflanzt.

Die Citadelle hielt ſich noch und der muthige Muhlradſch wollte von keiner Uebergabe hören. Aber gegen den 21. waren die ungeheuren Feſtungswerke unterminirt, verſchiedene Breſchen waren geſchoſſen, er und die Truppen hatten bereits Befehl erhalten, bei Tagesanbruch zur Erſtürmung der Citadelle bereit zu ſein, da erſchien plötzlich der Häuptling vor dem Thore ſeines Forts und ging geraden Wegs nach dem Zelte des Generals, dem er ſeinen Degen übergab.

Nachdem das Fort von einer Garniſon beſetzt war, zog die Armee ab, um ſich dem Lager des General-Statthalters anzuſchließen; ſie nahm Muhlradſch mit ſich fort, um jeden möglichen Unfall zu verhüten. Dieſer Anſchluß kam zu ſpät für die von Multan kommenden Truppen, um an den Gefahren und dem Ruhme der Schlacht von Tſchillianwallah, zu der wir uns jetzt wenden müſſen, Theil zu nehmen.

Nachdem die vorbereitenden Anſtalten, um auf Lahore zu marſchiren, beendigt waren, ging der Oberbefehlshaber in den erſten Tagen des Januarmonats in der Richtung des Fluſſes Tſchenab ab, wo er die Sikhs ſtark verſchanzt fand. Am 10. ließ Lord Gough ſeine Truppen vorrücken, entſchloſſen, den Feind unver-

züglich anzugreifen. Er kam jedoch, man weiß nicht warum, von dieſem Entſchluß wieder zurück und verzögerte die erſte feindliche Demonſtration bis zum Abend. Die Sikhs hatten ſich dies aber zu Nutze und viele Vorbereitungen gemacht und waren nun auf einen Zuſammenſtoß mit den Briten gerüſtet und erpicht. Indem ſie einige fliegende Batterien gegen unſer Centrum ſpielen ließen, lockten ſie einige wenige unſerer ſchweren Kanonen heraus, welche jene zwar auf der Stelle zum Schweigen brachten, dagegen aber eine ſchreckliche feindliche Kanonade aus ſchweren Stücken von einer viel nähern Gegend her, als ſie vorausgeſetzt hatten, aushalten mußten. Die Sikhs hatten nämlich ihre Artillerie unter niedrigem aber dichtem Gebüſche aufgepflanzt und der Vortheil des Terrains ergab ſich aus der ſchrecklichen Verheerung, welche ihre Kanonen in den Reihen der britiſchen Armee anrichteten.

Es gehörte gewiß ein ſtarker Muth dazu, einem ſolchen mörderiſchen Kartätſchen- und Bombenregen die Stirn zu bieten. Die britiſchen Truppen hatten aber keinen andern Ausweg; ſie waren ja überdies auch durch die Reſultate der Schlachten bei Ferozepore und anderswo belehrt, daß ein muthiger Bayonetangriff, von dem Säbel der Cavallerie gut unterſtützt, dem Feinde ſeine vernichtenden Kanonen und damit den Sieg entreißen könne. Sie marſchirten alſo unverzagt auf die feindlichen Kanonen zu und eroberten ſie endlich. Dieſes fürchterliche Treffen dauerte bis in die Nacht hinein; und als am folgenden Morgen die Truppen gemuſtert wurden, fand man, daß 26 Offiziere

und 731 Soldaten getödtet und 66 Offiziere und 1446 Soldaten verwundet waren.

Dieſer Verluſt war groß, einen unweit größern mußten aber die Sikhs erlitten haben, die ſich jedoch trotzdem nicht unterwarfen, ſondern nach der Vereinigung einer ſtarken afghaniſchen Reiterei mit ihnen ſich zur Erneuerung des Kampfes um die Uebermacht anſchickten.

Anfangs Februar durch die Truppen von Multan verſtärkt, dachte Lord Gough darauf, den Sikhs eine wo möglich noch entſcheidendere Schlappe beizubringen. Denn er war überzeugt, daß nur die völlige Vernichtung ihrer Militairmacht die Ruhe in jenem Lande herſtellen und den benachbarten Staaten für die Folge Sicherheit gewähren werde.

Die ſikhſche Armee hatte ſich wiederum in einer äußerſt vortheilhaften Stellung, wenige Meilen von der Stadt Gudſcherat entfernt, ſtark verſchanzt. Dorthin ließ Lord Gough ſeine Truppen marſchiren und eröffnete am 21. Februar eine fürchterliche und äußerſt wirkſame Kanonade auf die feindlichen Linien. Schier Sing ſtand dieſes Mal an der Spitze von 60,000 Mann und hatte 59 Kanonen ſchweren Kalibers; aber nichts konnte dem mörderiſchen Feuer der britiſchen Geſchütze widerſtehen. Drei Stunden lang ſpieen ſie unaufhörlich Tod und Verderben aus und nach dieſer Zeit ſah man deutlich, daß die ſikhſchen Reihen nicht nur gelichtet waren, ſondern auch, daß ſie eine rückgängige Bewegung machten. Die ganze Streitmacht der britiſchen Infanterie und Cavallerie ward dann auf den

Feind losgelaſſen, und das Bayonett, die Lanze und der Säbel vollendeten, was das ſchwere Geſchütz zu thun übrig gelaſſen hatte.

Eine vollſtändigere Niederlage hatte der Feind nie erlitten, und daß er dies ſelbſt fühlte, bekundete er durch die bald darauf erfolgende Uebergabe Tſchatter Sings, Schier Sings und der anderen unſern Kugeln entgangenen ſikhſchen Anführer. Die Afghanen flüchteten ſich über den Indus, die ſikhſchen Truppen wurden aufgelöſt und der Pundſchab ward dem britiſchen Reiche einverleibt.

Muhlradſch wurde des an Herrn Vaus Agnew und an Lieutenant Anderſon begangenen Mordes wegen in Anklageſtand verſetzt, ſchuldig befunden und zum Tode verurtheilt, aber zu lebenslänglicher Gefängnißſtrafe begnadigt.

Kapitel IX.

Der zweite burmeſiſche Krieg und die Einverleibung Pegus.

A. D 1850 — 1853.

Das Jahr 1850 kündigte ſich durch einen ſo tiefen Frieden an, wie man ihn ſeit der ganzen britiſchen Herrſchaft in Indien nicht gekannt hatte; es hatte auch nicht den geringſten Anſchein, daß er von irgend einer Seite geſtört werden könnte. Während der eben beendigten Decade der Kriege und Inſurrectionen mußten

faſt alle, auch die entſchiedenſten Widerſacher der britiſchen Herrſchaft in Indien, um Frieden bitten, oder ſie ſahen ihre Macht unwiederbringlich verloren gehen und ihre Länder auf immer den Territorien Großbritanniens einverleibt.

Warf man daher einen Blick auf den Zuſtand Indiens im letzten Jahre der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, ſo konnte man wohl ſchwerlich die Furcht hegen, daß irgend ein politiſches Ereigniß auftauchen könnte, welches die Ruhe in unſerm unermeßlichen öſtlichen Reiche zu ſtören im Stande wäre. Aber dieſe Sicherheit war nicht ohne beträchtlichen Aufwand erworben. Ruhm und Eroberung haben ebenſowohl ihren Preis, wie andere gemeinere Dinge. Die afghaniſche Züchtigung und Wiedervergeltung, die „Löwenhaut," die Trophäen des Pundſchabs, die Thore Somnuth's*) — dieſe und einige wenige andere von Clio verzeichnete Thaten, hatten der Regierung in runder Summe zwanzig Millionen Pfund Sterling gekoſtet und die öffentliche indiſche Schuld war dadurch von 32,000,000 auf 46,000,000 Pfund Sterling angewachſen; der Unterſchied von zwanzig Millionen iſt den laufenden Staatseinkünften entnommen worden.

Während dieſes und des folgenden Jahres fiel nichts vor, was die tiefe Ruhe, die auf allen unſerm Scepter in Indien unterworfenen Königreichen lag, hätte ſtören können. Es gab in der That im ſtreng-

*) Zuweilen Somnät geſchrieben, was richtiger zu ſein ſcheint, da der Tempel ſo hieß. Anmerk. des Ueberſetzers.

ſten Sinne des Wortes nichts aufzuzeichnen, was einem Uebergriffe ähnlich ſah, man müßte denn unter dieſem Ausdruck die beunruhigenden Raubanfälle verſtehen, welche die Affredi und andere Bergſtämme an unſerer nordweſtlichen Grenze in der Nachbarſchaft von Peſchawur ausübten. Dieſes Diebsgeſindel war ſeit vielen Menſchenaltern die Qual der Sikhs geweſen und ſchien geneigt, auch unſere Truppen zu beläſtigen; denn ein Raubzug folgte ſchnell dem andern und obſchon Sir Colin Campbel mit ſeiner Abtheilung ſie ziemlich ſtreng züchtigte, ſo ſtellten ſie ihr ehrloſes Gewerbe doch nicht eher ein, als bis ſie auf allen Punkten geſchlagen und gänzlich erſchöpft waren, dann endlich erklärten ſie ſich unter gewiſſen Bedingungen bereit, von ferneren Raubanfällen der Grenzdörfer ſowie von Beläſtigung der Reiſenden abzulaſſen.

Das Jahr 1851 wird lange in den Annalen Indiens wegen des in ihm gemachten Anfangs zum Bau von Eiſenbahnen und electriſchen Telegraphen in einer oder zwei Präſidentſchaften bemerkenswerth bleiben. In Calcutta und Bombay wurden die erſten Sectionen der oſtindiſchen und der großen indiſchen Halbinſel-Eiſenbahnen in Angriff genommen, während ein electriſcher Telegraph zwiſchen erſtgenannter Stadt und dem Diamanten-Hafen angefangen ward, und nunmehr in Thätigkeit iſt — dieſer Anfang bildet das erſte Glied einer Drahtkette, welche eventuell die Stadt der Paläſte mit den verſchiedenen Regierungsſitzen der ganzen Präſidentſchaft verbinden ſoll.

In dieſem Jahre ging im Parlament ein Geſetz

durch, welches für ganz Indien das bewirkte, was Lord William Bentinck nur für Bengalen verordnet hatte. Dieſes Geſetz ſchaffte nämlich alle Geld- und Gefängnißſtrafen ab, welche die alten hinduiſchen und mahomedaniſchen Geſetzbücher gegen diejenigen verordneten, die von ihrer väterlichen Religion zum Chriſtenthume übertraten, wodurch dieſe Abtrünnigen bis dahin alle perſönlichen, alle Familien- und Eigenthumsrechte verloren hatten. Gewiß, dieſes Geſetz war ſehr vernünftig!

Gegen Ende des mehrerwähnten Jahres bedeckte ſich der politiſche Horizont in der Richtung von Burmah (Birma) hin, von wo aus mehrfache grauſame Handlungen und Bedrückungen britiſcher Unterthanen ſtattfanden. Ein ſolches Verfahren konnten die Behörden unmöglich überſehen. Es ward demzufolge im November von Calcutta aus, unter Commodore Lambert eine Expedition ausgerüſtet, die nicht nur auf Entſchädigung für die bisherigen Unbilden, ſondern auch auf Sicherheit für die Zukunft dringen ſollte.

In den erſten Tagen des Januar-Monats (1832) ſchien es, als ſei der Souverain von Ava geneigt, mit dem General-Gouverneur eine freundſchaftliche Uebereinkunft abzuſchließen, aber es ſtellte ſich bald heraus, daß die anſcheinende Freundſchaft nur Verſtellung, um Zeit zu gewinnen, war. Ein neuer Vicekönig, der ſich eifrig mit Vorbereitungen beſchäftigte, die durchaus nicht friedlicher Natur waren, kam nach Rangun. Vergeblich ſuchte Commodore Lambert bei dieſem hohen Beamten um Audienz nach; zuerſt wurden ſeine Briefe kalt, ſpäter ſogar mit Verachtung behandelt und man

überzeugte ſich, daß die Burmeſen (Birmanen) nur durch Anwendung von Zwangsmitteln zum Unterhandeln vermocht werden könnten.

Bei dieſem Stande der Angelegenheiten theilte der Commodore allen britiſchen Bewohnern Ranguns mit, ſie möchten, wenn ſie ihr Leben lieb hätten, am Bord der Flotte Schutz ſuchen. Obſchon ſie dieſen Befehl ſogleich befolgten, ſo wurden doch noch eine Menge Europäer und Eingeborner am Ufer zurückgehalten und in Gefängniſſe geworfen. Am andern Tage bewegte ſich die britiſche Flotte den Fluß hinunter, die Dampfer nahmen einige der kleinen Schiffe in's Schlepptau. Die Anzeige des Vicekönigs, er werde unſere Schiffe beſchießen, wenn ſie ſeinen Feſtungswerken vorbeizuſegeln wagten, ließ man unbeachtet; als aber einer der Dampfer mit einem burmeſiſchen Kriegsſchiffe als Priſe im Tau vor der Stadt vorbeikam und die Garniſon in der That ihn beſchoß, da entluden die Kanonen des königlichen Schiffs Fox ihre Ladung mit ſo guter Wirkung, daß das Verlaſſen der burmeſiſchen Werke die unmittelbare Folge davon war.

Da Commodore Lambert nach dieſem offenen Bruch poſitivere Inſtructionen zu haben wünſchte, ehe er weitere Schritte thue, ſo ging er in einem Dampfſchiffe nach Calcutta, erklärte jedoch zuvor die burmeſiſchen Häfen in Blockadezuſtand. Obgleich der General-Gouverneur, wie man ſagte, die Wegnahme des burmeſiſchen Kriegsſchiffs nicht gern ſah, ſo genehmigte er doch Alles, was in Rangun geſchehen war und beſchloß ohne Verzug die energiſchſten und zweckdienlich-

ſten Maaßregeln zur Ausgleichung der Streitigkeiten zu ergreifen. Nach Bombay und Madras wurden Befehle geſchickt, unverzüglich alle verwendbaren Dampfſchiffe zum ſofortigen Gebrauch fertig zu machen und ſie mit den entbehrlichen Contingenten zu beſetzen; während gleichzeitig in Calcutta die größte Thätigkeit herrſchte, um ſtarke, aus Europäern und Einheimiſchen gebildete Truppencorps nebſt hinreichender Artillerie auf Dampf- und Transportſchiffen ſchleunigſt zu expediren.

Zufolge dieſer Anordnungen ſegelten gegen den 24. Februar ſechs Dampfſchiffe von Bombay nach Madras, wo ſich die zum birmaniſchen Feldzug beſtimmten Truppen, zwei europäiſche und vier eingeborne Regimenter, nebſt vier Artillerie-Brigaden, größtentheils Europäer, unter Commando des Generals Godwin einſchifften und Madras am 29. März verließen. Mittlerweile war auch in Calcutta die Ausrüſtung ſehr beſchleunigt worden. Die letzte von dort abgefertigte Streitmacht verließ den Hugly am 25. März; ihre Geſammtzahl kam dem madraſer Contingent ziemlich gleich — zwei europäiſche und vier eingeborne Regimenter mit der nöthigen Artillerie in vier Dampf- und vier Transportſchiffen — ſie betrug ungefähr 8000 Mann.

Der General-Statthalter hatte den 1. April als letzten Termin zur Beantwortung ſeines Ultimatums durch den burmeſiſchen Monarchen angeſetzt; er ſchickte alſo am Morgen dieſes Tages ein Dampfſchiff nach Rangun, um zu erfahren, ob von Ava eine Erwiederung eingetroffen ſei.

Der Geſandte erhielt jedoch keinen Brief, vielmehr

empfing ihn ein Kugelregen aus den den Fluß einfaſſenden Stockaden, und er war daher zur Rückkehr gezwungen.

Admiral Auſtin war mit dem königlichen Dampfſchiffe Rattler zum Anſchluß an die bereits ſich dort befindende Flottenabtheilung angelangt, und da das bengaliſche Geſchwader zu gleicher Zeit eintraf, ſo ward beſchloſſen, Martaban, die erſte birmaniſche Stadt, ohne die Ankunft der Truppen aus Madras abzuwarten, anzugreifen; welches ohne große Schwierigkeiten am 5. vollzogen ward.

Am 7. kamen die Streitkräfte von Madras an, und drei Tage nachher ſegelte die vereinigte Macht den Fluß aufwärts und eröffnete ihre Operationen durch ein Bombardement der ſtarken Stockaden, die man mit Kanonen gut beſpickt und von 25,000 Mann vertheidigt fand. Während jenes und der vier folgenden Tage waren die Truppen damit beſchäftigt, die zahlreichen Außenwerke und befeſtigten Pagoden, mit welchen die Höhen der Umgegend beſetzt waren, zu beſchießen und wegzunehmen. Sie verloren dabei 17 Mann und 132 wurden verwundet, überdieß ſtarben 2 Offiziere am Sonnenſtich. Die britiſche Flotte in Burmah beſtand zu jener Zeit aus zwei Kriegsſchiffen, 16 Dampfern und 14 Transportſchiffen, und hatte eine Beſatzung von 2700 Europäern und 3000 Eingebornen, wozu noch etwa 1800 Marineſoldaten und Matroſen gerechnet werden müſſen, im Ganzen etwa 8000 Mann.

Eine der erſten Früchte der Eroberung Ranguns

war die Beruhigung der geängſtigten Eingebornen, welche die allerdings ganz natürliche Furcht hegten, daß unſere Soldaten, empört über den von den birmaniſchen Behörden gegebenen Befehl, an allen britiſchen Gefangenen die größten Grauſamkeiten zu verüben, die Schändlichkeit dieſer Aufforderung ihnen würden entgelten laſſen. Als ſie ſich daher von unſeren freundſchaftlichen Geſinnungen überzeugt hatten, kamen die Bewohner zu Tauſenden nach der Stadt zurück, während die Bevölkerung der benachbarten Provinz Pegu, welche ihren birmaniſchen Eroberern nie ſehr zugethan war, ſich bereit erklärte, ſich unter unſern Schutz zu begeben. Die eingebornen Behörden, als ſie ſolche Aeußerungen erfuhren, behandelten die unglücklichen Einwohner mit der größten Grauſamkeit, indem ſie ſie der Plünderung und allen Gewaltthätigkeiten der burmeſiſchen Soldateska Preis gaben.

Der britiſche Oberbefehlshaber fürchtete, unſere Truppen würden während der ganzen Regenzeit, die ſich vom Monat Mai bis einſchließlich October erſtreckt, unthätig bleiben müſſen; als er jedoch Anfangs Mai erfuhr, daß ſtarke burmeſiſche Streitkräfte ſich in Baſſein, einer Stadt von einiger Wichtigkeit, die ungefähr ſechszig Meilen aufwärts an einem Arme des Irrawaddy Fluſſes liegt und an das britiſche Territorium Arracan grenzt, verſammelt hätten, um wahrſcheinlich von da aus Arracan zu überfallen, ſo beſchloß General Godwin, den Feind aus jener Gegend zu vertreiben, und in Baſſein eine Garniſon zu legen.

Am 17. des Morgens ſchickte er eine Abtheilung

von 400 Mann europäiſcher und 300 Mann eingeborner Infanterie mit 100 Ingenieuren*) und einigen Artilleriſten, die durch eine Abtheilung Marineſoldaten unterſtützt wurde, in vier Dampfſchiffen ab. Am Abend ſegelte dieſe Expedition den Hauptfluß hinunter bis zur See und umſchiffte am folgenden Morgen den kleinern Arm, an welchem Baſſein liegt. Die Flottille kam vor vielen Stockaden vorbei, von welchen ſie jedoch nicht beunruhigt wurde und erreichte die Stadt ohne Unterbrechung am Nachmittage. Hier gewann man die Ueberzeugung, daß der ziemlich ſtarke Feind ſich hinter einigen Erdwällen, die durch Stockaden geſchützt wurden, verſchanzt habe und ſich innerhalb einer großen Pagoda vertheidigen würde. Die Zahl der Feinde ſchätzte man auf 7000 Mann.

Da man immer noch auf keinen Widerſtand ſtieß, ſo landeten die Truppen; als aber ein Detaſchement unter Hauptmann Salter gegen eine der Stockaden anrückte, wurde es durch eine Flintenſalve empfangen, welche einigen Schaden anrichtete. Salter führte die Mannſchaft ſogleich gegen die Vertheidigungswerke, die ſtark mit Kanonen geſpickt waren und deren Bedienung unſere Soldaten mit ihren Bayonetten durchbohrten. Zuerſt ward die Pagoda und zuletzt wurden die Erdwälle erobert, wobei der Feind etwa 800 Mann, wir aber einige Offiziere und Soldaten an Verwundeten verloren. Da die Stadt von den birmaniſchen

*) Dieſes Corps heißt in England zwar sapper und miners, iſt aber daſſelbe wie Ingenieure oder Genie-Corps in anderen Armeen. Anmerk. des Ueberſetzers.

Truppen verlaſſen war, ſo koſtete die Einnahme nichts; eine Garniſon von 500 Mann blieb als Beſatzung darin.

Am 26. machten die Birmanen plötzlich einen verzweifelten Verſuch, mit etwa 1200 Mann Martaban wieder zu nehmen; ſie wurden aber mit beträchtlichem Verluſt zurückgeſchlagen. Wir verloren dabei nur einen Todten und hatten 13 Verwundete.

Am 3. Juni fuhr ein Corps von 100 Europäern und einer gleichen Anzahl Sipahis mit 30 Ingenieuren in einem Dampfer ab, um Pegu, die ehemalige Hauptſtadt das Königreichs gleiches Namens, die jetzt im Beſitze der Burmeſen war, zu erobern. Die Expedition kam am folgenden Morgen früh vor der Stadt an, landete und trieb bei der erſten Charge die Feinde, die in großer Anzahl aus ihrer Pagoda und ihren Stockaden flüchteten und die Stadt in den Händen der Briten ließen, vor ſich her. Letztere wurden von den Bürgern als Befreier begrüßt, ſie blieben indeß nicht dort, ſondern kehrten, ohne Pegu zu beſetzen, zurück.

Während des übrigen Theils des Junimonats blieben die Truppen zwar unbeſchäftigt, aber trotz des ungünſtigen Wetters bei guter Geſundheit General Godwin benutzte dieſe Ruhe, um ein Dampfſchiff nach Calcutta mit dem Geſuche abzufertigen, ihm einen Zuzug von Europäern und Eingeborenen nebſt einer Abtheilung leichter Reiterei, einer Feldbatterie und etwas reitender Artillerie zu ſchicken. Alle dieſe Streitkräfte bereiteten ſich ſogleich zum Einſchiffen vor und gingen ſchleunig in Madras und Calcutta an Bord. Mittlerweile beſuchte der General-Statthalter den Kriegsſchau-

platz, um persönlich die Sachlage zu prüfen und sich mit dem Oberbefehlshaber der Truppen wegen der künftigen Operationen zu besprechen.

Am 9. Juli ward eine Streitkraft gegen Prome abgeschickt, welche, nachdem sie auf einigen unbedeutenden Widerstand aus den Flußvertheidigungswerken gestoßen, der Armee des birmanischen Generals in den Rücken fiel. Nach Austausch einiger Lagen floh der Feind in allen Richtungen und ließ achtundzwanzig Kanonen, die Staatsbarke des Generals und eine Menge Fahnen, sowie viel Feldequipage zurück. Ohne weitern Widerstand rückten die Briten sogleich in Prome ein, da sie indeß nicht stark genug waren, so behielten sie es nicht im Besitz. Folglich besetzten die Birmanen es wieder, sobald die Unserigen nach Rangun zurückgekehrt waren und fingen an es zu befestigen. Die Beweggründe des Generals Godwin, eine Eroberung nur zum Schein zu machen, sind schwer zu errathen; sein Gebahren gab den erstaunten Truppen, wie sich nicht anders erwarten ließ, zu großer Unzufriedenheit Anlaß.

Der Augustmonat verstrich ungenützt, obwohl das Wetter nicht ungünstiger war, als es gewöhnlich zu dieser Jahreszeit ist und also kein Hinderniß im Wege stand, sogleich zu Wasser nach Ava, der Hauptstadt des burmesischen Reichs, vorzurücken; aber die Schlaffheit des Oberbefehlshabers verhinderte jede Bewegung.

Nachdem im Monat September die erwarteten Verstärkungen das Hauptquartier erreicht hatten, betrug die Zahl der verwendbaren Truppen beinahe 20,000

Mann, die, im beſten Zuſtande, vollkommen ausreichend geweſen wären, den Weg bis zu den Thoren des kaiſerlichen Palaſtes zu ſäubern. Dieſer Anſicht ſcheint indeß General Godwin nicht geweſen zu ſein, er traf nur Anſtalten, um Prome nochmals anzugreifen. Um die Mitte dieſes Monats marſchirten zwei Regimenter, eine Feldbatterie und eine Abtheilung vom Geniecorps aus Rangun, denen der General mit einem Trupp Artilleriſten einige Tage darauf folgte. Sie ſegelten ohne Widerſtand den Fluß abwärts bis zum 9. October, wurden aber dann, als ſie ſich den ſtockadirten Befeſtigungen der Stadt näherten, von vielen Seiten beſchoſſen. Die feindlichen Kanoniere zeichneten ſich indeß nicht beſonders aus: in weniger als zwei Stunden waren ihre Geſchoſſe zum Schweigen gebracht und die von den Dampfſchiffen aus geworfenen Bomben ſäuberten den Boden gänzlich von den feindlichen Kriegern. Gegen Abend wurden die britiſchen Truppen gelandet, und indem ſie ſchnell auf die Pagoda und auf die wenigen Vertheidigungswerke vorrückten, trieben ſie mit dem Bayonet Alles vor ſich her. Die Nacht brach an, ehe die Stadt erreicht werden konnte, daher mußte die zweite Beſetzung Prome durch unſere Truppen bis zum folgenden Morgen verſchoben werden.

Man wußte, daß ein burmeſiſches Truppencorps von etwa 6000 Mann wenige Meilen von der Stadt poſtirt, ſtark hinter Stockaden verſchanzt und außerhalb des Bereichs unſerer Kanonen auf dem Dampfſchiffe ſtehe. Es wäre für General Godwin ein Leichtes geweſen, mit der ihm zu Gebote ſtehenden Streitmacht

den Feind aus dieſer Stellung zu vertreiben; aber er fürchtete wahrſcheinlich den Krieg zu ſchnell zu beendigen und beſchloß daher, ehe er weiter vorzuſchreiten verſuchte, die Ankunft neuer Verſtärkungen abzuwarten. Er geduldete ſich indeß nicht lange, ſondern reiſte ſchon einen oder zwei Tage darauf nach Rangun ab, um die von ihm als zu weiteren Operationen nöthig erachteten Truppen aufzuſuchen. Dieſe marſchirten gegen Ende des Monats ab. Aber währenddem war der Irrawaddy-Fluß ganz unerwartet ſo ſehr gefallen, daß mehrere unſerer größten Dampfſchiffe plötzlich mitten im Strome auf dem Grunde ſaßen und Ausſicht hatten dort feſt zu bleiben, bis ſie die nächſte Regenzeit wieder flott machen würde.

Die Behörden in Calcutta, um das projectirte Vorrücken auf Ava zu unterſtützen, ſchickten auf der durch die Provinz Arracan und den Aeng-Paß von jenen Territorien in das birmaniſche Gebiet führenden Straße 250 Elephanten zu Lande nach Prome ab, und da man erfuhr, daß der Feind den Paß durch Stockaden verrammeln werde, ſo wurden von Arracan aus Truppen abgeſchickt, um den Weg zu reinigen und die Straße nach dem Südoſten offen zu halten.

Ungeachtet einer zweiten nach Prome ausgezogenen Streitkraft wurde in jener Gegend, die Beſetzung einiger weniger Dörfer in deſſen unmittelbarer Nähe etwa ausgenommen, zur Beſchützung der Einwohner gegen die burmeſiſchen Truppen nichts gethan. Der General gefiel ſich in Wiederholungen. Wie er Prome zweimal erobert hatte, ſo, meinte er, müſſe auch Pegu noch ein

Mal mit Sturm genommen werden. Er ließ also am 18. November eine Streitkraft von 1100 Mann, sowie 30 Artilleristen, 60 Ingenieure und zwei Vierundzwanzigpfünder auf vier Dampfschiffen nach Pegu einschiffen und übernahm das Commando dieser Expedition selbst.

Als sie am Abend des 20. vor der Stadt ankamen, überzeugten sie sich, daß sie seit ihrer letzten Eroberung befestigt worden. Man sah zahlreiche Stockaden mit Truppen gefüllt, welche mit heftigem Widerstande drohten. Während der Nacht bewirkten unsere Truppen jedoch ungehindert ihre Landung und rückten am folgenden Morgen sehr früh auf die Haupt-Stockade vor, indem eine Abtheilung in Front chargirte, während eine andere eine Flankendiversion machte. Die Vertheidiger des Werks glaubten mit Abfeuerung einer Ladung genug gethan zu haben; sie bestiegen darauf eine Heerde Elephanten und Ponies (kleine Pferde), welche augenscheinlich zu diesem Zwecke bereit standen, und ließen uns im ungestörten Besitze des Platzes.

Dieses Mal entschied sich der General dafür, die Stadt mit einer Garnison zu belegen, welcher auch ein Theil der Ingenieure und die beiden Vierundzwanzigpfünder beigesellt wurden; hierauf trat er seinen Rückweg mit den Dampfern und dem größten Theile der Truppen nach Rangun an, welchen Platz er am 23. erreichte. Drei Tage später setzte er sich wiederum, durch eingeborene Truppen, eine Feldbatterie und einige unregelmäßige Reiterei auf's Neue verstärkt, aufwärts nach Prome in Bewegung; was er damit bezweckte, läßt sich nicht erkennen.

Trotz ihrer vielen Niederlagen schienen die Burmesen doch nicht geneigt, uns im ruhigen Besitz unserer Eroberungen zu lassen. Am 8. Dezember beschossen sie die vor Pegu liegenden Commissariats-Böte, während in derselben Minute 8000 Mann ihrer Truppen die Stadt und ihre Außenwerke, welche die kleine Garnison tapfer vertheidigte, angriffen. Als die Nachricht dieser Vorfälle in Rangun eintraf, wurde eine Verstärkung von 200 Mann gen Pegu abgeschickt; da sie aber einen überlegenen Feind in einer vortheilhaften Stellung am Flusse antraf, sah sie sich genöthigt nach Rangun zurückzukehren. Hierauf gingen 1400 Mann, größtentheils Cavallerie, zu Lande und zu Wasser ab, welche unaufgehalten vordrangen und ein starkes birmanisches Cavalleriecorps vor sich hertrieben. Die Briten begegneten dem 8000 Mann starken Feinde in der Nachbarschaft von Pegu und warfen ihn beim ersten Angriffe; er ließ viele der Seinigen auf dem Schlachtfelde. Bei dieser Gelegenheit schlugen sich die unregelmäßigen sikhschen Reiter bewunderungswürdig und bewiesen, daß sie ihre Tapferkeit auch unter veränderter Herrschaft unverändert bewahrt hatten.

Die verschiedenen im Vorhergehenden erzählten Operationen führten zur Einverleibung des eroberten Theils des birmanischen Reichs in die Territorien der Compagnie. Durch eine vom 28. Dezember 1852 datirte Proclamation erklärte der General-Gouverneur die Provinz Pegu dem britischen Gebiete einverleibt und forderte alle Einwohner auf, sich der Autorität und dem Schutze der Regierung zu unterwerfen. Er theilte

überdies mit, daß keine weiteren Eroberungen beabsichtigt würden, daß aber, wenn der König von Ava sich weigere, in freundschaftliche Beziehungen zu der britischen Regierung zu treten, oder sie in dem ruhigen Besitze Pegus stören sollte, nothwendiger Weise die Feindseligkeite wieder beginnen und erst nach der gänzlichen Umwerfung des burmesischen Reichs und der Verbannung des Königs und seiner Familie eingestellt werden würden. In Folge dieser Proclamation brach in der Hauptstadt eine Revolution aus, an deren Spitze des Kaisers Bruder stand, der, wie es scheint, mit vielen Anderen freundliche Gesinnungen für die Engländer hegte. Der Souverain ward abgesetzt, gefangen genommen und sein Bruder an seiner Stelle auf den Thron gehoben. Die Engländer sandten in Folge dieses veränderten Zustandes auf einem Dampfer von Rangun aus eine Gesandtschaft nach der Hauptstadt Ava ab, welcher sie aus Vorsicht eine stark bewaffnete Begleitung gaben.

Mittlerweile blieben unsere Truppen nicht müßig. Eine ihrer Abtheilungen nahm die Stockade beim Aeng-Paß, vermittelst welcher die Birmanen unsere Verbindung zwischen Arracan und Pegu abzuschneiden gehofft hatten; wir verloren dabei nicht einen einzigen Mann, obschon der Paß von Natur sehr stark war und für uneinnehmbar gehalten wurde. Der Feind streifte immer noch in starker Anzahl bei unseren Stationen herum; er lauerte offenbar nur auf Gelegenheit uns zu beunruhigen und die Dörfer zu plündern. Während des ganzen Januar-Monats bemüheten sich verschiedene

Detaſchements das Land zu ſäubern und dieſe Diebsbanden zu züchtigen. Zur Zeit unſerer letzten Berichte — Mitte Mai 1853 — ſcheinen ſich alle birmaniſchen Truppen in Folge der neulichen Revolution nach Ava zurückgezogen haben. Der neue Kaiſer fertigte eine Geſandtſchaft ab, um mit unſerem Vertreter zu unterhandeln; dieſe Unterhandlungen verſprachen anfänglich in freundſchaftlicher Weiſe zu endigen; bald aber ließen die Birmanen ſich vernehmen, daß ſie keinen Theil ihrer Territorien in unſerem Beſitz zu laſſen gedächten, ohne nicht vorher noch einen Kampf deshalb zu führen.

Ehe wir das gegenwärtige Kapitel, und mit ihm die hiſtoriſche Section dieſes Werks ſchließen, dürfte es gerathen ſein, die wenigen in den anderen Theilen der Präſidentſchaften vorgefallenen Ereigniſſe zu erwähnen. Ueberall in Indien, mit Ausnahme der nordweſtlichen Grenze, herrſchte der tiefſte Frieden. Die einzige, dieſe gänzliche Ruhe unterbrechende Störung geſchah durch die zeitweiligen Ueberfälle der Gebirgsſtämme, beſonders des Momundſtammes. Ihre Raubzüge waren vorzüglich gegen die Bewohner der benachbarten Dörfer gerichtet, wo ſie öfters großen Schaden anrichteten.

Dieſe Diebeshorden beſchäftigte einen Theil unſerer Streitkräfte unter Sir Colin Campbell bis zum Schluſſe des Jahres, indem ſie unſere Truppen, wenn dieſe ſie am wenigſten erwarteten, anfielen und ihnen bedeutende Verluſte beibrachten. Sie zeigten ſich beſonders in großer Anzahl als leichte Cavallerie, und trotzten durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen und durch ihre ge-

naue Kenntniß der Gegend der unserer Seits gegen sie geschickten Truppen.

In Scind war die vorstechende Begebenheit des Jahres die Absetzung des Fürsten Ali Morao. Die Umtriebe und die Falschheit dieses verschmitzten Intriguanten, der sowohl seine beiden Brüder als die britische Regierung um große Strecken Landes betrogen hatte, wurden so notorisch bewiesen und klar dargethan, daß man ihm seine auf so ungerechte Weise erworbenen Ehren und Güter abnahm und ihn zum Range eines gewöhnlichen Häuptlings erniedrigte.

Im Jahre 1852 ward der Versuch gemacht, eine jährliche Messe in Kurradschie zu errichten, um von dort aus die großen Handelsplätze oberhalb des Indus mit europäischen Waaren zu versehen, und ihre Produkte als Rückfracht abzusetzen; der Erfolg entsprach jedoch den Erwartungen nicht: die Zufuhren von Waaren sowohl wie von Erzeugnissen des Bodens waren beträchtlich, fanden aber nur geringen Absatz.

Im Februar 1853 wurden die ersten funfzehn Meilen der indischen Eisenbahn zwischen Bombay und Tamrah eröffnet, welche kleine Strecke seitdem im thätigen Betriebe geblieben ist.

Nachtrag.

Die künftige Regierung Indiens.

Am 3. Juni 1853 brachte der Minister Sir Charles Wood eine Bill in das Haus der Gemeinen ein, die seitdem mit geringen Modificationen Gesetzeskraft erlangt hat, und deren Hauptbestimmungen sich wie folgt zusammenfassen lassen:

Die gegenseitigen Verhältnisse der Controlbehörde und des Courts der Director (Directorium) bleiben wie sie bis jetzt waren.

Die dreißig Mitglieder des Directoriums sollen auf achtzehn herabgesetzt, zwölf derselben auf gewöhnliche Art erwählt und sechs von der Krone aus Personen ernannt werden, die zehn Jahre entweder als Beamte der Compagnie, oder als Kaufleute, oder auch als Justiz-Commissarien in Indien gewohnt haben. Ein Drittel der ganzen Zahl soll alle zwei Jahre ausscheiden, jedoch wieder wählbar sein. Die Directoren sollen jeder ein Jahrgehalt von 500, der Vorsitzende und dessen Stellvertreter aber jeder 1000 Pfund Sterling jährlich erhalten.

Hinsichtlich der vom General-Statthalter über die indische Regierung ausgeübten Oberaufsicht findet keine Veränderung statt; es soll aber ein Vicegouverneur von Bengalen angestellt und eine neue Präsidentschaft am

Indus geschaffen werden; der Vicegouverneur von Agra fährt wie bisher in seinen Functionen fort.

In England soll eine Commission zur Prüfung, Ausarbeitung und Redaction der von der i. J. 1833 ernannten indischen Gesetz-Commission eingereichten Aufsätze und Berichte eingesetzt werden. Auch wird vorgeschlagen, den gesetzgebenden Rath zu erweitern, indem man dem General-Gouverneur die Macht ertheilt, zwei, jedem der Oberpräsidenten, ein Mitglied zu wählen und den Oberrichter des königlichen Gerichtshofs sowie einen der anderen Richter zu Mitgliedern macht. Hierdurch würde sich die Zahl der Räthe auf zwölf vermehren; dem General-Statthalter soll bei ihrer Gesetzgebung ein Veto zustehen.

Das bis jetzt vom Directorium genossene Privilegium, alle Studenten zu den Hochschulen in Hailibury und Addiscombe zu ernennen, soll aufhören; eine Ausnahme hiervon wird die Ernennung zum Militairdienst machen, die ihm wie bisher verbleibt.

Die Zulassung zu den Hochschulen und folglich zum Dienste soll der öffentlichen Mitbewerbung aufgeschlossen werden, indem von der Controlbehörde gehörig dazu geeignete Prüfungsbeamte angestellt werden sollen.

Der gegenwärtige Gesetzgebungsrath soll, bis das Parlament anders darüber bestimmt hat, in Kraft bleiben.

Ende des ersten Theils.

Halle, Druck von H. W. Schmidt.

Pol. Tow. Geograficzne w W-wie BIBLIOTEKA CENTRALNA

10348